Wanderungen
durch das
heilige Land

Von

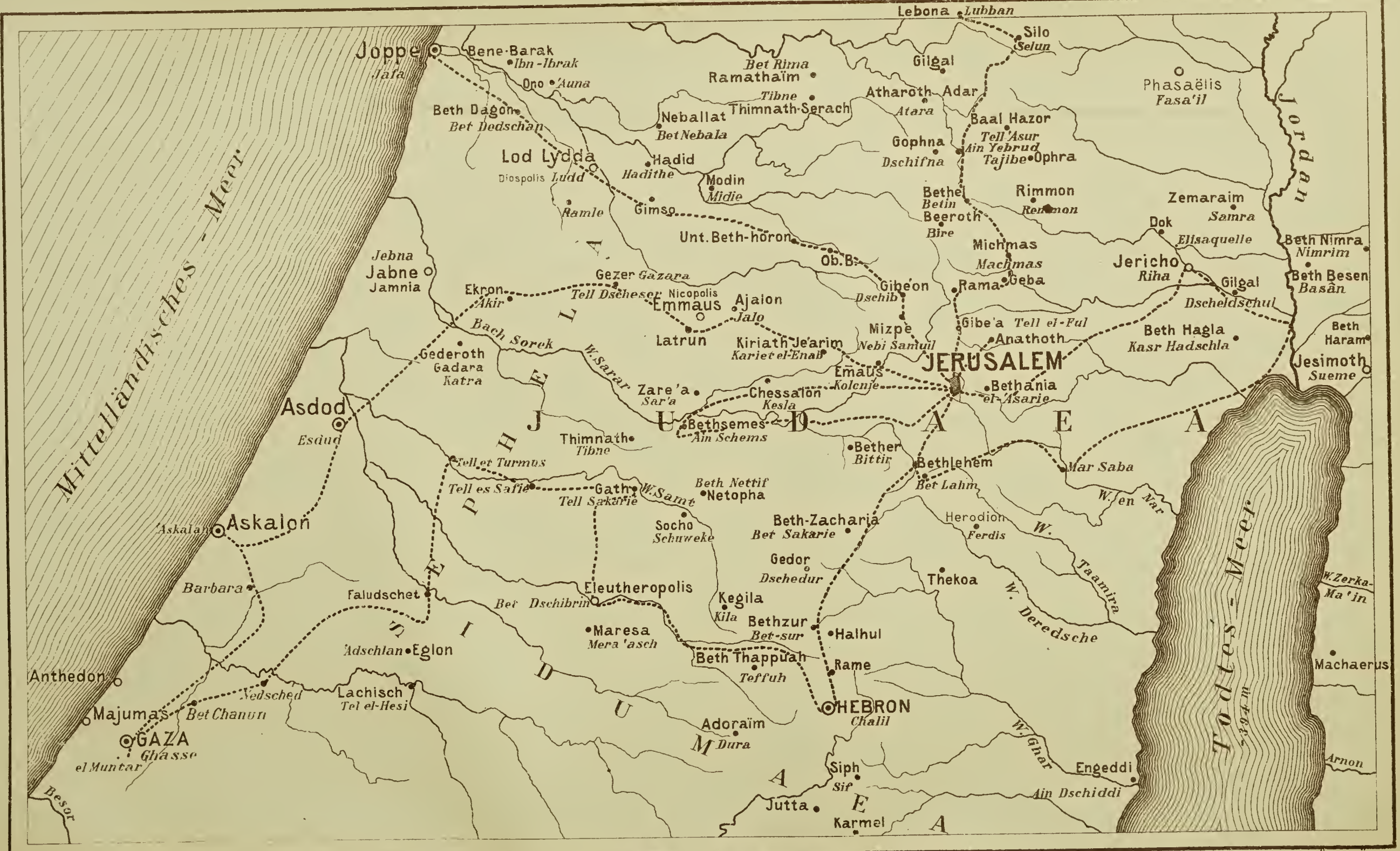
Dr. Konrad Furrer.

Zürich,
Verlag des Art. Institut Orell Füßli.

LIBRARY OF PRINCETON
SEP 27 1905
THEOLOGICAL SEMINARY.

Division DS107
Section F989

SÜD - PALAESTINA



Maasstab 1:600 000

0 5 10 15 20 Kil.

Die punktierte Linie zeigt die Reiseroute des Verfassers

ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Wanderungen

durch

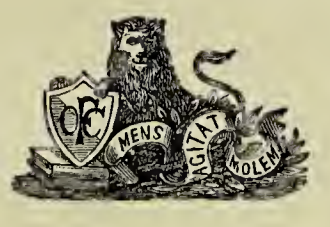
das heilige Land.

Von

Dr. Konrad Furrer.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 62 Illustrationen und 3 Karten.



Zürich,
Druck und Verlag des Art. Institut Orell Füßli
1891.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/wanderungendurch00furr

Vorwort zur zweiten deutschen Auflage.

Mehr und mehr öffnet sich das heilige Land den abendländischen Lebensformen. Bald wird der Pfiff der Lokomotive durch die felsigen Thäler Judäas dringen und der Schaffner rufen: „Jerusalem, alles aussteigen!“ Im Westen und Nordwesten der heiligen Stadt trifft der Reisende schon heute eine europäische Vorstadt an mit vielen stattlichen Gebäuden. Neben Häusern mit flachen Dachzinnen fehlen dort auch solche mit schrägen Ziegeldächern nicht, neben Herbergen im Sinne altmorgenländischer Gastfreundschaft, sogenannten Hospizen, laden fein ausgestattete Gasthöfe die Wanderer ein. Reiche eingeborne Frauen beginnen teilweise abendländische Tracht zu tragen und der arme Bauer sein altertümliches Hauslämpchen mit einer neumodigen Petroleumlampe zu vertauschen. In solcher Weise werden dem ehrwürdigen morgenländischen Gewande einzelne moderne Lappen angeheftet und unschöne, ärmliche Mischformen von Sitten und Gebräuchen erzeugt.

Wie ganz anders war es noch, als ich im Jahre 1863 das Land durchreiste. Da es zu jener Zeit „von Dan bis nach Beerseba“ noch keine fahrbare Straße gab, so stund damit schon dem Eindringen europäischer Kultur ein Damm entgegen. Nur wo Pilger zusammenströmten, machte sich abendländische Gewohnheit bemerkbar, sonst lag über Stadt und Land der wunderbare Reiz charaktervoller, ungetrübter

morgenländischer Ursprünglichkeit. Ich sah Lebensformen vor mir, die im Wandel zahlloser Menschengeschlechter wesentlich sich gleich geblieben. Oftmals war es mir zu Mute, als sei ich mit einem Schlage um Jahrtausende zurückversetzt, als könne ich die Zeitgenossen Abrahams oder Samuels wiedersehen. Die Bilder und Gleichnisse der Bibel entrollten sich in kaum übersehbarer Fülle vor meinen Augen und entzückten mich in ihrer Heimat mit dem vollen, warmen Hauch jugendfrischen Lebens.

Seit jener Zeit blieb es mir Bedürfnis, mit der Bildersprache der Bibel immer mehr vertraut zu werden, das sinnige und zarte Naturgefühl der Dichter und Propheten Israels immer deutlicher zu erkennen und die schlichte Treue in den örtlichen Schilderungen der biblischen Erzähler nachzuweisen. Dankbar ergänzte ich dabei meine eigenen Beobachtungen mit denen anderer Forscher. Gelehrte deutscher, englischer, französischer und italienischer Zunge haben während der letzten fünf Jahrzehnte in edelm Wetteifer die Kenntnis des heiligen Landes mächtig gefördert und uns eine Einsicht in die Natur und Geschichte desselben ermöglicht, wie sie kein früheres Zeitalter je besessen.

Die neue Auflage erheischte an vielen Stellen eine nach Form und Inhalt tiefgreifende Umarbeitung des Buches; denn ich bestrebte mich nicht nur, dasselbe für alle Bibelfreunde verständlicher und lesbarer zu machen, sondern auch es bei all seiner volkstümlichen Haltung dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft anzupassen. In Schreibung der Eigennamen schloß ich mich der gemeinüblichen Form an, ist doch eine genaue Wiedergabe der heutigen Namen von Orten und Personen des heiligen Landes schon deshalb nicht möglich, weil unserer Sprache mehrere Laute des Arabischen fehlen, und wird ja selbst in streng wissenschaftlichen Schriften meist die lutherische Schreibung der biblischen Namen beibehalten. Wenn im Übrigen der freundliche Leser

in meinem Buche viele Mitteilungen findet, die den landläufigen Ansichten widersprechen, so möge er versichert sein, daß mich bei meinen Aufstellungen wohlerwogene wissenschaftliche Gründe geleitet haben. Ich muß z. B. daran festhalten, daß der biblische Bethesdateich unfern der Heilquelle (Ain esch-Schefa) im Westen des Tempelplatzes lag und nicht, wie Viele jetzt annehmen, im Nordwesten der St. Annakirche.

Als ich das heilige Land durchreiste, war ich 24 Jahre alt. Seitdem sind 28 Jahre darüber hingegangen und viele der guten, treuen Menschen, die einst mit ihrem Wohlwollen den jungen Wanderer ermutigten, ins Grab gesunken, so der große Palästinaforscher Titus Tobler, Bischof Gobat in Jerusalem, der Missionar Ford in Sidon. Von meinem Führer Abdallah habe ich seit zehn Jahren nichts mehr gehört, so daß ich annehmen muß, er sei wie der fröhliche Nazarener Auwad zu den Vätern versammelt worden.

Mein Ziel war, die Heimat der Bibel aufzusuchen, und mein Buch erstrebt keinen höhern Ruhm, als daß es dem schlichten Gewande gleiche, welches dankbare Liebe am Boden ausbreitet, damit die verklärten Gestalten der Patriarchen, Propheten und Apostel in ihrer unsterblichen Lebensfrische darüber hinschreiten, in ihrer Mitte, gegrüßt von innigster Freude, Jesus Christus, unser Herr.

Zürich, im Advent 1891.

Dr. **K. Furrer**.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Einleitung ... ... 1—11

Zweck einer Palästinareise. Italien, Meerfahrt, Ägypten, Jaffa.

Von Jaffa nach Jerusalem ... ... 11—25

Ebene Saron, El Burdsch, die beiden Bethhoron, Gibeon, Mizpa.

Jerusalem ... ... 26—94

Gang von der Davidsburg aus durch die Stadt: Grabeskirche, Johanniterhospital, Bazar, Schmerzensstraße (via dolorosa), St. Annakirche, Haram esch-Scherif (Tempelplatz), Bethesdateich, Judenquartier, Hütten der Aussätzigen, armenisches Kloster, protestantische Kirche.

Gang um die Stadt vom Jaffathor aus: Oberes Hinnomthal, Totenäcker in der Oberstadt, protestantisches Schulhaus, Sultansteich, alte Wasserleitung, jüdisches Armenhaus, unteres Hinnomthal, Berg des bösen Rates, altjüdische Gräber, Tyropöon und Ophel, Siloateich, Gärten, Ain Rogel, Berg des Ärgernisses, Kefr Silwan, Marienbrunnen, Thal Josaphath, jüdische Gräber, Zacharias- und Absalomdenkmal, Kidron, Zion, Gethsemane, Ölberg, Mariakirche, Baumwollenhöhle, Jeremiasgrotte, Golgatha, Damaskusthor, Mamillateich.

Ausflug nach Anathoth über Isawijeh (Nob) ... ... 94—100

Größere Rundreise durch Judäa über Hebron und Gaza ... ... 100—170

Bet Dschala, Bet Sur, Ain ed-Dirweh, Rameh, Hebron, Abrahamseiche, Der Nachas, Bet Dschibrin, Kudna, Der Dubban, Adschur, Tell Zakarijeh, Wadi Samt, Tell es-Safijeh, Tell el-Turmus, Tell el-Faludsche, Burer, Nidschid, el-Montar, Gaza.

Des es-Snid, Barbarah, Askalon, Medschel, Asdod Ekron, Gezer, Latrun, Wadi Ali, Abu Ghosch (Kirjath Jearim), Kulonijeh (Emmaus).

Ausflug nach Jericho und dem toten Meer ... ... 170—223

Reisegesellschaft, Bethanien, Chan Chadrur, Elisaquelle, er-Riha beim alten Jericho, Jordan, totes Meer, Kloster Mar Saba, Bethlehem, Artas, die salomonischen Teiche, Davidsbrunnen, Grab Rachels, Kloster Mar Elias, Einige Tage in Jerusalem.

Seite.

Ausflug nach Bethschemesch ... ... 223—248

Kloster Mussallabeh (Kreuzkloster), Rosenthal, Ain Jalo, Ain Hanijeh (Philippus-Brunnen), Bettir, Ras Abu Ammar, Der esch-Schech, Bethschemesch, Artuf, Wadi Ismail, Akur, Ain Karim, Abschied von Jerusalem.

Von Jerusalem nach Sichem ... ... 248—283

Skopus, Gibea Sauls, Rama, Geba, Michmas, Der Dewan, Bethel, Ain Jebrud, Ain Haramijeh, Silo, Ebene el-Lubban, Hawarah, Sichem.

Von Sichem nach Nazareth ... ... 283—314

Sebastijeh, Burka, Dscheba, Samur, Dothansaue, Dschenin, Jesreelsebene, Gilboa, Jesreel, Sunem, Nazareth.

Ausflug von Nazareth nach dem Karmel und Akko ... ... 315—348

Dscheba, Abrik, Kison, Karmel, Esfijeh, Kloster auf dem Vorgebirge, Chaifa, Akko, Kabul, Kaukab, Kefr Menda, Ebene el Battauf, Sefurijeh, Ain Sefurijeh.

Von Nazareth über Tiberias und Tell Chum nach Safed ... ... 348—384

Tabor, Suk el-Chan, Karn Hattin, Tiberias, Magdala, el-Ghuweir, Chan Minjeh, Ain Tabighah, Tell Chum (Kapernaum), Safed.

Von Safed nach Sidon ... ... 384—408

Ed-Dschisch, Iron, Bent Dschebeil, Tibnin, Tyrus, Litani, Sarepta, Sidon.

Von Sidon über Caesarea Philippi nach Damaskus ... ... 408—444

Chan Ali, Nebatijeh, Schloß Belfort, Banias (Caesarea Philippi), Tell el-Kadi (Dan), Rascheia el-Fochar, Hasbeia, Rascheia, Katana, Damaskus.

Von Damaskus nach Beirut ... ... 444—460

Zebedani, Baalbek, Ebene Bekaa, Libanon, Beirut.

Heimkehr ... ... 460—462

Verzeichnis der angeführten Bibelstellen. 463

Einleitung.

Seitdem die gefangenen Israeliten an den Bächen Babels voll schmerzlichen Heimwehs gesprochen: „Vergeß ich dein, Jerusalem, so müsse meine Rechte mein vergessen,“ [1] hat diese Stadt samt dem ihr zugehörenden Lande nie aufgehört, Gegenstand heißer Sehnsucht von unzählig viel frommen Herzen zu sein. Vielmehr ist die Zahl der Verehrer im Laufe der Jahrhunderte mächtig gewachsen. Zuerst waren es nur die Juden. An sie reihten sich die Christen und zuletzt die Bekenner des Islam. Gewiß kaum ein Land hat so viele verheerende Kriege erlebt, hat so oft seine Herren und Bewohner gewechselt, gewiß in keinem sind verhältnismäßig so viele Ströme Blutes geflossen. Aber schon Jahrhunderte vor Gottfried von Bouillon haben die rauhen Krieger, nachdem sie erbarmungslos den Feind hingemordet, mitten im Siegesjubel in den Staub sich gebeugt, voll höchster Ehrfurcht den heiligen Boden zu küssen.

Wohl ist zumal für den Christen die Innigkeit seines Glaubens durchaus unabhängig von sinnlichen Anschauungen. Wohl ist das unvergängliche Leben derer, die uns dieses Land teuer machen, nicht an die Scholle geheftet. Aber indem wir den Boden betreten, auf dem sie gestanden, die Eindrücke von Natur und Sitte auf uns wirken

[1] Psalm 137, 5.

lassen, die auf sie gewirkt, treten uns die verklärten Gestalten nahe, wie in greifbarer lebendiger Gegenwart. Wir lernen ihnen besser nachfühlen, sie besser begreifen, als vorher. Der göttliche Inhalt ihres Wesens erfreut uns aber doppelt, so gefaßt in klare, anschauliche Umgrenzung. Hier gilt ja im höchsten Sinne das Wort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht für alle Zeiten." Nicht dumpfem Aberglauben, sondern einer menschlich schönen Empfindung entsprang das Heimweh nach dem heiligen Lande, wie schon aus dem Jahr 450 n. Chr. der edle Bischof Theodoret bezeugt: „Wohl ist Gott nicht auf Einen Ort begrenzt; aber wenn wir die Stätten sehen, welche Zeugen seiner Heilsthaten gewesen, so weidet sich gleichsam auch das Auge an dem, was das glaubende Herz beseligt. Wer einen in Gott ruhenden Menschen von ganzem Herzen lieb hatte, der schaut selbst dessen Haus, Kleider und Schuhe mit Freuden an."

Paläſtina ist heute noch ein geschichtlich merkwürdiges Land in ganz besonderem Sinne. Es gehört zum Morgenland, dessen Geist mit ungemessener Ehrfurcht am Althergebrachten hängt. Obschon entsetzliche Stürme das Land getroffen, Sitten und Gebräuche sind doch wesentlich dieselben geblieben. Wo aber Namen und Formen geändert haben, da ist wenigstens der Geist kein anderer geworden. Paläſtina hat unläugbar viel von seinem alten Reichtum, seiner einstigen Schönheit eingebüßt. Aber es fehlt bei alledem nicht an Gegenden, die auch heute noch des Preises der alten Sänger wert wären. In diesem von der modernen Kultur unberührten Boden wird es daher dem sinnigen Wanderer nicht schwer, das Vergangene gegenwärtig zu schauen, und die großen Geschichten, die da vorfielen, mit tief erregtem Gefühl zu begleiten.

Mit welchen Mühseligkeiten hatte aber einst der abendländische Pilger auf der Reise nach Jerusalem zu kämpfen! Wie viel Gefahren drohten ihm zu Wasser und zu Lande! War doch der Ausdruck „nach Jaffa gahn" sprüchwörtlich bezeichnend geworden für lebens-

gefährliche Unternehmungen. Gingen doch niederländische Kaufleute gerne den Vertrag ein, dem zurückgekehrten Pilger das Doppelte seines Vermögens auszuzahlen, wenn es ihnen gehöre, im Fall, daß der ursprüngliche Besitzer umkomme. In unserer Zeit hat sich das alles geändert. Heiteren Mutes kann der nordische Wanderer den neuen Eindrücken sich hingeben, die in überwältigender Fülle auf ihn eindrängen, sobald er nur einmal die Alpen überschritten.

Ich brach den 7. Februar von Lausanne auf und gelangte über den Simplonpaß, an dem noch ungeheuere Schneemassen lagerten, ins Piemontesische. Beim Leuchturm Genuas erfaßte mich der erste Anblick des Meeres mit geheimem Bangen, hatte es doch in der vergangenen Woche außerordentlich verderbensvoll gewütet. Aber als ich dann nach Civita Vecchia fuhr, lachte ein milder blauer Frühlingshimmel über der dunkelgrünen Flut. Kurze Zeit nur war es mir vergönnt, in Rom zu verweilen, seiner alten und neuen Kunstherrlichkeiten mich zu erfreuen, römische Landschaft mit schweizerischer zu vergleichen und auf den Höhen der Stadt Neapel das Bild des Vesuv und des vielgerühmten Golfs in flüchtigen Strichen mir aufzuzeichnen. Von Neapel ging ich direkten Weges nach Alexandrien. Durch die Meerenge von Messina war's wie auf einem Landsee zu fahren. Deutlich erkannte ich an den nahe an einander gerückten Ufern den lieblichen Kranz von Städten, Schlössern, Hütten und grünen Feldern.

Bald nachdem wir dieselbe verlassen, schwand das Land uns aus den Augen, und das Schiff zog einsam seinen Pfad über das unheimlich große unendliche Meer. Zwar scheint die Erde nirgends näher umgrenzt, als da, wo das Auge über eine endlose Fläche schweift. Wo Berge den Horizont bilden, denkt der Beschauer ahnungsvoll noch ungemessene Welten dahinter. Der Himmel war meist bewölkt und das Wasser bewegte sich in großen schwerfälligen Wogen, die von Zeit zu Zeit dröhnend an das Schiff schlugen. Ohne Sturm und Ungewitter erreichten wir den weiten Hafen Alexandriens, und bald befand

ich mich am Strand des alten Wunderlandes Ägypten. Treffend hat Volney von diesem gesagt: „Für den Abendländer hat da alles den Charakter der Neuheit. Der Anblick der Fluren, die Ordnung der Städte, die Trachten, die Sitten der Einwohner: alle diese Dinge sind ihm neu. Welche Vorstellungen er sich immer darüber gemacht, er bleibt bei ihrem Anblick den Gefühlen der Ueberraschung und Bewunderung überlassen.“ Das seltsame Gemisch europäischen und morgenländischen Treibens in Alexandrien, der Bazar von Kairo, die Moscheen und Grabmäler dieser Stadt, ihre Gärten und Palmenwälder, ihre Handelskarawanen, es genügt wahrlich, nur diese Namen zu nennen, um das Gesagte zu bestätigen.

Vor allem bleibt mir das Rundbild unvergeßlich, an dessen Anblick ich mich auf der Spitze der höchsten Pyramide zu Gizeh erfreute. Nach Westen ruhte das Auge auf endlosen Sandlinien. Man brauchte an das graue Bild des Todes nicht noch erinnert zu werden durch die halbverschütteten Gräber, die aus dem Sande am Fuße der Pyramide hervorragten. Um auch im Tode noch ihre Könige zu umgeben, waren hier einst vornehme Ägypter in ungezählter Menge beigesetzt worden. Da träumen sie nach dem Glauben ihres Volkes den Traum eines paradiesischen Lebens im himmlischen Nilland, unvergänglichen Seins gewiß, so lange die eingetrocknete leibliche Hülle nicht in Staub zerfällt. Doch unfromme Neugier hat längst diese alten Träumer aufgestört, um hernach die entleerten Gräber wieder dem Schweigen des Todes zu überlassen. Kein Laut tönte aus dieser furchtbaren Einöde herüber, kein Zeichen des Lebens war sichtbar. Aber nach Osten zu breiteten sich grüne und gelbe Fluren aus. Palmenhaine wechselten ab mit herrlichen Akazien- und Sykomorenalleen. Armselige Dörfer waren mit solch reichem Schmuck der Natur umkleidet. Auf dieser Ebene war es, wo der junge Bonaparte in der sengenden Hitze des 21. Juli 1798 seine Regimenter mit dem Zuruf begeisterte: „Vierzig Jahrhunderte schauen von der Höhe dieser Pyramiden auf euch hernieder.“

Pyramiden von Gizeh.

Weiter erreichte das Auge den majestätischen Nil, der aus unermeßlichen Fernen langsam seine Wogen daher wälzt. Am fernen Horizonte ragten die Citadelle und die Minarete Kairos[1] empor. Indes so wunderbare Dinge das reiche Natur- und Volksleben Ägyptens mir auch zu schauen bot, freudig begrüßte ich doch den Augenblick, da das Schiff den Anker lichtete, mich nach Jaffa zu bringen.

Dasselbe hatte sehr viel Pilgervolk an Bord. Uns alle vereinigte wesentlich eine Ursache, die fromme Verehrung für den Erlöser der Menschheit. Bis zu Sonnenuntergang welch buntbewegtes Leben auf dem Verdeck, welch ein Summen verschiedener Sprachen! Doch bald nach Einbruch der Nacht wurde es still. Die meisten Pilger schliefen auf dem Verdeck. Man hörte nur noch das Knarren der Maschinen und das Rauschen des Wassers. Über uns der Himmel mit klarem Vollmondsglanz, unter uns die dunkle Tiefe, welche das Schiff rastlos durchfurchte.

Im Laufe des zweiten Tages tauchte das Gebirge Judäas als ein schmaler schwarzer Streifen am Horizont empor. Bald vermochte man auch den gelben Küstensaum zu erkennen, bald auch das ersehnte Jaffa. Eine Viertelstunde vor der Stadt warfen wir Anker. Das Meer schlug schäumend an die zahlreichen Klippen, zwischen denen die Ausladungsboote mühsam sich hindurch zwängten, um ins „Mondbecken" zu gelangen. So heißen nämlich die Araber wegen der vorgelagerten Klippenreihe den seichten ärmlichen Hafen, in den einst die Sidonier die am Libanon gefällten Cedern geflößt für den Tempelbau[2], wo einst der Held Judas die Schiffe seiner Feinde verbrannt, weil sie hinterlistig 200 Juden ins Meer versenkt hatten.[3] Vom berühmten Makkabäerfürsten Simon heißt es: „Zu all seiner Herrlichkeit gewann er auch Joppe und machte eine Einfahrt für die Inseln des Meeres."[4]

---

[1] Minarete sind schlanke Türme, von deren Zinnen der Mueddin (Gebetsrufer) die Muhammedaner fünf Mal des Tages zum Gebete ruft. — [2] 2. Chron 2, 16. Esra 3, 7. — [3] 2. Makk. 12, 3 ff. — [4] 1. Makk. 14, 5.

Diese Einfahrt hat gegen das Land hin heutzutage selbst für größere Ruderkähne nicht mehr die nötige Tiefe. Da wir nun dem Beispiel von König Richard Löwenherz, der in voller Eisenrüstung durch das Wasser watete, nicht folgen, sondern gerne trockenen Fußes ans Land kommen wollten, so mußten wir uns, 30 Schritte vom Ufer entfernt, auf den Rücken halbnackter Packträger schwingen.

Die terrassenförmig ansteigende Stadt bot einen sehr freundlichen Anblick vom Meere aus dar. Neben den stattlichen Klöstern fehlte es auch nicht an weltlichen Gebäuden vornehmern Stils. Über den platten oder kuppelgewölbten Dächern ragte da und dort eine Palme, beim Anhauch des Meeres träumerisch sanft ihr fiederblättriges Haupt wiegend. Der 36 m hohe Hügel, an dem die Stadt liegt, springt ins Meer vor, indem nördlich und südlich von ihm die Küstenlinie in anmutiger Krümmung sich zurückzieht. Welch alte Stadt, dieses Jaffa! Schon die Pharaonen Ägyptens und die Großkönige Assyriens rühmen sich seiner Eroberung. Seit drei Jahrtausenden ist es die Hafenstadt Jerusalems, heutzutage ein wiederum kräftig aufblühender Stapelplatz, der etwa 8000 Einwohner zählt. In dieser langen Zeit aber hat Jaffa gar viel ausgestanden. Mehr als zwölf Mal ist es erobert und zerstört worden. Im 15. und 16. Jahrhundert war es fast nur noch ein Ruinenhaufe.

Durch enge, winklige, zum Teil gepflasterte Gassen ging ich in die Stadt hinauf, wo ich bei einem deutschen Protestanten, Namens Metzler, sehr gastfreundliche Aufnahme fand. Viele Häuser waren mit kleinen, zierlich vergitterten Erkern versehen. Durch solch einen Erker schaute Siseras ängstliche Mutter,[1] ob ihr Sohn wohl heimkomme; aber ihn hatte Deborah geschlagen und das Weib Jael getödtet. Von da aus pflegte zu Salomos Zeit der ernste Menschenbeobachter dem Treiben auf der Gasse zuzusehen.[2] Ich bestieg das Dach des Hauses, das meinem Gastfreund gehörte. Hier entfaltete sich vor mir das erste

[1] Richt. 5, 28. — [2] Sprüchw. 7, 6.

Bild des heiligen Landes. Nach Osten zu umgibt die Stadt ein weiter großer Kranz von Gärten. In einer Vertiefung hatte sich das Regenwasser zu einem kleinen See gesammelt, der freundlich seine grün-geschmückten Ufer und den blauen Himmel wiederspiegelte. Weiter schweifte der Blick über die grünende Ebene Saron bis hin zum Gebirge Juda, das sich, dem Jura ähnlich, in langer, gleichförmiger Kette von Nord nach Süd zieht. Über diese Ebene führte die Heerstraße der Völker. 1500 Jahre vor Christi Geburt zogen von Süden die Schaaren Mizraims daher, Ra und Amun war ihr Feldgeschrei. Doch die Herrlichkeit der „Söhne Ra's" und ihrer Wagenkämpfer ging vorüber. Von Norden stürmten Jahrhunderte später die Heere Assurs und Babels über die Ebene, von der Göttin Istar entflammt, von Gott Merodach geschützt. Ihre Herrlichkeit ging vorüber. Persische Regimenter traten auf den Plan, griechische Hopliten folgten. Römische Legionen erschienen, den Stolz Judas in den Staub zu legen. Byzantinische Heermassen unter dem Zeichen des Kreuzes, arabische Haufen unter dem Rufe: „Es gibt keinen Gott außer dem Einen Gott und Muhammed ist sein Gesandter", schritten über diese breite sandige Straße. Kreuzfahrer kamen vom fernen Westen. Wie matt, wie abgezehrt schleichen sie dahin, wie mühsam und wortlos schleppen sie sich im brennenden Sand fort! Da ertönt der Ruf: Gott will es, Gott will es. Die Müdigkeit ist verschwunden, die Verzagtheit dahin. Dort ziehen sie hinauf durch den Engpaß des Gebirges, fernab tönt es noch siegesfreudig: Gott will es. Türkische Völker lösten die arabischen Heere ab. Französische Bataillone sangen die Marseillaise vor den Mauern Jaffas. Volk an Volk in der langen Reihe der Jahrhunderte, und all ihre Spuren sind im Sand verweht. Westlich schaute ich das Meer. Einige Kähne ruderten durch die Brandung, während draußen auf der Rhede zwei große Dampfer vor Anker lagen. Leichte Nebel verhüllten den Horizont. Wie fremdartig mutete mich das alles an! Doch drunten im Haushof meines Gastfreundes gackerten die Hühner,

piepsten zahllose Sperlinge, und aus den balsamischen Gärten drang wohllautender Drosselklang. Habichte wiegten sich in der reinen Abendluft, weiße Möven flogen über das Wasser hin, und Bilder der Heimat, von leiser Wehmut durchhaucht, zogen durch das einsame Herz.

Jaffa hat nur ein einziges Landthor mit ziemlich langem und breitem Thorweg. Da wird heute noch Gericht gehalten, wie es unter den Israeliten Sitte war.[1] Draußen vor dem Thore befindet sich ein Markt, der Sammelplatz für viel müßiges Volk. „Auf dem Platze vor dem Thore saßen einst die Ältesten des Volks, indem sie des Landes Nutzen besprachen." So erzählt der Hebräer, wenn er redet von beglückenden Friedenszeiten.[2] Durch das Thor hinaus, über den freien Marktplatz, schritt ich den Hügel hinunter an den Strand. Ich kam an den „geweißten Gräbern" der Juden, am griechischen Todtenacker und am muhammedanischen vorbei.[3] Viele tief verhüllte, ganz weißgekleidete Frauen wandelten bei diesen Gräbern herum. Millionen von Muscheln deckten den Strandboden. Man verwendet dieselben häufig zur Bereitung eines Mörtels. Wo nicht Klippen im Wege standen, drängte das Meer in schwachem Wellenschlag gegen den Ufersand an. Einige Gerbereien lagen da ganz nahe dem Meere, vielleicht an derselben Stelle, wo einst der Gastfreund von Petrus, der Gerber Simon, sein Haus gehabt. Im Anblick des erhabenen völkerverbindenden Meeres mochte der Apostel in jene Verzückung fallen, die ihn über die Schranken angestammter jüdischer Ängstlichkeit hinaushob.[4] Nahe bei einem Weli, dem Denkmale eines muhammedanischen Heiligen, klomm ich den Hügel wieder hinan und schritt den vielgepriesenen Gärten Jaffa's zu. Dieselben sind aber eher Haine der herrlichsten Bäume zu nennen. Aus dunkelgrünem Laub schimmerten die großen Pomeranzen in goldener Farbe hervor. Mandelbäume blühten lieblich weiß und rot neben diesen Kindern des Herbstes. An Kreuzpfaden ragten Sycomoren (Maulbeerfeigenbäume)

---

[1] Sprüchw. 22, 22. 5. Mos. 21, 19 ff. Hiob 31, 21. Psalm 127, 5 u. s. w. — [2] 1. Makk. 14, 9. Klaglieder 5, 14. — [3] Matth. 23, 27. — [4] Apostg.9, 43. 10, 9 ff.

mit knorrigem Stamm hoch empor und breiteten weit ihre mächtigen Äste aus.[1] Wenn das Laub sich angesetzt hat, muß es köstlich unter diesen Bäumen zu ruhen sein. Ihre den Feigen ähnlichen Früchte dienen armen Leuten zur Nahrung; doch müssen sie, wie schon der Prophet Amos wußte,[2] vor der Reife mit einem spitzigen Werkzeug aufgeritzt werden, um rechte Süßigkeit zu erlangen. Wie Pomeranzen und Mandeln, so gedeihen hier Feigen, Bananen, Aprikosen, Pfirsiche, Granaten, Äpfel und Pflaumen, Zuckerrohr und Baumwolle vortrefflich. Die einzelnen Gärten sind mit einem undurchdringlichen Gehege von breitblättrigem äußerst stachlichem Feigencactus[3] umschlossen. Ueberall hat man Vorrichtungen zu hinlänglicher Bewässerung getroffen. Vermittelst eines mit Krügen umbundenen Rades läßt man Rinder oder Esel das Wasser aus der Tiefe treiben, und leitet es in die Gartenbeeten, wo man mit den Füßen Rinne an Rinne festgetreten und also mit dem „Fuße" die vollständige Bewässerung des „Krautgartens" möglich gemacht hat. Ähnlich bewässert man die Felder in Ägypten und, wie heute, schon vor Jahrtausenden.[4] „Doch Israel, verkündet Micha, ist dem grünen Grase gleich, das vom Tau und Regen Gottes gesättigt wird und nicht warten muß auf die Menschenkinder."[5] An feuchten Orten über zerfallenes Gemäuer huscht das bewegliche Chamäleon, da verbirgt sich der Scorpion und hat der gefährliche Vierzigfuß (scolopendra morsitans) seinen liebsten Aufenthalt. In der Ebene draußen treiben sich viele Schakale umher und weiden zahlreiche Gazellen.

Von meinem festen Entschluß, zu Fuß das Land zu durchwandern, konnten mich wohlgemeinte Einwendungen nicht abbringen. Glücklich fand sich denn auch ein Führer, der in dieser Weise die

---

[1] 1. Kön. 10, 27. — [2] Am. 7, 14. — [3] Diese Pflanze wurde von Amerika her eingeführt und umschloß die Gärten Israels noch nicht, als Jesus sagte: „Sammelt man auch Feigen von den Disteln?" Matth. 7, 16. — [4] 5. Mos. 11, 10. — [5] Mich. 5, 7.

Wanderung mitmachen wollte. Derselbe war ein junger Mann römisch-katholischen Glaubens, gebürtig aus Bethlehem, hieß Abdallah und hatte als Koch einst in den Diensten des Pascha von Damaskus gestanden. Mit seinem Herrn war er durch viele Gegenden des südlichen Palästina gekommen, besaß da herum sehr zahlreiche Bekannte und Freunde, bei denen er sich als Diener des Pascha in eine gewisse Achtung versetzt hatte. Mit den Soldaten viel zusammen, hatte er sich die meisten ihrer Sitten angeeignet und that sich auf seinen militärischen Mut sowie auf sein kriegerisches Aussehen nicht wenig zu gute. Von der förmlichen Frömmigkeit, welche sonst „den Söhnen des Ostens" zum voraus eigen ist, merkte ich ihm wenig an. Im Gegenteil erklärte er mir mit ächt soldatischer Gleichgültigkeit für Religionsunterschiede: „Abdallah ist auf der Reise für den Protestanten ein Protestant, für den Lateiner ein Lateiner, für den Griechen ein Grieche, für den Drusen ein Druse, für den Moslem ein Moslem, Abdallah ist alles, aber daheim hat er seinen eigenen Glauben." Mehr als fünfzig Tage blieb er mein Führer und Dollmetscher. Ich darf ihm das Lob der Treue, des Mutes und der Ausdauer geben.

Von Jaffa nach Jerusalem.

9. März.

Nachmittags nach 2 Uhr, den 9. März, verließen wir Jaffa. Vor dem Thore draußen saß der Schwiegervater Abdallahs. Aufs Kniee niederfallend, drückte dieser zum Abschied des Vaters Hand an den Mund. So hatte Moses seinem Schwiegervater auch gethan. [1]

Fast eine halbe Stunde lang zog sich der Weg zwischen Cactushecken hin. Der Himmel war mit grauen Wolken überzogen, die

[1] 2. Mos. 18, 7. Vgl. 1. Kön. 19, 20.

Luft lau und mild. So wanderten wir denn rüstigen Schrittes über die „blumige Ebene Saron", wenn schon das Gehen im tiefen Sand mir nicht viel weniger mühsam vorkam als das Waten im frisch-gefallenen körnigen Schnee. Sirachs Sohn klagte einst: „Wie ein sandiger Weg für die Füße eines betagten, so ein geschwätziges Weib für einen stillen Mann." [1] Wellenförmig breitete sich das Land vor uns aus. Fruchtbare, schöngrünende Gersten- und Weizenfelder wechselten ab mit ziemlich mageren Weiden. Doch der Frühling hatte auch die arme Heide geschmückt. Gelbe Ranunkeln, rothe Anemonen, Crocus, Narcissen und Tazetten blühten, soweit das Auge reichte, in verschwenderischer Fülle. Es würde heute noch das Lied des fröhlichen Landmädchens verstanden: „Ich bin eine Narcisse zu Saron und eine Lilie in den Thälern." [2] Wir sahen viele Bauern, wie sie pflügten, mit der einen Hand den ungeräderten Pflug lenkend, mit dem Ochsenstachel [3] in der andern die gejochten Rinder antreibend, das uralte Bild des Ackerbaues, welches ganz dasselbe schon den Dichtern und Propheten Israels vorschwebte. [4] Schaaren von Raben und wilden Tauben flogen über die Äcker hin, und Heerden von Schafen, deren breite Fettschwänze den Opferpriestern Israels willkommen gewesen wären, [5] weideten das dünne Gras ab. Selten aber begegneten wir großem Vieh. Das mochte einst anders gewesen sein, als Davids Rinderheerden auf den Auen Sarons lagerten. [6] Den trauernden Gefangenen in Babel verkündete der Prophet, Saron werde die Schafhürde werden für die Auserwählten Israels. [7]

Auf einer Erdanschwellung zur Linken sahen wir das Dorf Jazur, dann zur Rechten Bethdagon, kleine Orte, deren Namen wir aber doch schon auf den Siegesinschriften assyrischer Könige lesen. Öl-

---

[1] Sir. 25, 21. — [2] Hoh. L. 2, 1. Chabazzelet, so lautet der Name in der Ursprache, ist nicht Rose, die in altbiblischer Zeit noch nicht aus ihrer persischen Heimat nach Palästina verpflanzt war. — [3] Apostg. 26, 14. — [4] Jes. 10, 27 u. s. w. — [5] 3. Mos. 3, 9. — [6] 1. Chron. 27, 29. — [7] Jes. 65, 10.

baumwäldchen kündeten weither die Nähe von Dörfern an. Feigencactus umschloß die Gärten der letzteren wie bei Jaffa. Auf den Dächern sproßte, dank dem reichlichen Regen dieses Winters, fröhlich das Gras. Aber dasselbe „verwelkt unter dem heißen Sonnenschein, ehe man es ausrauft".[1] Die Dächer bestehen aus meist unbehauenen Balken, über welche Pfähle, Zweige, Ruten quer hin-

Das syrische Schaf.

gelegt sind. Darauf schüttet man Erde und kleine Steine und ebnet und festigt diese weiche Masse durch eine Walze. Da in dieser Erde viele Samenköner von Gras und Blumen sich finden, so kann das Dach zu einem kleinen Rasenteppich werden, auf welchem gelegentlich selbst Zicklein und Lämmer weiden. Ungefähr eine halbe Stunde vor Lydda kamen wir an dem Orte Sariphaea vorbei, das aus einer Bischofsstadt zu einem ärmlichen Dorfe geworden.

---

[1] Ps. 129, 6. 2. Kön. 19, 26. Jes. 37, 27.

Die Sonne war am Untergehen begriffen, als wir uns Lydda näherten. Hinter weiten Ölbaumgärten ragte das Minaret empor, während das Städtchen selbst sich noch nicht zeigte. Wie wir anlangten, rief der muhammedanische Priester eben die Gläubigen zum Gebet. Weithin tönte sein Ruf: „Gott ist groß. Es gibt keinen Gott außer dem (Einen) Gott." Nach einigem Suchen fanden wir ein Nachtquartier in der griechischen Schule, einem nichts weniger als freundlich aussehenden Gewölbe. Ungesäuertes Brot in Kuchenform gebacken, Eier und Pomeranzen, welche die Gärten Lyddas in reichlicher Fülle spenden, machten unser Nachtessen aus. Frösche quakten in der Pfütze vor dem Hause ihr Abendlied. Einige Araber umlagerten uns freundlich und neugierig eine Weile. Zum ersten Male ruhte ich jetzt unter wildfremdem Volke, fern dem Schutze der gebildeten Welt. Aber das Wort des frommen Sängers machte das Herz getrost: „Im Frieden zumal will ich mich legen und schlafen; denn Du, Jehova, allein machst, daß ich sicher wohne".[1] Abdallah nahm einen Stein zu seinem Kopfkissen, wie einst Jakob auf der einsamen Heide.[2]

10. März.

Am folgenden Morgen war mein erstes, die Trümmer der berühmten St. Georgskirche zu besuchen. Ein zierliches Spitzbogenthor, corinthische Säulen, das erhabene Chor zeugen für einstige Schönheit dieses Denkmals aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Erst eine Sage aus jüngerer Zeit nennt den heldenmüthigen König Richard Löwenherz als seinen Erbauer, weil allerdings derselbe einmal Herr über einen Teil von Lydda war. Durch die Anmut und Fruchtbarkeit der Gegend angezogen, hatten schon in uralter Zeit Leute aus Benjamin hier sich niedergelassen.[3] Unter den christlichen Völkern ist dieser Ort weniger durch den Aufenthalt des Apostels Petrus da-

[1] Ps. 4, 9. — [2] 1. Mos. 28, 4. (Ich beobachtete diesen Brauch noch mehrmals im Verlauf meiner Wanderungen.) — [3] 1. Chron. 8, 12.

selbst,[1] als durch das Andenken an den Heldenmärtyrer Georg geheiligt. Dieser Georg ist aber ursprünglich kein Anderer als der ägyptische Gott Horus, der einst auch in dieser Gegend verehrt wurde und dem zum Preise die Griechen Lydda den Namen Diospolis gaben. Die Lanze in der Rechten, mit dem einen Fuß auf einem schlangenähnlichen Ungetüm stehend, so ist er auf allen Monumenten abgebildet als Gott, der nach dem Glauben Ägyptens die Macht des Todes überwunden hat und jeden Frühling neu triumphirt. Als ewig jungen Chidr preist ihn die arabische Dichtung. Nicht als Drachenkämpfer, sondern als Richter in Glaubenssachen zogen im Herbste 415 vierzehn Bischöfe des heiligen Landes durch die Thore Lydia's ein, um den brittischen Mönch Pelagius anzuhören, der im Gegensatz zu dem großen Kirchenlehrer Augustin die Lehre von der Willensfreiheit als kirchlich rechtgläubig verteidigte.

Prächtig hatte sich das Wetter aufgehellt, als wir Morgen um sieben Uhr Lydda verließen. Auf langsam ansteigendem Wege erreichten wir nach etwas mehr als einer Stunde Gimzo,[2] das ist „Sycomorenort". So nannten die Israeliten dieses Dorf, weil sie hier zuerst Sycomorenhaine trafen, die das rauhere Klima des Hochlandes nicht ertragen.[3] Von hier schauten wir hinüber auf das westlich vor uns liegende Ramleh. Als weithin sichtbares Wahrzeichen erhob sich über den niederen Häusern dieser einst so glänzenden, nun zum bescheidenen Flecken heruntergesunkenen Stadt ein mächtiger Turm. Wüßte man nicht, daß ein Mamelukenfürst im Jahre 1318 ihn als Minaret erbaut, man würde aus seinen Formen schließen, daß abendländische Kreuzfahrer seine Baumeister gewesen. In Gimzo befanden wir uns bereits 163 m über Meer und hatten einen weiten Ausblick auf die Ebene, in der einst makkabäischer Heldenmut gegen syrische Übermacht siegreich gestritten. Umsonst hatte der feindliche Führer dem Helden Jonathan melden lassen: „Nicht wirst

[1] Apg. 9, 32. — [2] 2. Chron. 28, 18. — [3] 1. Kön. 10, 27. 1. Chron. 27, 28.

du der Reiterei und solcher Macht, wie ich sie habe, widerstehen können in der Ebene, wo kein Stein, noch Fels, noch Zufluchtsort ist.“ [1] Auch damals, wie in Ahabs Tagen hatte sich Israels Helfer nicht nur als einen „Gott der Berge“, sondern auch als einen „Gott der Gründe“ erwiesen.[2]

Das Ackerfeld begann nun sehr steinig zu werden. In den Tiefen des Thales sproßte Gerste und Weizen; aber die Höhen waren meist kahl. Selbst im Thale theilte sich der Boden unter Fels, Dornen und Getreide, als ob er mich an den Säemann des Evangeliums erinnern wollte. „Etliches von dem Samen fiel auf das Steinigte, wo es wenig Erde hatte, etliches unter die Dornen, etliches auf den guten Grund.“ Die Sonne hatte bereits die Saat auf dem mit dünner Erdkrume bedeckten Felsgrund verbrannt, die Dornen sie erstickt, aber im guten Grund waren aus derselben Wurzel zwei und mehr Halme emporgeschossen, 30-, 60 und 100fältige Frucht verheißend. [3] Wir kamen zu dem Hügel des Dorfes Berfilijah, Porphiria der Kreuzfahrer, den wir nördlich umgingen. Da sahen wir Gärten am Abhange und in denselben kahle Feigenbäume. Viele Landmädchen zogen mit uns dieselbe Straße, barfuß und die meisten nur mit einem blauen Rock bekleidet, unverschleiert wie einst Aischa, die junge Gattin Muhammeds. In harmloser Fröhlichkeit plauderten sie mit meinem Führer, der ihnen natürlich von meiner Person des weiten und breiten erzählen mußte. Von den verschrobenen Sitten in den Städten wußten diese nichts. Wir schieden von einander mit freundlichem Gruße.

Nach einem Marsch von 3 1/2 Stunden erreichten wir el-Burdsch, ein Dorf, das auf vereinzelter Anhöhe liegt, umgeben von offenen Thälern und Bergen. Auf dem höchsten Punkte des Hügels am Westrande sah ich die Trümmer einer zwei Meter dicken Turmmauer, Überreste einer mittelalterlichen Frankenburg, vielleicht des oft erwähnten Castellum Arnoldi, von denen aus ich mich einer sehr schönen Aussicht auf das Meer

---

[1] 1. Makk. 10, 71. — [2] 1. Kön. 20, 23, 28. — [3] Matth. 13, 5—8.

erfreute. Nordwärts schweifte das Auge über niedrige Höhen, deren eine etwa eine Stunde von hier entfernt, die Trümmer von el-Medije, dem alten Modin, trug.[1] Östlich breitete sich das Dorf über den ziemlich großen Hügelrücken aus.

Auf den Mittag trafen wir, der alten Römerstraße folgend, im untern Bethhoron ein. Sanft zog sich der Weg zum niedern Hügelrücken hinan, den dieses Dorf krönt. Wir waren diesen Morgen auf viele mit schweren Steinen bedeckte Cisternen gestoßen, fern von einem Dorfe. Dieselben dienten demnach nur für die Herden. Wie zu Jakobs Zeit pflegen die Hirten die Herden zu versammeln, den Stein vom Loch des Brunnens zu wälzen, die Schafe zu tränken und alsdann den „Stein vor das Loch an seinen Ort zu thun."[2] Wie oft aber geschah es seit den Tagen Josephs[3] und der Propheten Jeremia[4] und Sacharja,[5] daß, wasserleer, solche glattwandige enge Felsschachte als Gefängnis dienten, aus dem kein Entrinnen möglich war.

Freundlich grüßten uns die Dorfleute in Nieder-Beth-horon. Doch das Haupt, wie sich nach morgenländischer Sitte von selbst versteht, entblößten sie dabei nicht. Dies wäre schon bei den Hebräern ein Zeichen der Trauer gewesen.[6] Nach althergebrachter Weise, die Stunden jeweilen von Sonnenaufgang an zu zählen, wars jetzt um die sechste Stunde.[7] Da beteten etwa sieben Männer auf dem Dache,[7] wobei sie vier Mal aufs Angesicht fielen.[8] Einer betete vor, ein Mann von ehrwürdigem Aussehen mit langem Bart. Diese in tiefer Andacht zu Boden gebeugten Männer erinnerten mich an das Wort des betenden Abraham: „Siehe, ich habe mich unterwunden, mit meinem Herrn zu reden, der ich nur Staub und Asche bin".[9] Nachdem ich

---

[1] 1. Makk. 2, 15—25. 27. 13, 25—30. — [2] 1. Mos. 29, 3. — [3] 1. Mos. 37, 24. — [4] Jer. 38, 6. — [5] Sach. 9, 11. — [6] 3. Mos. 21, 10. Ez. 24, 17. — [7] Apostg. 10, 9. — [8] 1. Mos. 17, 3. 3. Mos. 9, 24. Richt. 13, 20 u. s. f. — [9] 1. Mos. 18, 27.

mich mit saurer Ziegenmilch und ungesäuertem Kuchen erlabt, [1] bestieg ich ein Dach, das in der Mitte eine Kuppel hatte. Neben demselben ragte eine Palme empor mit prächtiger Blätterkrone, aber ohne Blütendolden. Bereitwillig nannten mir die Männer, die mit mir hinaufgestiegen, die Namen der umliegenden Ortschaften. Mehr als zehn Dörfer und Trümmerstätten waren hier dem Auge sichtbar, worunter ich nur das hochgelegene Dorf Der Kadis und die zerfallene Benjaminsstadt Kaphira [2] hervorhebe. Ringsum sah ich nichts als Hügelland. Zwischen den Thallücken hindurch war Jaffa sichtbar. Ölbäume deckten zum Theil die steinigen Abhänge des Dorfhügels. Wie genügsam sind diese Bäume! Sie klammern sich da und dort an nackten Felsboden an! Gewiß, menschlicher Fleiß könnte all diese Berghalden, deren trostlose Todesfarbe dem nordischen Wanderer einen so düstern Eindruck macht, mit dem silbergrünen Schmuck der Ölbäume zieren. Wars nicht einst so im Altertum, als ein Dichter frohlockend verkündete: „Gott säugt dich mit Öl aus dem Felsenkiesel.“ [3] Mit den Gerstenfeldern im Grunde wechselten Äcker voll schwarzgrüner Bohnen. Nicht eine Hecke von Feigencactus schützte die Saaten, wie in der Tiefebene, sondern eine Mauer aus lose aufgeschichteten Steinen.

Auf sehr steinigem Wege ging es in das Wadi hinunter, das Nieder- von Ober-Beth-horon scheidet. Wadi ist der allgemeine arabische Namen für die größeren oder kleineren Bodeneinsenkungen, welche in Winterszeit von schnell versiegenden Regenbächen durchströmt werden. Noch rauher war die Straße aufwärts zu letzterem Dorfe. Das Gestrüppe der graugrünen Hauhechel (ononis spinosa) überwucherte da den Bergabhang. An manchen Stellen trat auch der nackte Fels zu Tage. Oft schritten wir über große, wie durch Kunst geglättete Felsplatten hin.

---

[1] Vgl. 1. Mos. 18, 6—8. chëmah bedeutet hier saure, dicke Milch. — [2] Jos. 9, 17. 18, 26. — [3] 5. Mos. 32, 13.

So langten wir denn nach einer Stunde mühevollen Hinunter- und Hinaufsteigens in Ober-Beth-horon an. Wer sollte es denken, daß dieser felsige, steile, äußerst mühsame Paß zwischen den beiden Beth-horon zu der uralten Königsstraße gehörte, die aus der Gegend von Gibeon nach der westlichen Ebene hinunterführte? Durch diesen Paß hinab jagte Josua die fünf Amoriterkönige, die gekommen waren, Gibeon zu belagern.[1] Diesen Weg hinauf kamen die Philister mit ihren Kriegsheeren zur Zeit Sauls.[2] Der König Salomo ließ beide Dörfer darum befestigen.[3] Hier schlug Judas, der Makkabäer, den syrischen Feldherrn Nikanor.[4] Der Apostel Paulus kam in der Nacht über diesen Paß, als er gefangen nach Cäsarea geführt wurde.[5] Wie viel geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Örtlichkeit! Wie viel Leben bewegte sich über diesen Boden in alter Zeit! Nun ist Alles einsam und still geworden. Selten treibt ein Kaufmann seine Kamele hier durch. Das Land fast ringsum ist verbrannt gleich einer Wüste, durch welche niemand wandelt.[6] Die Hoffnung aber der frommen Israeliten, „daß einst der Reichtum der Heiden, die Menge der Kamele schätzebeladen da hinaufziehen werde zum Hause des Gottes Jakob", wird wohl eine unerfüllte bleiben bis ans Ende der Tage.[7]

Immer noch erhob sich das Gebirge östlich in ziemlicher Höhe vor uns. Auf einer seiner Spitzen sahen wir das Weli (Grabmal) von Abu Zeitun, das ist vom „Vater des Ölbaums". Einst wuchs dort oben in Einer Nacht zu Ehren des Heiligen, der in vierter Linie von Dagon abstammt, ein herrlicher Ölbaum empor. Unfern von seinem Heiligtum findet sich die Ruinenstätte Askalon.[8] Dagon heißt der Gott der Philister, Askalon eine ihrer Hauptstädte. Im Namen dieser Ruinen lebt eine dunkle Kunde von dem tiefgreifenden Einfluß, den die Philister

---

[1] Jos. 10, 10 f. — [2] 1. Sam. 13, 18. — [3] 1. Kön. 9. 17. 2. Chron. 8, 5. — [4] 1. Makk. 7, 39 ff. — [5] Apostg. 23, 31 f. — [6] Jer. 9, 12. — [7] Jes. 60, 5. 6. 9. — [8] Nicht mit dem berühmten Askalon am Meere zu verwechseln.

einst auf dem Gebirge Israels ausgeübt. Der Weg zog sich in Kreuz und Quer bald durch Thalschluchten und Thäler, bald am Bergabhang hin, seis rechts, seis links. Wüstenartig zeigte das Gebirge stundenlang fast nichts als den gelben Fels und Dorngestrüpp. Spuren alter Terrassenkultur trafen wir nicht selten. Oft waren die gepflügten Äcker so dicht mit Steinen übersäet, daß es fast ein Wunder schien, wie da Getreide hervorsprossen könne. Unter solchen Verhältnissen wurde es für das Auge eine große Erquickung, in der Tiefe einer Thalschlucht einen Ölbaumwald zu sehen, wie bei et-Tireh. So freundlich lag dies Dörfchen halb in der Schlucht verborgen. In allen Dörfern, die wir jetzt und später zu Gesicht bekamen, standen die Häuser nah zusammen. Vereinzelte Bauernhöfe wie bei uns gibt es nicht, es wären denn Anlagen neuester Zeit. Wir begegneten einem Hirtenknaben, der Schafe weidete. Ein Hund half ihm hüten, was sonst im Morgenlande nicht gewöhnlich ist, noch war.[1] Aus stundenweiter Ferne schon schauten wir das hochgelegene Minaret von Nebi Samwil, dem alten Orte Mizpa.

Gegen Abend kamen wir in fruchtbarere, besser angebaute Gegenden. Häufiger zeigten sich Ölbaumgärten, bestellte Felder. Selbst an einem Weingarten führte der Weg vorbei. Die Reben bildeten 4—5 Fuß hohe Bäumchen, die etwa 8 Fuß auseinander standen. Dabei fehlte auch der Feigenbaum nicht in demselben steinumhegten Bezirk. Nicht selten waren beide in einander verschlungen. So ruhten die Israeliten zu Salomons Zeit friedlich unter Weinstock und Feigenbaum.[2] Dies blieb das Bild seligen Friedens im Vaterland auch für den Propheten.[3] In den Tagen, da Jesus, der Sohn Sirachs, schrieb: „Wer möchte leben, wo der Wein nicht wäre",[4] mußten die Weingärten jedenfalls zahlreicher sein, als jetzt.

---

[1] Doch vgl. Hiob 30, 1. — [2] 1. Kön. 5, 5. — [3] Micha 4, 4. Zachar. 3, 10. 1. Makk. 14, 12. — [4] Sirach 31, 32.

Die Hirten trieben eben ihre Herden heim, als wir, eine fruchtbare Thalebene überschreitend, Gibeon zuwanderten. Der Hügel, auf dem es liegt, die herrrliche Höhe genannt in den Büchern der Könige,[1] war terrassenweise gut angebaut. Hier stritt Josua für die schlauen Gibeoniter,[2] schlug Joab den Abner[3] und träumte der junge Salomo seinen schönen Königstraum.[4] Hier hatte auch viele Jahre hindurch die Stiftshütte gestanden unter David und Salomo.[5] Mit einem „Glück zu" begrüßten wir den Schech (Häuptling) des Dorfes. „Ist es Friede, du mein Bruder", pflegte man ehedem zu sagen, faßte dann mit der rechten Hand den Bart des Gastfreundes, ihn zu küssen. Aber am großen Stein zu Gibeon hatte einst Joab das sinnige Begrüßungszeichen zu verräterischem Morde mißbraucht.[6]

Oben auf der Höhe fanden wir viele Ruinen aus der Zeit der Kreuzzüge. Wir schliefen in einem spitzbogenförmig gewölbten Raum, dessen Wände von gehauenem Stein ausgeführt waren. So konnte ein armer Dorfhäuptling nicht bauen. Beim Anbruch der Nacht wurde es recht kalt. Ein Feuer von Dorngebüsch verbreitete wohlthuende Wärme; freilich der Rauch, für den es kein Kamin gab, war uns sehr unangenehm. Doch ich war ja nach dem heiligen Land gekommen, um die Bildersprache der Bibel in ihrer Heimath zu studiren; da galt es kleine Leiden frohen Mutes zu ertragen. Hatte denn nicht der weise Spruchdichter einst gleiches Schicksal gehabt wie ich, als er sprach: „Wie Rauch den Augen, so ist der Faule denen, die ihn aussenden?"[7]

11. März.

Wie schön war der Frühmorgen des folgenden Tages! Über den fernen Bergen Gileads im Osten lag purpurgoldner Lichtglanz. Glühender und glühender wurden seine Farben, weiter und weiter dehnte

---

[1] 1. Kön. 3, 4. — [2] Jos. 10, 1—14. — [3] 2. Sam. 2, 12 ff. — [4] 1. Kön. 3, 5 ff. — [5] 1. Chron. 16, 39. 21, 29. 2. Chron. 1, 3. — [6] 2. Sam. 20, 9 f. — [7] Sprüche 10, 26.

er sich am Horizonte aus, riesigen Flügeln gleich, bis endlich die Sonne sich erhob in ihrer Pracht. Wie ist mir bei diesem Anblick das Bild von den „Flügeln der Morgenhelle“ [1] deutlich geworden! Auch die nähere Umgebung Gibeons bot landschaftliche Reize. Nach Osten hin zeigten sich die stolzer noch als Gibeon aufragenden Höhenzüge von Rama und Gibea Sauls. Nach Nordwest zu breitete sich eine schöne Ebene aus, während gen Südwest ein Olivenwald den Hügel von seiner nächsten Fortsetzung trennte. Die breiten Thäler, die nach Ost, Nord und West sich um Gibeon herumziehen, waren gut angebaut und erquickten das Auge durch ihren Wechsel von eben gepflügten, schwarzen und bereits vollgrünenden Feldern. Der Ostabhang, mit Reben, Feigen- und Ölbäumen bewachsen, besitzt mehrere Quellen. Eine derselben ist in einer tiefen, geräumigen Höhle verborgen, die von rohen Pfeilern gestützt wird. Das Wasser stand darin 1 1/2 Fuß hoch. Weiter unten entdeckten wir auch einen ausgetrockneten Teich. Hier bei den „großen Wassern von Gibeon“, wo Joab und Abner einst gestritten, wurde der Prophet Jeremias mit dem letzten Reste des in Juda zurückgebliebenen Volkes aus schmählicher Gefangenschaft befreit. [2] Besonders nach Norden fällt der Hügel von Gibeon ziemlich steil ab und war gewiß, wie im Mittelalter, so schon unter den jüdischen Königen befestigt gewesen.

Wir wandten uns südwestlich den Berg hinunter, wobei wir noch eine sehr schöne Quelle mit frischem, klarem Wasser antrafen. Der Schech begleitete uns bis außerhalb des Dorfes. Das Geschenk, das ich ihm gab, befriedigte ihn nicht. Als er aber sah, daß da nichts weiter zu bekommen wäre, nahm er es an mit einem seufzenden „wie Gott will“. Ergebung, bald dumpfe, bald freudige, eignet jedenfalls den Kindern des Ostens weit mehr, als denen des Westens. Wir schritten über eine Ebene in südlicher Richtung. Von da aus

---

[1] Ps. 139, 9. — [2] Jer. 41, 12. 2. Sam. 2, 13.

war Gibeon mit seinen Terrassen, Ruinen, Baumgärten besonders freundlich anzusehen. Bald stiegen wir langsam bergan. Kornfelder wechselten ab mit Dorngestrüpp und Steingerölle. Näher an Nebi Samwil bis auf die Höhe dieses Ortes ging es steil bergan. Männer, die den Berg herunterkamen, drückten ihre Verwunderung über mein Fußreisen aus.

Nach 3/4 Stunden langten wir oben an. In stundenweiter Entfernung schon hatte ich das Minaret dieses höchsten Berges im Stamme Benjamin (895^{m} ü. M.) geschaut. Nun säumte ich nicht, dasselbe zu besteigen. Welch unvergeßlich schöne Ansicht bot sich da meinen Augen! Mit gutem Recht war diese Höhe in alter Zeit zur Warte (Mizpa) erwählt worden. Ein Feuer da oben mußte man in einer Menge Dörfer in Benjamin und Juda erblicken. Ich sah deren manche ringsherum an den Bergen, sah in die Tiefe vieler Thäler und durch die Berglücken erreichte der Blick die Ebene Saron bis zum Meere hin, das „zu äußerst“ [1] in dämmernder Ferne den Horizont abgrenzte. Nach Süden zu war der Ölberg sichtbar. Leichte Nebelschleier verbargen Jerusalem. Das Gebirge ringsum ist in sanften Linien gebildet, nicht schroff und wild, meistens allmälig ansteigend und zum Terrassenbau bis auf die Spitze einladend. Mizpa selber setzt sich nach Süden in breitem Bergrücken fort. Da oben auf der höchsten Spitze stand Samuel betend im Angesichte der Tausende des Volkes, die sich auf jenem Bergrücken versammelt. [2] Hier hatte sich das Volk schon in der Richterzeit vor dem Herrn vereinigt, [3] hier Jeremias mit dem letzten kleinen Rest des Volkes nach Zerstörung der heiligen Stadt gelebt [4]. Die spätere Überlieferung aller drei Religionen sucht hier das Grab Samuels.

Freudenberg (mons gaudii) nannten die Kreuzfahrer diese Höhe, weil die von Norden kommenden Pilger hier zum ersten Mal Jerusalem sahen. Wie oft begrüßten sie von hier aus die heilige Stadt mit

[1] Ps. 139, 9. — [2] 1 Sam. 7, 5—9. — [3] Richt. 20, 1. — [4] Jerem. 40, 6

unnennbarem Jubel, wie oft auch mischte sich da oben Schmerz und Wehmut in ihre Freude, gleichwie bei heimwehkranken Kindern in der Stunde des Wiedersehens! Italiens großer Dichter spricht diesen alten Pilgern aus der Seele, wenn er verkündet:

„Doch folgt dem ersten seligen Entzücken,
Das bei dem Anblick keinem Herzen fehlt,
Zerknirschung nach in wen'gen Augenblicken,
Die bangend scheu ein jedes Herz beseelt.
Sie wagen kaum zu schau'n mit festen Blicken
Die hohe Stadt, von Christus auserwählt.
Halblaute Worte, vielberedtes Schweigen,
Gebrochnen Schluchzens, leisen Weinens Klang
Hört murmelnd man empor zum Himmel steigen
Denn Lust mit Weh im Herz des Volkes rang."[1]

Schon der Prophet Ezechiel hat sich im Geist auf diese Höhe versetzt, um südwärts die heilige Tempelstätte zu grüßen: „Der Herr führte mich in das Land Israel auf einen sehr hohen Berg und auf demselben war es von Mittag her wie der Bau einer Stadt."[2]

In den nordwestlichen Gründen sah ich Weinberge und zerfallene Wachttürme in ihrer Mitte. Auf den Dächern des Dorfes grad unter mir, spazirten freundnachbarlich „Vöglein des Himmels und Hühner des Hauses" neben einander. Unter eigentümlichem Rufe trieben eben die Hirtenknaben ihre schwarzen Ziegenherden hinaus zur Weide. Die Moschee war zerfallen und diente zum Teil als Getreidekammer. Schöne Spitzbogengewölbe erinnerten daran, daß es ursprünglich eine lateinische Kirche gewesen. Am Ende des Dorfes lagen zwei in Felsen gehauene Teiche, der eine mit, der andere ohne Wasser.

Sieben Minuten weiter unten trafen wir wieder ein schönes, mit klarem Wasser gefülltes Felsbecken. Einige gar arme Haushaltungen hatten nahebei in einer Art Felsengrotten ihre elende Wohnung. Das Land war sehr steinig und unfruchtbar. Doch erblickten wir in einer Thalschlucht zur Linken, etwa eine halbe Stunde von Mizpa weg, einen

[1] Tasso, befreites Jerusalem 3, 5. 6. — [2] Ez. 40, 2.

schönen Olivenwald und prächtig grünende Felder. Wir selber kamen auf steilem Fußpfade in eine dem gleichen Thalgebiete, dem Wadi Bet Hanina, angehörige Niederung, wo Mandelbäume zwischen kahlen Reben und Feigenbäumen und blätterreichen Ölbäumen blühten.

Von da wurde die Gegend bis hart an Jerusalem furchtbar wüst und öde. Es war, als hätte sie das Gericht getroffen, das einst die Israeliten an Moab ausübten: „Sie zerbrachen die Städte und ein jeder warf seinen Stein auf alle guten Äcker, also daß sie dieselben voll machten, und verstopften alle Wasserbrunnen und fällten alle guten Bäume.“ [1]

Von Jerusalem sah ich nichts, bis ich ganz nahe vor seinen Thoren stand. Der erste Anblick aber der heiligen Stadt, die zu schauen ein goldner Traum der Kindheit schon gewesen, hatte so gar nichts erhabenes. Ein Stadtthor, ein Teil der Stadtmauern, einige Häuserkuppeln und einige Minarete, das war alles, was ich erblickte. Ich trat durchs Thor ein, durchschritt enge, schmutzige, winklige Gassen auf und abwärts, schaute die vielen zerfallenen oder zerfallenden Gebäude, die gleichgültigen Menschen mit rohem, sinnlichem Ausdruck. Bei solchem Anblick dachte ich der Klage des Propheten: „Ist das die Stadt, von der man sagt, daß sie die schönste sei, die Lust der ganzen Erde?“ [2]

---

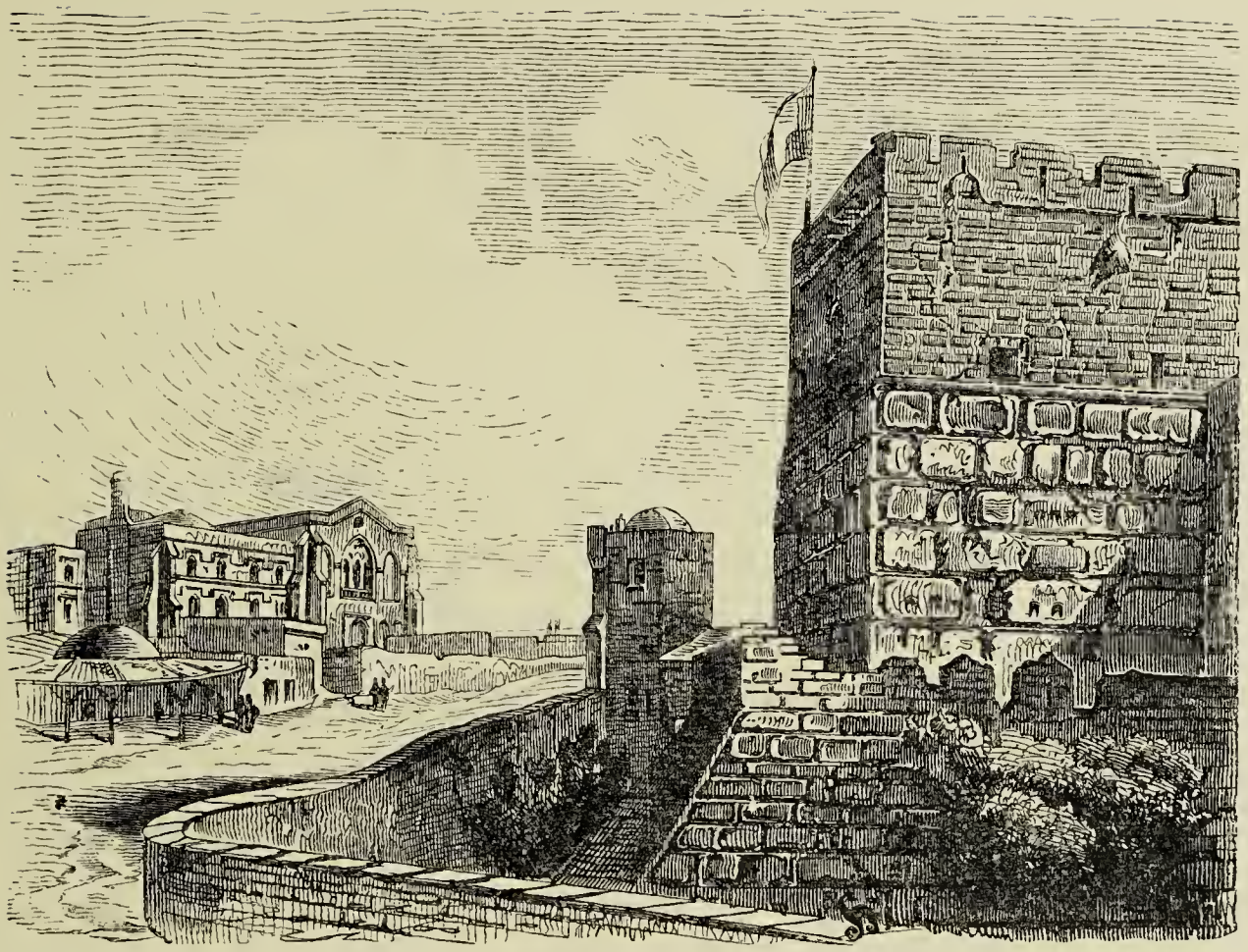
[1] 2. Kön. 3, 25. — [2] Klagelieder 2, 15.

Jerusalem.[1]

Jerusalem ist schon unendlich viel beschrieben worden, meist mit der Überschwänglichkeit frommer Entzückung, doch auch, und besonders seit dem Vorgehen des Amerikaners Robinson und des Schweizers Tobler, mit den klaren einfachen Worten der besonnenen Wissenschaft. Bis auf unsere Tage hat fast ausschließlich nur die Pilgersage nach überaus willkürlichem Spiel der Einbildungskraft die großen Erinnerungen der Vorzeit an bestimmte Örtlichkeiten der Stadt geheftet. Der Sage war kein Ding unmöglich. Sie weiß auch für das Geringste ein Plätzchen. Sie zeigt den Ort, wo Christus vom Esel gestiegen, den Baum, an dem Judas sich erhängt, die Höhle, in der Jeremias über die Stadt getrauert. Aber vor dem hellen Lichte der Wissenschaft sind viele ihrer Dämmerungsgestalten ins Nichts versunken. Doch die Wissenschaft selber muß manche Frage über die Geschichte der heiligen Stadt unbeantwortet lassen. Wie wäre es auch anders möglich? Das alte Jerusalem ist untergegangen im eigentlichen Sinne des Wortes. Zu einem großen Teil liegt es unter einer Schuttmasse von 10—20 Metern vergraben, so daß nur die Verhältnisse im großen dieselben geblieben sind.

Im Westen der Stadt, ganz nahe dem Jaffathor, steht ein alter Turm, dessen unterer Teil aus gewaltigen Quadern gebaut ist. Gewöhnlich heißt man ihn Davidsturm. Mit vieler Wahrscheinlichkeit hat man aber nachgewiesen, daß dies der Turm Phasaelus sei, den einst Herodes seinem Bruder Phasaelus zu Ehren erbaute. Bis weit

[1] Ich gebe die Beschreibung dessen, was ich hier gesehen, in einer sachlichen, nicht in der chronologischen Reihenfolge. Mein Aufenthalt in Jerusalem verteilt sich auf folgende Tage: 11.—13., 21.—23., 26.–30. März.



Turm Phasael,
im Hintergrunde links die englische Kirche.

hinauf war dieser Turm ganz mit Steinen ausgefüllt und bildete somit einen künstlichen ungeheuren Felsblock, stark genug, um allen Angriffen der Römer im Jahre 70 Widerstand zu leisten. Noch erkennt der kundige Blick an der gegen die Stadt hin gewandten Seite des Turms die Wirkungen, welche die Riesenglut der flammenden Stadt damals an den harten Steinen ausgeübt hat. Hier war es, wo die ägyptischen Krieger den Kreuzfahrern Gottfrieds von Bouillon und seinen Genossen am längsten widerstanden. Diesen Turm bestieg ich einige Tage nach meiner Ankunft in Jerusalem. Auf der Zinne desselben waren mehrere Kanonen aufgepflanzt, die Stadt zu beherrschen. Als höchster Punkt der letztern ist sie in der That zu diesem Zwecke vortrefflich geeignet. Ungehindert schweifte mein Blick auf Stadt und Umgebung bis an die Berge, die in weitem Umkreis, riesigen Wällen gleich, sich herumziehen. Auf ähnlichem Standpunkte muß der fromme

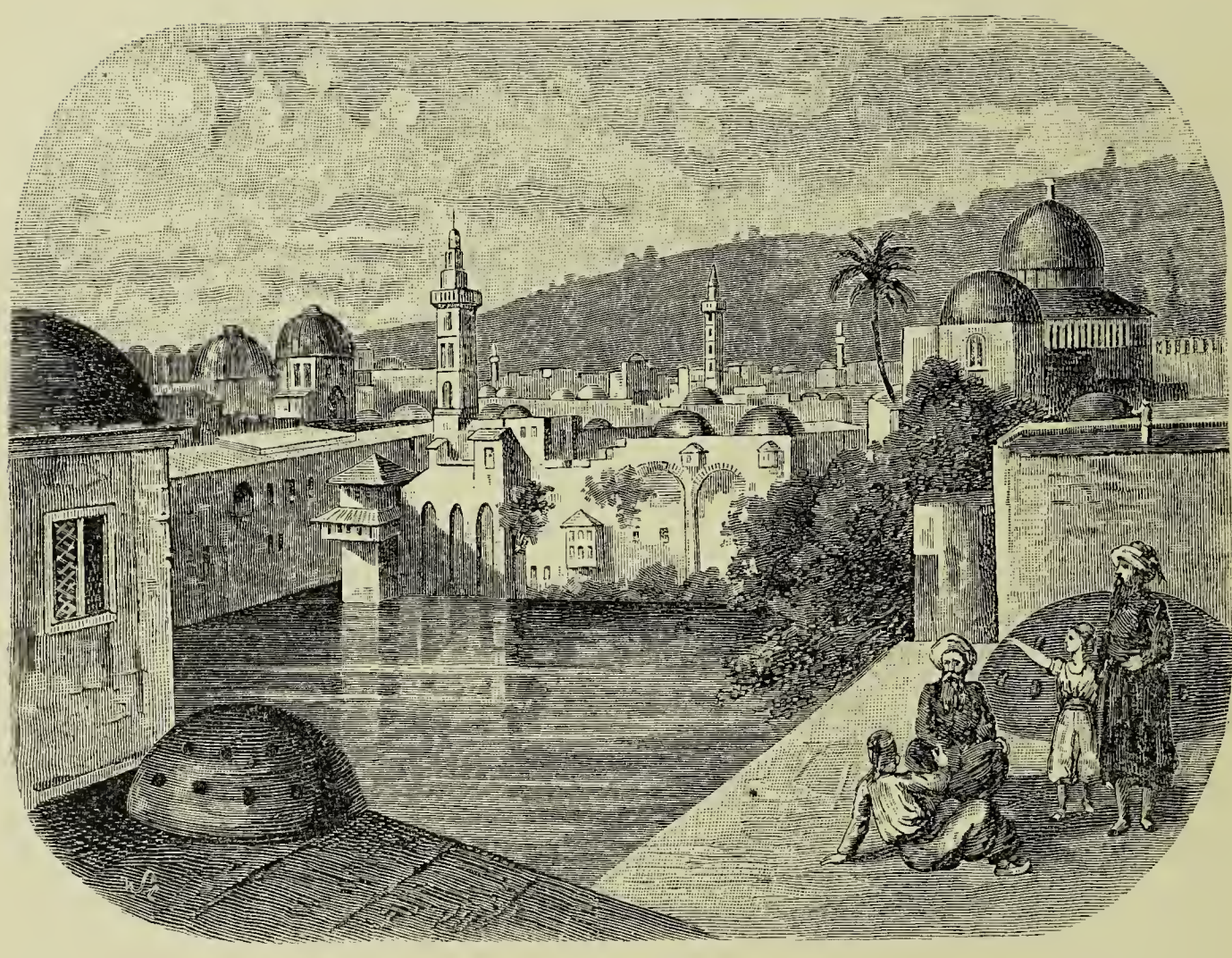
Dichter gestanden, wenn er sagt: „Um Jerusalem sind Berge rings-umher. So Jehova ringsher um sein Volk von nun an bis in Ewigkeit.“[1] Auf solche Warte versetzte sich der Prophet im Geiste und, mit dem Auge des Sehers die Wiederherstellung der zerstörten, verödeten Stadt gegenwärtig schauend, sprach er: „Wie lieblich auf den Bergen der Fuß des Freudeboten, der verkündet Heil, der gute Botschaft bringt, Rettung verkündet, der zu Zion spricht: einnimmt Dein Gott die Herrschaft. Stimme Deiner Wächter! Sie erheben die Stimme, jubeln auf zumal; denn Aug um Aug schauen sie, wie Jehova zurückkehrt nach Zion.“[2] Nach Nord, Ost und Süd breitete die Stadt sich vor mir aus auf vier Hügeln, die durch tiefere oder flachere Einsenkungen deutlich sich von einander schieden. Der Hügel gerade nördlich von mir, auf dem die gewaltige Kupferkuppel des heiligen Grabes zwischen zwei Minareten Muhammeds hervorglänzte, steigt außerhalb der Stadt noch weiter sehr allmälig an. Hier pflegten sich die feindlichen Heere zu lagern. Von hier aus erstürmte Gottfried von Bouillon die Stadt. Auf der Höhe aber, wo nun die Russen weitläufige Gebäude errichtet haben, standen einst die Zelte des römischen Feldherrn Titus. Im Nordosten der Stadt liegt der Hügel Bezetha. Grüne Rasenplätze, zerfallene Hütten und Heiligtümer bedecken ihn zum guten Teil. Südlich von diesem Hügel, ziemlich in der Tiefe, sah ich die Kuppeln der Sachra- und der Aksamoschee. Dort stand der Tempel Salomos. Südwestlich von da den Blick wendend, überschaute ich den Hügel der Oberstadt, zu dem eben der Turm Phasaelus gehört. Dies ist der höchste Stadtteil, doch trug in biblischer Zeit nicht er, sondern der Tempelberg den Namen Zion. Einst liefen die Festungsmauern am Rande dieses Hügels hin, nunmehr gehen sie südwestlich quer über denselben. Wo einst Paläste der jüdischen Großen gestanden, führt jetzt der Bauer den Pflug durch die Schutterde.[3]

[1] Psalm 125, 2. — [2] Jes. 52, 7, 8. — [3] Micha 3, 12.

Nachdem wir so einen Blick über die Stadt hingeworfen von diesem Turm aus, machen wir einmal einen Gang durch das Innere derselben. Vor dem Turme und innerhalb des Jaffathores findet sich der einzige öffentliche Platz von etwas größerer Ausdehnung. Hier geht es denn auch meist sehr lebhaft zu. Die Pilgerscharen ziehen durchs Jaffathor ein und aus. Araber halten da für dieselben Pferde und Esel bereit. Hier stauen sich oft die langen Kamelzüge, die von Hebron, Gaza und Jaffa kommen. Eine Zigeunerfamilie hat unter schwarzem Zelt ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ihre fast ganz nackten Kinder betteln mit großer Zudringlichkeit die Reisenden an. Eine Anzahl türkischer Soldaten, beim Thore gelagert, beobachtet das Treiben auf dem Platze; denn Pilger lieben es, sich hier durchzuprügeln. Durch eine äußerst holperig gepflasterte Gasse, in der Südfrüchte aller Art feil gehalten werden, geht es nun in die Stadt hinunter. In einem Hause zur Linken befindet sich eine mohammedanische Kaffeewirthschaft. Da sitzen die Araber auf niedrigen Stühlen, die Wasserpfeife rauchend, Kaffee schlürfend oder Branntwein, stundenlang fast schweigsam. Gehen wir aber durch die Wirtsstube hindurch, so sehen wir uns ziemlich hoch ob einem großen, rings von Häusern umschlossenen Teich, in den von West her reichlich Wasser plätschert. Patriarchen- oder Hiskiateich wird er heute genannt. „Teich der Türme" hieß er zu Christi Zeit, weil die drei gewaltigsten Türme der Stadt, Mariamme, Hippikus, Phasaelus in seiner Nähe standen.[1] Mitten in dem wasserarmen Jerusalem ist eine so große Wassermasse, die es selbst zu kleinen Wellen bringt, ein besonders freundlicher Anblick.

---

[1] Den hebräischen Namen Hammigdalim machten die Griechen in der Form amygdalos sich mundgerecht und wandelten so den „Turmteich" in einen „Mandelteich" (kolymbethran amygdalon) um, wie sie das hebräische Wort Teraphon „Riß, Schlucht" (v. taraph, wie jeraqon v. jaraq) in ein griechisches Tyropöon umgossen und glücklich als Käsemacherthal erklärten. Einen Teich der Astarte, in der Nähe des Tempels gelegen, schufen sie zu einem Teich des Struthion d. i. zu einem Sperlingsteiche um. Ähnliche Umgestaltungen fremder Wörter hat sich auch das deutsche Volk viele gestattet.



Hiskia-Teich.

Biegen wir unweit östlich vom Teich gegen Norden um, so gelangen wir in die ebene Christenstraße, Haret en-Nassara. Hier gibts die Menge Schuster, Schneider und anderer Handwerker christlichen Bekenntnisses. Wir wenden uns von da wieder nach Ost durch eine ganz wenig sich senkende Gasse, eine Treppe hinunter und wir stehen vor einem kleinen Thor, durch das man nur gebückt eintreten kann. Dies ist der Eingang zum Vorhof der Grabeskirche. In der Osterzeit wimmelt es auf diesem Platze von Leuten. Hier sieht man die verschiedensten Trachten, hört die verschiedensten Sprachen. Männer und Weiber, Kinder und Greise, Geistliche und Laien aus allen Bekenntnissen drängen sich neben einander. Dort gemeines Lachen, hier ernstes Sinnen, dort Zank und Streit zwischen zwei Pilgern, hier zwei Pilgerinnen mit tränendem Blick in die Kirche gehend, um in

derselben den Frieden fürs Herz zu suchen, den jene nicht einmal äußerlich haben. Neben den leicht gekleideten Morgenländern gewahrt man Russinnen, die, vom hohen Norden hergekommen, mit Pelz versehene Kleider tragen. Hier griechische Priester mit langgewachsenen Haaren gleich den Weibern, dort abendländische Mönche mit glattgeschorenen Häuptern. Neben der Menge von Pilgern und neugierigen Reisenden sieht man meist auch zahlreiche Krämer und Krämerinnen, die in gebrochenem Italienisch mit höflich dringenden Worten und Geberden zum Kauf ihrer Perlmutter- und Olivenwaaren und anderer Sachen einladen.

Alles Pilgervolk drängt sich durch die breite Pforte in die Kirche, welche in einem großen und vielgestaltigen Bau nicht nur das Grab Christi, sondern auch die Kreuzigungsstätte und andere Heiligtümer in sich schließt. Gerade links beim Eingange lagern einige türkische Soldaten, um Wacht in der Kirche zu halten. Sie kauern auf ihren Matten, rauchen aus ihren langen Pfeifen, schlürfen Kaffee. Aber die Pilger achten nicht darauf, sondern gerade vor ihnen sehen sie den Salbungsstein, rechts oben die Golgathakirche und in der Mitte der Hauptkirche eine kleine verschwenderisch ausgestattete Kapelle. Da glauben sie, sei das Grab Jesu Christi. Ein griechischer Priester steht drinnen mit gleichgültigem, verschlafenem Gesicht und verkauft denen, welche hineingehen, mit glühenden Küssen und ernsten Gebeten die heilige Stätte zu verehren, Wachskerzen. Ein Pilger hat lange zu thun, bis er mit solcher Verehrung all der zahlreichen geheiligten Stätten fertig ist. Östlich von der Grabeskirche im engern Sinne, nördlich von der Kreuzigungsstätte, haben die Griechen eine eigene Kirche mit hoher Kuppel angebaut. Von der Decke hangen eine Menge Lampen und Leuchter herab. Steife Ölgemälde schmücken die Wände. Silber- und Goldverzierungen sind nicht gespart. Mitten in dieser Kirche zeigt man einen Stein als den Mittelpunkt der Erde, ein schlichtes Sinnbild dafür, daß an der Stätte, wo die Welt Gottes größte Liebe sah, die Völker vom Aufgang und vom Niedergang sich zusammenfinden sollen. Den drei Hauptkirchen schließt sich eine Menge Kapellen an.

Die Grabeskirche.

Griechen, Lateiner, Armenier und Kopten teilen sich in das weitläufige, verwirrte Gebäude. Aber gerade weil der Besitzer so viele, genießt das Ganze einer sehr schlechten Pflege. Vor einer Reihe von Jahren wurde die Verbesserung der Kuppel ob der Grabeskirche ein Vorwand zum Kriege zwischen Rußland und den mit dem Sultan verbündeten Westmächten. Viele Tausende mußten ihr Leben lassen und Milliarden wurden verschwendet für das Recht, die Ausbesserung übernehmen zu dürfen. Trotzdem ist viele Jahre für die Kuppel nichts geschehen. Reichlich strömt der Regen durch die immer größer werdenden Lücken und rasch geht das schöne Gewölbe seinem gänzlichen Verfall entgegen.[1] Die einzelnen Besitzantheile sind ganz sonderbar unter einander gemischt. Über den Kammern zur Seite der Grabkirche, wo die lateinischen Kirchenwächter ihre elende Wohnung haben, befindet sich ein türkischer Pferdestall. Bis in die neueste Zeit konnten türkische Frauen von ihrem Harem aus leicht in die Kirche hinunter sehen. Diese ist fast ringsum von Häusern eingeschlossen und bildet mit ihnen zusammen ein wunderbares Durch-, Über- und Nebeneinander. Die Seite derselben gegen den Vorhof macht durch Alter und auch teilweise Schönheit den Eindruck des Ehrwürdigen.

Ueber die Echtheit des Grabes Christi und der Kreuzigungsstätte innerhalb dieser Kirche ist schon viel gestritten worden. Nach dem klaren Bericht im neuen Testament wurde Christus außerhalb der Stadt gekreuzigt[2] und ganz in der Nähe begraben.[3] Hätte daher das biblische Jerusalem ganz die Lage des jetzigen eingenommen, so müßte man diese geweihtesten Stätten anderswo suchen. Allein eine genaue Prüfung dessen, was uns der jüdische Zeitgenosse der Apostel, der Geschichtschreiber Josephus, über die heilige Stadt berichtet, ergibt, daß die Mauer der sogenannten zweiten Stadt den Platz der Grabeskirche nicht mit umfaßte, sondern östlich unweit von demselben vor-

[1] Seitdem ist die Kuppel wieder hergestellt worden. — [2] Joh. 19, 17. 20. Mark. 15, 20. Hebr. 13, 12. 13. — [3] Joh. 19, 41.

Inneres der Grabkirche mit der Grabkapelle.

überzog. In dem felsigen Boden, der zum Gebiet der Grabeskirche gehört, haben sich einige altjüdische Gräber erhalten. Gräberanlagen mußten aber nach der Weisung der Schriftgelehrten mindestens 23 Meter von der Stadtmauer entfernt sein. Da viele Felsgräber am gleichen Orte sich fanden, so hatte man wohl frühzeitig über das Grab Christi keine volle Gewißheit mehr; aber Golgatha war eine allem Volk Jerusalems wohlbekannte Richtstätte, den christlichen Einwohnern zumal, an denen es seit den Tagen der Apostel, ganz kurze Unterbrechungen ausgenommen, nie gefehlt hat, durchaus vertraut. Es herrschte darum auch darüber in der Überlieferung nie die mindeste Schwankung.

Ganz nahe bei der Grabeskirche befinden sich die Ruinen des großen Johanniterhospitals. Noch sieht man ein prächtiges, mit schönen Sculpturen versehenes Portal an der Ostseite der Ruine. Dieses Hospital konnte einst viele hundert kranke und arme Pilger fassen. Hier lebten und wirkten jene Hospitaliterbrüder, die später als Johanniterritter einen so ruhmvollen Namen sich erworben. Das schöne Thor mahnt an die längst entschwundene Herrlichkeit. Einst stützten 124 steinerne Pfeiler die gewölbten Räume des Palastes. Nun sieht man da mitten in der Stadt Trümmerhaufen, Gärten mit Feldbohnen, Feigencactus, hier und da einen Feigenbaum. Die Gerbereien, die einst in der Nähe der schönen Portalruine die Luft verdarben, sind nunmehr verschwunden. Man trifft jetzt hier sehr viele Buden, wo gläserne bunte Ringe aus Hebron und andere Sachen verkauft werden.

Wenden wir uns an der nordöstlichen Spitze des ehemaligen Johanniterhospitals nach Süden, so betreten wir den Bazar der Stadt. Drei ziemlich lange überwölbte Gassen bilden denselben. Die westlichste dient zum Fleischmarkt, wo freilich fast nie Fleisch von Rindern, sondern nur von Schafen oder Ziegen verkauft wird. In den andern Gassen sieht man die Handwerker mit übereinander geschlagenen Beinen in ihren Buden arbeiten. Hier eine Reihe Schuhmacher, dort Pfeifenrohrdrechsler. Oder es sind Krämer, die bald im heiligen Buche der Muhammedaner,

dem Koran, studieren, bald, auf der linken Hand das Papier haltend, schreiben, bald rauchen oder Kaffee trinken, wenn Käufer sie nicht gerade beschäftigen. Es kam mir recht schön vor, da und dort einen Krämer ins Lesen des Koran vertieft zu sehen. Von Lebensmitteln ist da alles Wohlfeile und Kostbare des Landes zu haben. Weiber vom Lande, am Saume der Gassen niedergekauert, verkaufen Eier, Oliven und andere Produkte ihrer Heimat. Junge Bursche sah ich herumwandelnd Brot und saure Milch anbieten. Übrigens wird nicht in diesen drei gewölbten Gassen allein Markt gehalten; es ist dies bloß der Hauptmarkt. Hier, wo sich die Kinder des Morgens, reiche und arme, Männer und Frauen, Städter und Landleute, in buntem Gewirre durch einander drängen, kann man ihre Trachten zur Genüge beobachten. Die Städter lieben es, viele und kostbare Kleider anzulegen. Außer dem Hemde und mehreren Jacken und Westen tragen sie zwei bis an die Knöchel reichende Röcke, der eine von Tuch, der andere von Baumwolle oder Seide. Ein kostbarer Gürtel hält den innern langen Rock zusammen. Zwischen hinein steckt man wie zu Ezechiels Zeit[1] das messingene oder silberne Schreibzeug. An der Hand darf der große Siegelring nicht fehlen, ohne den einst auch der israelitische Kaufmann nicht wohl auskommen konnte, und den er daher sorgfältig hütete. Der Prophet Haggai verkündete, daß Gott den Serubabel wie einen Siegelring halten werde.[2] Sehr viele haben auch einen Rosenkranz bei sich als Spielzeug für die müßigen Finger. Ring und Schnur trug schon Jakobs Sohn Juda.[3] Das Haupt ist mit einer weißen und einer roten Mütze bedeckt, um die sich ein langes baumwollenes Tuch windet, der Turban.

Wie viel einfacher kleidet sich der Landmann! Ueber das Hemd zieht er nur ein ärmelloses, weiß und schwarz gestreiftes Oberkleid von Kameel- oder Ziegenhaaren an. Einen solchen Rock trug Jesus vor seiner Kreuzigung.[4] Diese einfache ländliche Kleidung empfiehlt

---

[1] Ezech. 9, 2. — [2] Hagg. 2, 23. — [3] 1. Mos. 38, 18. — [4] Joh. 19, 23.

er seinen Jüngern, wenn er ihnen sagt, sie sollen nicht zwei Röcke tragen.[1] Der Landmann gürtet sein Hemd, wie die Fischer thaten zur Zeit des Petrus.[2] Gern trägt er im Gürtel all das Geld mit sich, das er sich erworben. Aber die Apostel sollten ohne Geld im Gürtel ausziehen.[3] Elias[4] und Johannes der Täufer[5] umbanden sich einst mit ledernem Gurte, Jeremias nach Priesterart mit einem solchen von Leinwand.[6] So heute noch die Landleute, während die Städter dazu kostbarere Stoffe nicht sparen. Gar armselig sind die Wasserträger gekleidet, die in Schläuchen von Ziegenfellen Wasser feil bieten oder in die Häuser tragen. Ein bis an die Kniee reichendes Hemd ist ihr einziges Kleid. Ihr Beruf gilt aber auch jetzt noch, wie zu Moses Zeit, als der niederste. Holzhacker und Wasserträger bilden die unterste Rangstufe im morgenländischen Staatshaushalt.[7] In Schläuchen trug man wie jetzt so auch vor alters Wasser umher. „Gott möge das Wasser seiner Thränen in einen Schlauch fassen," damit sie nicht unbemerkt verrinnen, so bat der betrübte Fromme.[8]

Die weibliche Kleidung gleicht der männlichen sehr. Während aber die armen Landweiber nur ein umgürtetes blaues Hemd als ihre Kleidung tragen, oft ohne jedes weitere Kleidungsstück, ziehen die Stadtweiber über verschiedene lange und kurze Gewande einen großen nach hinten und vorn bis auf die Füße abfallenden Schleier über sich, so daß sie vollständig verhüllt sind. Ein sehnlicher Wunsch auch des armen Mädchens ist's, Stirne und Wangen mit einer Schnur von Silbermünzen umsäumen zu können. Reiche tragen viel Goldschmuck auf dem Haare und schon den Kindern heften sie an die zahlreichen Zöpfchen, die über den Rücken herunterhängen, goldene Münzen. Je reicher ein Mädchen ist, desto mehr Zöpfchen trägt es, so daß deren Zahl oft über hundert beträgt. Vor dem übertriebenen Haarflechten

---

[1] Matth. 10, 10. — [2] Joh. 21, 7. — [3] Mark. 6, 8. — [4] 2. Kön. 1, 8. — [5] Matth. 3, 4. — [6] Jer. 13, 1. 3. Mos. 16, 4. — [7] 5. Mos. 29, 11. — [8] Ps. 56, 9.

mußte schon der Apostel Petrus warnen.[1] Ich sah Kinder, welche auch an den Füßen mit Münzen klirrten. Weniger häufig als in Ägypten bemerkte ich den Doppelschleier, dessen zwei Teile in der Gegend der Augen mit einander verbunden sind durch eine je nach dem Stande der Frau köstlich oder gering gezierte Spange. Daß die Weiber sich verschleiern, ist uralte Sitte und wird schon von der Rebekka erzählt.[2] Die christlichen Frauen in Korinth trugen jenen Doppelschleier, ohne den sie nach des Paulus Gebot nie in der Gemeinde beten sollten.[3]

Männer und Weiber pflegen sich zu tätowieren, was trotz gesetzliches Verbotes auch bei den Israeliten hie und da vorkam.[4] Frauen und Jungfrauen färben die Augenlieder schwarz, um das Auge lebhaft und größer erscheinen zu lassen. Auf diese Kunst verstunden sich einst auch die Töchter Israels, wie selbst der ernste Jeremias uns berichtet.[5] Doch die geschminkten Augen der Königin Isebel vermochten einst nicht das Herz des Empörers Jehu zu rühren.[6] An den Armen zeigen die Landweiber manchmal zierliche Tätowierungen, welche die Stelle von goldenem Schmuck versehen; aber auch in Kinn und Wangen ritzen sie oft blaufarbne Sterne ein. Die Nägel sind rot gefärbt. So durchläuft die Eitelkeit alle Stufen menschlicher Bildung. In Jerusalem kann man alles zumal sehen, die Negerin, die sich ein paar Schnitte in die Wangen geschnitten, die Araberin mit blau gefärbtem Kinn, ihren Mann mit glattgeschorenem Kopf und die vornehme europäische Dame mit falschen Locken. Die unförmliche Kleidung übrigens, die tiefe Verhüllung, der watschelnde Gang entzieht hier den städtischen Frauen all die Würde und Anmut, die nach unserm Gefühl zum edeln Frauenbild gehören. Es zeichnet sich die untergeordnete Stellung des morgenländischen Weibes schon in der äußern Haltung desselben.

---

[1] 1. Petr. 3, 3. — [2] 1. Mos. 24, 65. — [3] 1. Korinth. 11, 5. — [4] 3. Mos. 19, 28. Jes. 3, 24. 49, 16. — [5] Jer. 4, 30. — [6] 2. Kön. 9, 30.

Wenn ich der mittleren Marktgasse entlang in ziemlich geradliniger Richtung mich nach Norden wandte, gelangte ich zum Damaskusthor. Deutlich sah ich hier das kleine Thal, welches durch Absenkung des östlichen und westlichen Hügels gebildet ist. Von hier aus führt eine südöstlich laufende Straße zum österreichischen Hospiz. In seinen hohen, hellen, wohl ausgerüsteten Sälen könnte man fast vergessen, daß man sich im Orient befindet. Gerade auf der Südseite des Ho-

Straße in Jerusalem.

spizes beginnt eine nach Ost sich richtende Straße, die einen Teil der berühmten Schmerzensstraße ausmacht. Nach nicht sehr alter Sage soll nämlich Christus auf diesem Wege das Kreuz zur Richtstätte getragen haben. Sanft steigt die Gasse ostwärts an bis zu dem Ecce-homobogen, wo Pilatus, auf den wundgeschlagenen Christus hindeutend, gesagt haben soll: „Sieh, welch ein Mensch".[1] Die jetzige Kaserne

[1] Joh. 19, 5.

giebt man aus für das Richthaus des Pilatus, während thatsächlich hier einst die Antonia, die feste Kaserne der römischen Legionssoldaten, stand. Die Straße geht vom genannten Bogen ziemlich eben, an einer Stelle sich ein wenig nach Ost senkend, zum Stephansthore hin. Da sah ich mehr als eine zum Teil von Feigencactus überwucherte Ruine. Auch wölbte man gerade über die Straße ein neues Haus.

In einem Hofraume nahe dem Thor steht die Ruine der St. Annakirche. Diese schöne dreischiffige Kirche in echt gotischem Stil, einst in eine Moschee umgewandelt, kehrte vor kurzem nach vielen hundert Jahren in den Besitz der Christen zurück. Französische Bauleute waren mit der Wiederherstellung des viel geschädigten Baues beschäftigt.[1] Noch erkannte ich hie und da an Pilastern alte Malereien, eine Hand, Falten eines Rockes, einen Heiligenschein. Unter dem Kirchenboden befinden sich mehrere Höhlen, von denen eine ohne Zweifel zur Cisterne einst diente; denn sie ist mit dem bei Teichen und Cisternen gebräuchlichen wasserdichten Mörtel ausgemauert. Rings um die Kirche hat man den Schutt, der im Osten 10 Meter hoch lag, mit vieler Mühe weggeräumt, so daß man nun den schönen Chor auch von außen betrachten kann. Eine Menge ungeheurer Quader lagen östlich von der Kirche zerstreut. Gewiß zog sich hier eine Mauer des alten Jerusalem nach dem Tempelhügel hin.

Nahe bei der Kirche traf ich einige Aussätzige, die mit dringendem Geschrei die Barmherzigkeit der Vorübergehenden anriefen. Da kauerten diese entsetzlich entstellten Unglücklichen am Saum der Gasse neben den herrenlosen Hunden, beide darauf wartend, daß die glücklichen Menschenkinder ihnen etwas zuwerfen von ihrem reichen Tische. O wie mag dem mitleidvollen Meister das Herz geblutet haben ob solchem Anblick! Man spürt seine tiefe Erregtheit ihm noch an im Gleichnis vom armen Lazarus.[2] Zahlreich sind immer noch die meisterlosen Hunde,

[1] Seitdem ist sie vollständig hergestellt. — [2] Luk. 16, 20 f.

wie solche schon in urdenklichen Zeiten die Gassen der morgenländischen Städte durchstreiften. Es ist eine häßlich aussehende gelbe Rasse mit spitzer Schnauze. Trefflich beschreibt der Prophet ihre Lebensart am Tage, wie sie mir oft auffiel: „Sie sind stumm, mögen nicht bellen, sie träumen, liegen, lieben zu schlafen.“[1] Nach Sonnenuntergang werden sie lebendig, durchschwärmen die Gassen und entweihen die Stille der Nacht durch ihren heillosen Lärm. Sie üben indes eine wohlthätige Ordnungspolizei. Das Unreine, Unbrauchbare, nach jüdischen Begriffen Unheilige, pflegen die Morgenländer nämlich auf die Straße hinauszuwerfen. Da kommen denn die Hunde hin und fressen es weg. In Erinnerung an diese Sitte ermahnte Christus die Seinen: „Werfet das Heilige nicht den Hunden hin!“[2] Manche Gassen haben auch in Jerusalem noch breite Gräben in der Mitte, wo dem Vieh der Weg angewiesen ist. In der Regenzeit läuft schmutziges Wasser durch die letzteren. Aber einst im neuen Jerusalem wird das helle Wasser vom Strom des Lebens die Gassen durchströmen nach der Verheißung des christlichen Sehers.[3]

Von öffentlicher Straßenbeleuchtung weiß man hier nichts, und aus den Häusern schimmert selten ein heimeliges Licht auf die Gasse. Da würde man nun vielfach Gefahr laufen, auszugleiten auf dem schlüpfrigen Wege oder in ein Loch zu tappen, wenn man nicht mit eigenem Lichte versehen wäre. Wer nach neun Uhr ohne Licht auf der Straße getroffen wird, den bringt die Nachtwache in Gewahrsam. Dieses Gesetz bestand ohne Zweifel schon zur Zeit, da die arme Sulammith, in der Nacht ihrem Geliebten nacheilend, von den Wächtern ergriffen, geschlagen und ihres Oberkleides beraubt wurde.[4] So war's einst auch bei uns Sitte. Überhaupt gleicht das Leben in den morgenländischen Städten vielfach dem in den unsrigen des 14. und 15. Jahrhunderts.

---

[1] Jes. 56, 10. — [2] Matth. 7, 6. — [3] Offenb. 22, 2. — [4] Hoh. L. 5, 7.

Indem ich mich nahe dem Stephansthore einige Schritte südwärts wandte, kam ich zu dem gewaltigen sogenannten Bethesdateiche.[1] Derselbe ist mehr als 22 Meter tief, fast 110 Meter lang und über 40 Meter breit. Aber so große Schuttmassen sind in denselben hinabgestürzt, daß Bauern sich eben die Mühe nahmen, dieselben zu pflügen. Der Teich, vielleicht ein Bauwerk der alten Judenkönige, zeugt für den großartigen Sinn seines Erbauers. Hoch erhebt sich im Süden die Nordmauer des Haram esch-Scherif[2] über den Teich und vermehrt den Eindruck des Großartigen, den letzterer an sich schon erregt. Bei der Südostecke des Birket Israin — so heißt heute der Bethesdateich der späteren Ueberlieferung — treten wir durch ein Thor auf den heiligen Platz der Muhammedaner.

Aber wehe dem Ungläubigen, der in früheren Zeiten es gewagt, in das hochverehrte Heiligtum einzudringen. Zwischen martervollem Tod oder Übertritt zum Islam wäre ihm nur die bange Wahl geblieben. Die Geschichte berichtet von manchem Opfer, welches auf diese Weise der Neu- und Wißbegierde gebracht worden. Aber dem Drängen der Zeit hat selbst mosleminischer Starrsinn allmählich nachgeben müssen. Begleitet vom Kawassen des österreichischen Consuls konnte ich in Gesellschaft vieler anderer Pilger ungehindert eintreten. Wir durchschritten zuerst einen mit Rasen überwachsenen Hof; dann stiegen wir auf breiten Stufen hinauf zu einem mit Marmor getäfelten Platz. Hier oben mußten wir die Schuhe ausziehen. Einst konnten auf dem untern Platz auch die Heiden sich sammeln, während der obere nur für die Israeliten zugänglich war. Daran erinnert noch die heutige Sitte. Die Hüter der Moschee zeigen sich bloß noch unduldsam gegen die, welche das ziemlich große Eintrittsgeld zu zahlen entweder Lust oder Vermögen nicht haben. Als ich einmal allein hineingehen wollte, wurde ich gleich mit Steinen bedroht.

---

[1] Ueber die Lage des ächten Bethesdateiches siehe unten S. 53. — [2] Das ist „des edeln Heiligtums", nämlich des Tempelbezirkes.

Wenn man aus den engen und winkligen, dunklen Gassen der Stadt herkommt, wird man von der Ansicht dieses weiten, herrlichen Raumes wunderbar ergriffen. Ungefähr in der Mitte ruht erhaben auf marmorgepflasterter Plattform die stolze Felsenmoschee (Kubbet es-Sachra). Der Chalife Abd = el = Melek hatte diesen Prachtbau vom

Felsenmoschee.

Jahre 686 bis 693 n. Chr. hergestellt. Von allen vier Himmelsgegenden führen breite Treppen zu der Moschee hinan. Säulenarkaden krönen das obere Treppenende. Zierlich geformte Kapellen umgeben das Hauptgebäude. Reich ist dieses unten mit Marmor, oben mit bunten Ziegeln überkleidet. Seine achteckige Form deutet darauf hin, daß es sein vornehmstes Heiligtum im Zentrum des Innern besitzt. Was finden wir drin umgeben von gewaltigen Säulen und Pfeilern, überwölbt von hoher Kuppel, überschattet von schwerseidenen Tüchern?

Einen ganz rauhen Felsen, der etwa 17 Meter lang, 13 Meter breit und 1 1/2 Meter hoch ist. Von diesem Steine wissen die Bekenner des Islam allerlei wunderliche Sagen zu berichten. Es sei der Stein, der den Propheten fast bis ins Paradies begleitet. Er schwebe frei in der Luft. Man könne noch die Fingerspuren der Engel sehen, die ihn halten wollten, als er mit Muhammed gen Himmel fuhr.

Auf diesem Felsen hatte einst der Jebusiter Aravna das Getreide ausgedroschen.[1] Es ist der höchste Punkt des Zionhügels, der steil nach Ost ins Kidronthal, mehr allmählich nach Süden, Norden und Westen abfällt. Dahin sammelte der heidnische Unterthan von König David seine Garben, hier reinigte er mit der Wurfschaufel das mit dem Dreschschlitten ausgedroschene Korn, indem er es gegen den Windzug warf.[2] Da flog auch die Spreu vor dem Windsturm dahin, wovon die Dichter und Propheten Israels so viel reden.[3] Vom königlichen Palast, der südwärts auf einer niedrigeren Terrasse des Hügels stand, sah einst David zu dieser Felsentenne hinauf, als die Schrecken der Pest in Jerusalem wohl ihre letzten Opfer unter den Dreschern daselbst forderten.[4] Er bestimmte, daß auf ihr dem Jehova ein Tempel gebaut werde.[5] Einen bessern Platz hätte er nicht wählen können. Da vermochte man das Heiligtum frei, fest und erhaben zu bauen. Die Ausführung durch Salomo war eines großen Königs und eines frommen Volkes würdig. Doch noch erhabener war die Tempelanlage, die Herodes zur Hauptsache vollendete, an der aber 46 Jahre[6] fortgearbeitet wurde; umfaßte sie doch in einer dem Rechteck sich annähernden Form den Raum von 1426 Aren. Zu diesem Zwecke mußten namentlich im Süden gewaltige Unterbauten gemacht, im Nordwesten der Fels abgeschrotet werden. Die gewaltige, in Terrassen sich abstufende Fläche wurde von Herodes mit riesigen Mauern umgeben,

---

[1] 2. Sam. 24, 18. (Ornan. 1. Chron. 21, 18.) — [2] 2. Sam. 24, 22. — [3] Ps. 1, 4. 35, 5. Hiob 21, 18. — [4] 2. Sam. 24, 16, 17. — [5] 2. Chron. 3, 1. — [6] Joh. 2, 20.

deren Überreste, Quader von sechs und mehr Meter Länge und ein Meter Breite, heute noch unser Staunen erwecken, wie einst das der Jünger, als sie zu Jesu sprachen: „Meister, sieh, welche Steine.“ [1] Treten wir einmal vor die Moschee hinaus nach Osten, wo der Haupteingang zum Tempel war, und wo noch im sechsten Jahrhundert nach Christo eine lange Treppe zum Kidronbach hinunterführte.

Herrlich ist die Aussicht auf den Ölberg, den nur die Kidronschlucht vom Zion trennt. Nach Südwesten steigt der Hügel der Oberstadt empor, den erst die spätere Überlieferung Zion hieß. Man sieht die Flagge des Halbmondes wehen hoch oben auf dem Davidsturm. Nach Südosten folgt das Auge den Windungen des Thales Josaphat. So nämlich heißt heute allgemein der obere Teil des Kidronthales. Dort sollen einst die herrlichen Wasser durchströmen, die unter der Schwelle des Tempels hervordringen werden zum großen Strome. Sie werden sich ins tote Meer stürzen und sein lebenverderbendes Wasser gesund machen. [2] Von Südwest nach Nordost ist der Tempelplatz von der Stadt fast theaterförmig umgeben, wie dies schon der alte Geschichtsschreiber Josephus treffend bemerkt. [3] Der weite Platz um die Moschee war mit grünen Gräsern, mit Ranunkeln, blumigem Klee, rotblühendem Mannsschild, Scabiosen, goldig blühendem Bilsenkraut, Taubnesseln und andern Kindern des Frühlings bunt geschmückt. Wie heimatlich mutete mich dieser zarte Blumenteppich an! Doch Ölbäume, diese Zeugen einer wärmeren Zone, warfen darüber ihren Schatten.

So war's schon vor Jahrtausenden auf dem nämlichen Platze. „Ich bin wie ein grüner Ölbaum im Hause Gottes“, „Gepflanzt im Hause Jehovas wachsen die Gerechten in den Vorhöfen unsers Gottes. Sie sprossen noch im Greisenalter, sind voller Mark und grünbelaubt,“ [4] jubeln die frommen Sänger. Hier, geschützt von hohen Mauern,

---

[1] Mark. 13, 1. — [2] Ezech. 47, 1—8. — [3] Alterth. 15, 11, 5. — [4] Ps. 52, 10. 92, 14. 15.

Tempelplatz zu Jeruſalem.

gelagert unter dem Friedensbaume, sinnend über seinen Gott, betend vor ihm, der geheimnisvoll dort im Allerheiligsten über der Bundeslade thronte,[1] genoß der fromme Israelite seine tiefste, seine innigste Freude, die er bald in sanften Weisen, bald gewaltig ergreifend, bald in Tönen der Wehmut, bald des Jubels immer und immer wieder besingt. Ihm ist's der Inbegriff ungetrübten Glückes zu „wohnen im Hause des Herrn immerdar."[2] Hier strömten die Scharen des Volkes zusammen von Dan bis Beersaba, in glücklichen Zeiten reiche Opfer an Rindern, Schafen, Ziegen und allerlei Früchten des Feldes dem König der Könige darbringend.[3] Hier sangen die Levitenchöre die heiligen Gesänge, hier segnete der Hohepriester Jahr um Jahr, aus dem Allerheiligsten hervortretend, die Tausende und Tausende, die zu Boden sich niedergeworfen hatten vor dem furchtbar erhabenen, heiligen Gotte.[4] Es heißt so schön und sinnig: „Wenn die, welche die Trompeten bliesen und sangen, nur Eine Stimme hören ließen zu loben und zu danken dem Herrn, wenn die Stimme sich erhob von den Trompeten, Cymbeln und andern Saitenspielen und von dem Loben des Herrn, daß er freundlich ist und seine Güte ewig währt, da erfüllte die Herrlichkeit Jehovas das ganze Haus Gottes."[5] Himmlisches und irdisches Vaterland schmolz hier dem Israeliten zusammen. Wer kennte nicht die rührende Heimwehklage des Gefangenen an den Quellen des Jordan: „Wie eine Hindin, die lechzet nach Bächen Wassers, also lechzet meine Seele nach dir, o Gott. Daran denk' ich und schütte aus bei mir meine Seele, wie ich einherging in der Schar, mit ihnen wallete zum Hause Gottes, mit der Stimme des Jauchzens und Dankens, in der Menge der Feiernden."[6] Schöneres kennt daher auch der vielgewanderte Dichter nicht, in dessen Seele tiefes Naturgefühl und fromme Liebe zur Heimat rührend sich begegnen,

---

[1] 2. Mos. 25, 22. Ps. 99, 1. — [2] Ps. 23, 6. — [3] 2. Chron. 30, 5. 5. Mos. 12, 5 ff. 2. Chron. 35, 7 ff. 30, 24. — [4] Sirach 50, 5. 18. — [5] 2. Chron. 5, 13. 14. — [6] Ps. 42, 2. 5.

als die Morgensonne, die ihre leuchtende Klarheit ausstrahlt über den Tempel des Höchsten.[1]

Aber dieser geheiligte Platz, so friedvoll nun auch vor meinen Augen ausgebreitet, wie ist er seit den Tagen Salomos so oft zum Schauplatz wilden entsetzlichen Streites geworden! Hier fochten die

Klageplatz der Juden.

Juden 70 Jahre nach Christo mit dem Mute der Verzweiflung. Tausende fielen unter dem erbarmungslosen Schwerte der römischen Soldaten oder starben in den Flammen des Tempels. Die, welche

[1] Sir. 50, 7.

von der Oberstadt aus dem grauenvollen Untergange ihres Heiligtums zusehen mußten, erhoben ein herzzerbrechendes Jammergeschrei.

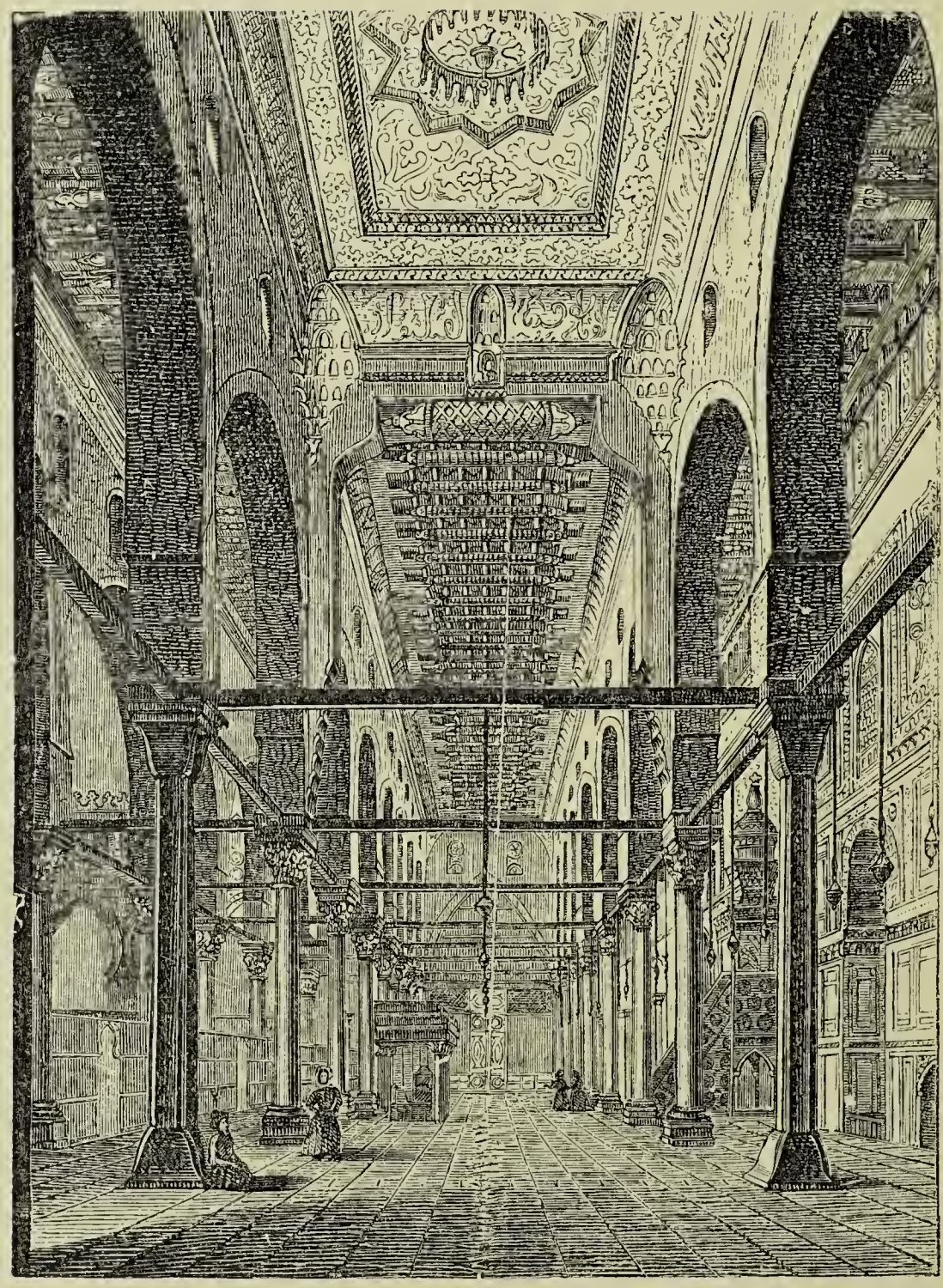
Seitdem trauert das Volk unausgesetzt, aber hält in unerschütterlichem, bewundernswertem Glauben an der Hoffnung fest, es werde wieder erstehen in seiner nationalen Herrlichkeit. In der westlichen Mauer des Haram findet sich noch ein besonders gut erhaltenes Stück der ältesten Umfassungsmauer. Ungeheure fugengeränderte Quader sind da in schöner Ordnung übereinander gelagert, die allen Stürmen der Natur und der Menschen getrotzt haben. Die etwa 9 cm breit und 3 cm tief eingehauenen Ränder derselben geben der Mauerfläche eine angenehme Abwechslung. Solcher Mauerschmuck schwebte wohl schon dem Propheten vor Augen, wenn er zu Jerusalem im Namen Gottes spricht: „Ich will deine Steine in Schminke legen". Das heißt, wie die Augen durch die schwarzgeschminkten Augenlider schöner und größer erscheinen, so werden sich die Quader durch den eingetieften und dadurch etwas dunkleren Rand um so stattlicher hervorheben.[1] Dahin kommen die Juden Jerusalems Freitag abends und auch bisweilen an andern Tagen zu jammern über das Unglück ihres Volkes. Ins Haram dürfen sie nicht, so wenig als die Christen. Ja sie haben sich schon vor vielen hundert Jahren das Recht vor der Mauer zu klagen um Geld erkaufen müssen. Einer von ihnen beginnt nun z. B. die Klage also:

„Wegen des Palastes, der wüste liegt;
Wegen des Tempels, der zerstört ist;
Wegen der Mauern, die niedergerissen sind;
Wegen unserer Majestät, die dahin ist;
Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind,"

„Da sitzen wir nun einsam und weinen," fällt das Volk ein bei jeder Klage.

Südlich an der Felsenmoschee und bedeutend tiefer liegt die Aksamoschee, eine viel überbaute und umgestaltete Basilika. Deutlich unter-

[1] Jes. 54, 11.



Inneres der Moſchee el Akſa.

ſcheidet ſich der älteſte Teil von ſpätern Zuthaten und hat viel ähnliches mit der neuen herrlichen Baſilika Sankt Paul vor den Mauern Roms. Säulen von 1 m Dicke trennen das Mittelſchiff von den Seitenſchiffen. Über denſelben iſt das Dachgebälk ſichtbar. Unter der Moſchee ſah ich Gewölbe, die zum Teil aus rieſigen Quadern aufgeführt waren. Von vielen wird der Kaiſer Juſtinian als der urſprüngliche Gründer der el-Akſa betrachtet. Sie iſt an die Südmauer des Tempelplatzes angebaut. Einſt war letztere von drei Thoren durch-

brochen; doch längst sind dieselben vermauert. Außerhalb grenzen Getreidefelder an die gewaltige Mauer, und Jahr um Jahr wird dort, wie Micha und Jeremias verkündeten, Zion „als Acker gepflügt“.[1] Heiß wurde bei der el Aksa zwischen den Kreuzfahrern und Moslemin gestritten. Hier ist die größte Zahl jener Zehntausend gefallen, die unter dem Schwerte der christlichen Krieger bluteten 1099. Hier, hart am Gotteshause, wohnten die berühmten Tempelritter und eine Zeitlang auch die abendländischen Könige.

Doch noch größeren Glanzes erfreute sich diese Stätte in altisraelitischer Zeit; denn hier hatten Salomo und seine Nachfolger ihren Königssitz. Auf der spitz nach Süden zulaufenden, nach drei Seiten steil abfallenden Felszunge stand einst die starke Burg der Jebusiter, in der sie sich so unbezwinglich fühlten, daß sie dem belagernden David zuriefen: „Blinde und Lahme werden Dich abtreiben“.[2] Aber David verkündete seinen kühnen Mannen: „Wer die Jebusiter zuerst schlägt, der soll ein Haupt und Oberster sein“.[3] Von solchem Zuruf angefeuert, gewannen sie in raschem Sturm die Burg, die jahrhundertelang vorher den Israeliten Trotz geboten. Darauf baute sich hier David ein Haus, sein Sohn Salomo etwas weiter nördlich und höher hinauf einen glänzenden Palast.

Bis zum Untergang des jüdischen Staates durch Nebukadnezar sammelte sich auf Zion aller Glanz und alle Pracht des Königtums. Die Unterthanen, in einfachsten Verhältnissen lebend und doch wie Kinder an allem Glänzenden sich erfreuend, mußten von der hier entfalteten Pracht zur Entzückung hingerissen werden. Das Abendland kennt diese grellen Übergänge von überschwänglichem Luxus zur größten Dürftigkeit nicht, wie das Morgenland, indem beide bei ihm durch eine Reihe von Abstufungen vermittelt sind. „Seitdem der Herr aber seinen Zorn über das Zelt der Tochter Zions ausgeschüttet hat wie Feuer, die Paläste Zions verschlungen, seine Mauern verderbt, seine

[1] Micha 3, 12. Jerem. 26, 18. — [2] 2. Sam. 5, 6. — [3] 1. Chron. 10, 6.

Pforten in die Erde versenkt", [1] hat sich in dem Geiste des Volkes der Begriff von der Herrlichkeit Zions nur gesteigert, und keine noch so schöne Wirklichkeit könnte mehr dem glänzenden Traum entsprechen, es wären denn „die Zinnen von Rubin, die Pforten von Karfunkel und alle Grenzen von köstlichen Steinen. [2] Die Mauern müssen von Jaspis gebaut werden und die Stadt von reinem Gold". [3]

Vom Zion führten einst zwei Brücken zur Oberstadt über ein Thal, das von Nord nach Süd laufend, südwärts immer tiefer einschneidet. Noch sieht man von der einen dieser Brücken einen gewal-

Robinsonbogen an der Westseite des Haram.

tigen Bogenrest eingefügt in die Haramsmauer. Die andere obere Brücke, der sogenannte Wilsonbogen, besteht noch, ist aber von außen nur als Damm zu erkennen. Unter ihr zieht sich der Teich Obrak durch, um welchen westlich und südlich eine Reihe großer Gewölbe liegen. Östlich begrenzt ihn die Mauer des Tempelhofes. Seinen Namen hat er von dem Wunderpferde Borak, das den Muhammed

[1] Klagldr. 2, 4. 5. 8. 9. — [2] Jes. 54, 12. — [3] Offenb. 21, 18.

einst durch die Luft von Mekka nach dem Heiligtum in Jerusalem trug; denn in der Nähe dieses Teiches band der „Gesandte Allahs" das Pferd an. Der Teich ist nachbiblischen Ursprungs; aber in seiner nächsten Nähe lag einst der Bethesdateich, in dessen von Zeit zu Zeit geheimnisvoll bewegten Wassern so viele Kranke in den Tagen Jesu Heilung suchten.[1] Während der gegenwärtig trockene Obrakteich früher durch die südlich von Bethlehem herkommende Wasserleitung gefüllt wurde, empfing der jetzt wohl 20 Meter tief im Schutt begrabene Bethesdateich sein Wasser von der im Tempelberg verborgenen Quelle.

Unter dem Heiligtum des Volkes geheimnisvoll sprudelnd, wurde letztere zum Sinnbild gebraucht für den Herrn des Heiligtums, Jehova. So sagt daher Jesaia:[2] „Ihr habt das stillrinnende Wasser Siloah verachtet." Oder Jeremias verkündet im Namen Gottes: „Mein Volk hat eine zwiefache Sünde begangen: Mich, den Brunnen des lebendigen Wassers, haben sie verlassen und sich Sodbrunnen gegraben, ja zerbrochene Sodbrunnen, die kein Wasser halten."[3] Keinem Hause in Jerusalem fehlen die Cisternen, welche, wenn gut ausgemauert, das Regenwasser sammeln und es kühl bewahren;[4] doch in vernachlässigten „Sodbrunnen", an denen auch heutzutage in der Stadt kein Mangel ist, zerrinnt nach und nach das eingedrungene Wasser und in den Monaten der größten Hitze sehen sich die Hausbewohner, die meinten kühles Wasser in Fülle zu besitzen, arg getäuscht.

Gerade dem Tempel westlich gegenüber wohnen die Juden auf dem untern Teile der Oberstadt. Ihre Gassen gehören zu den schmutzigsten, ihre Wohnungen zu den ärmlichsten. Weite Häuser, luftige Säle mit großen Fenstern, mit Cedern getäfelt, mit Rot bemalt, haben sie jetzt nicht mehr, wie in den Tagen des Jeremias.[5]

---

[1] Joh. 5, 2 f. Daß das Wasser von einem Engel bewegt worden, steht in den ältesten Evangelienhandschriften, dem codex sinaiticus und vaticanus, nicht. — [2] Jes. 8, 6. — [3] Jer. 2, 13. — [4] Jer. 6, 7 ist zu übersetzen: Wie eine Cisterne das Wasser kühl bewahrt, so bewahrt es (Jerusalem) seine Bosheit kühl; d. h. sie ist ihm nie abgestandenes Wasser. — [5] Jer. 22, 14.

Vor einigen Jahrzehnten war indeß ihre Lage noch viel elender als jetzt, wo sie von ihren reichen Brüdern im Abendland kräftig und planmäßig unterstützt werden. Im Jahre 1858 gab man ihre Zahl zu 5700 an. Sie sind alle eingewandert; denn jahrhundertelang war einst den Juden das Wohnen in ihrer heiligen Stadt verboten gewesen. Jahr um Jahr kommen nun ihrer viele, vorzüglich aus Spanien und Polen, um die letzten Tage in der teuren Heimat zu verleben und bei den Vätern begraben zu werden. Nicht die Freude, da zu leben, sondern da zu sterben, zieht sie nach Jerusalem. In der Väter Tagen galt es als traurigstes Loos, das Land seiner Geburt verlassen zu müssen, ohne Hoffnung, es wiederzusehen.[1] Doch heute steht der Jude in Polen wie in Spanien dem Land, da er geboren worden, kühl und fremd gegenüber und atmet Heimatluft nur im Lande der Verheißung.

Hier führen denn die Heimgekehrten ein nach ihrer Ansicht überaus frommes Leben. In den Lehranstalten wird die ganze Nacht hindurch das Gesetz studirt, indem man mit übertriebener buchstäblicher Auffassung die in ihm gegebene Vorschrift befolgt: „Lehret meine Worte eure Kinder, daß ihr davon redet, wenn Du in Deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehest, wenn Du dich niederlegst und wenn Du aufstehst".[2] Zu allen Stunden des Tages sieht man Juden in den Synagogen mit dem Lesen ihres großen Lehrbuches, des Talmud, beschäftigt. Sehr strenge wird der Sabbat gehalten. Von Freitag Abend bis Samstag Abend zündet man weder Feuer noch Licht an.[3] Einen weiteren Weg am Sabbat zu unternehmen, verstieße gänzlich gegen die Sitte.[4] Nachmittags wird in den Synagogen gepredigt. Am Passahfest genießt man ungesäuertes Brod[5] und am Laubhüttenfest werden Laubhütten errichtet.[6] Ängstlich hält alles Volk die Fasten. Der wichtigste Fasttag ist der vor Neujahr. Drei Stunden lang vor Sonnenaufgang werden dannzumal Bußgebete verrichtet. Alle lassen sich Rutenstreiche

---

[1] Jer. 22, 10. — [2] 5. Mos. 11, 19.— [3] 2. Mos. 35, 3. — [4] 2. Mos. 16, 29. — [5] 3. Mos. 23, 6. — [6] 3. Mos. 23, 40. Neh. 8, 15, 16.

geben 40 weniger einen.[1] Der Schlagende spricht zu Dem, welcher geschlagen wird: „Mein Sohn, achte die Züchtigung des Herrn nicht gering; denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er".[2] An den fröhlichen Festen wird in den Synagogen gehüpft, getanzt, gesungen und gejauchzt. Wie ich einmal an einem Freitag Abende die Synagoge besuchen wollte, kam die feiernde Menge aus derselben heraus. Alle hatten fröhliche Gesichter und sangen aus Leibeskräften. Von Zeit zu Zeit jauchzten Männer oder Weiber und hüpften Jünglinge aus der Menge empor. Sie machten einen Umzug durch das Quartier, indem sie die Gesetzesrollen in ihrer Mitte trugen. Sie feiern so ihre Festlichkeiten am selben Orte, wo einst David „mit aller Macht getanzt vor dem Herrn".[3]

Es ist allermeist ein innerlich wie äußerlich armseliges Dasein, das diese „Kinder der Verheißung"[4] in der Stadt des „großen Königs"[5] fristen. Sie suchen ihre geistige Vornehmheit in peinlichster Beobachtung kleinlicher Satzungen, sie zehren an ihren großen Erinnerungen, verbittert gegen das ganze Menschengeschlecht. Ja, wunderbar und ergreifend, in dem Quartier, dessen östliche Hälfte jetzt die Juden bewohnen, lag einst ein großer marmorgepflasterter, mit Säulenhallen umgebener Platz. Da hatte Pilatus Jesum verurteilt, da hatte das Volk, aufgestachelt von seinen Führern, mit Wuth geschrieen: „Kreuzige, kreuzige ihn, sein Blut komme über uns und unsere Kinder".[6] Da herum kämpfte das Volk einige Jahrzehnte später den letzten entsetzlichen Verzweiflungskampf gegen die Römer, nachdem schon der Tempel verbrannt worden. Letztere, endlich auch hier in der obern Stadt Sieger, stießen nieder, was ihnen in den Weg lief, besäeten die Straßen mit Toten und badeten die Stadt im Blute, so daß manches brennende Haus durch Blut gelöscht ward.[7] Nahe dem Schutte

---

[1] 5. Mos. 25, 3. 2. Kor. 11, 24. — [2] Sprüchw. 3, 11, 12. — [3] 2. Sam. 6, 14. — [4] Röm. 9, 8. — [5] Ps. 48, 3. Matth. 5, 35. — [6] Matth. 27, 22, 23, 25. — [7] Josephus, jüd. Krieg 6, 8, 5.

jenes Richtplatzes haben die Nachkommen des unglücklichen Volkes elende Häuser aufgebaut. Ihr Geist ist noch in denselben Fesseln gebunden, ihre Frömmigkeit von derselben Finsterniß erfüllt. Ja, wenn heute Christus vor ihnen stünde, sie würden das „Kreuzige" über ihn mit derseben wahnsinnigen Freude schreien wie damals. Daran zweifelt niemand, der weiß, wie sie ihre neuesten Wohlthäter Frankl und Montefiore aufgenommen. [1] Noch scheint es in weiter Ferne zu liegen, daß man der „Tochter Zion sagen" könnte: „Siehe, dein Heil kommt". [2] Was aber die Juden in ihrem Elend, ihrer Verbitterung, ihrem tiefumnachteten Geistesleben erfreut, was sie gewissermaßen verklärt, ist die Freude, dem Zion gegenüber zu wohnen, dem Berge, den zu verherrlichen die alten heiligen Sänger und Propheten nie müde wurden. „Die schönste der Höhen, die Lust der ganzen Erde ist der Zionsberg, die Stadt des großen Königs". [3] Dies Lob war in Aller Munde.

Wenn man beim Teiche Obrak westwärts geht bis zum Fleischmarkt, so kann man alsdann eine Straße einschlagen, Haret el-Dschawain genannt, die, nach Süden sich wendend, in der Nähe des Davidsthores ausmündet. Am Ende dieser Straße sah ich einige mit Kartoffeln und Gerste angebaute Felder. Der Pflug war über den Schutt einstiger Paläste hingegangen und des Frühlings Milde hatte mit reichem, saftigem Grün die Spuren alten menschlichen Jammers verhüllt.

Nahe beim Thore befinden sich die 16 Hütten der Aussätzigen, jener Unglücklichen, die, an unheilbarer Krankheit leidend, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind und da zusammen leben unter einem aussätzigen Schech. [4] Auf die Mildthätigkeit der Menschen angewiesen,

---

[1] Vgl. besonders den interessanten Bericht von Dr. Frankl. — [2] Jes. 62, 11. — [3] Ps. 48, 3. — [4] Seit Obiges geschrieben worden, hat die Regierung in der Nähe des Hiobsbrunnen unten im Thal ein Haus für diese Unglücklichen gebaut, ohne im Übrigen für sie zu sorgen. Es bleibt der unvergängliche Ruhm christlichen Erbarmens, durch ein Asyl westlich vor der Stadt zum ersten Mal das Loos derselben im vollen Umfang so erleichtert zu haben, wie es überhaupt menschlicher Kraft und Einsicht möglich ist.

sitzen sie an den begangenen Straßen und Plätzen herum, wie wir bereits oben ein Beispiel gesehen. Die Kinder dieser Unglücklichen werden bei eintretender Mannbarkeit schonungslos auch von der gräßlichen Krankheit befallen. In der alten Zeit pflegten die Aussätzigen sich vor den Stadtthoren aufzuhalten. Das Gesetz befahl: „Wer aussätzig ist, daß er ein Mal an sich hat, dessen Kleider sollen zerrissen und das Haupt bloß und die Lippen verhüllt sein und er soll ausrufen: Unrein, unrein! Auch soll er seine Wohnung außer dem Lager haben".[1]

Vom Davidsthor führt eine ziemlich breite Straße zuerst westlich, dann nördlich auf den Schloßplatz vor dem Davidsthurm, von wo wir ausgegangen. Die Straße heißt die armenische; denn dem größten Theile nach bilden armenische Gebäude ihre beiden Seiten. Die Armenier besitzen da ein sehr weitläufiges Kloster, das mehrere Tausend Pilger beherbergen kann. Ihre große Kirche ist mit verschwenderischer Pracht ausgerüstet. Bunte Teppiche sind über den ganzen Boden hingebreitet. Für ihren Patriarchen haben sie ein weites Haus gebaut. Dem Kloster gegenüber liegt der armenische Garten. Er soll sehr schön sein; doch erreicht er schwerlich die Herrlichkeit des Gartens, den hier einige Jahrzehnte vor Christi Geburt Herodes anlegte. Haine verschiedenartiger Bäume wechselten in der Anlage des Herodes mit grünen Rasenplätzen. Brunnen ergossen aus ehernen Figuren eine reiche Fülle Wassers in offene Becken, an deren Rand zierliche Taubenhäuser errichtet waren.

Doch ehe wir an den Schloßplatz gelangen, dürfen wir ein Gebäude zur Rechten nicht übergehen. Es ist die in gothischem Styl aus behauenen Steinen aufgeführte Kirche der Protestanten. Erst seit einigen Jahrzehnten hat der Protestantismus in Jerusalem festen Fuß gefaßt. Wie aus seiner Entstehung begreiflich, lag ihm von Anfang an die

[1] 3. Mos. 13, 45 f.

andachtsvolle Freude an heiligen Orten ferner. Luther meinte, nach dem Grab, da der Herr ingelegen hat, und welches die Saracenen inne haben, fragt Gott gleich so viel, als nach allen Kühen der Schweiz. Von der hiemit ausgesprochenen Einseitigkeit ist man zurückgekommen. Man hat erkannt, welch große Bedeutung eine genauere Kenntnis des heiligen Landes für die wissenschaftliche Auslegung der Bibel besitzt, wie nicht nur dem Buche, sondern auch dem Lande der h. Schrift des frommen Herzens Ehrfurcht gebührt, wie vor allem aus aber sich geziemt, eine liebevolle Teilnahme für das Land und die Stadt zu hegen, von wo das Heil der Welt ausgegangen. Mit Begeisterung ergriff man den Gedanken einer Judenmission in Jerusalem. Die Erfahrung hat seitdem freilich genugsam gezeigt, daß die heilige Stadt für ein solches Werk gerade der ungünstigste Boden ist. Die Wirksamkeit der Protestanten blieb aber auch nicht auf die Predigt unter den Juden beschränkt. Man suchte durch Verkündigung der einfachen evangelischen Wahrheit den geistigen Zustand der einheimischen Christen zu heben. Auf Anregung des Königs Friedrich Wilhelm IV. gründeten Preußen und England ein Bistum, um der protestantischen Kirche in Jerusalem eine den Bedürfnissen des Morgenlandes entsprechende höhere Weihe zu geben. In den vierziger Jahren wurde die Kirche hauptsächlich durch englische Privatgeldmittel erbaut. Ein preußisches und ein englisches Consulat, im selben Jahrzehnt ins Leben gerufen, sollten weiter zur Förderung der protestantischen Sache in Jerusalem mitwirken. Zwei Hospitäler, das eine für Kranke ohne Unterschied, das andere vorzüglich für Juden bestimmt, vermochten vielleicht stärker, denn irgend etwas, zu zeigen, daß ein wahrhaft christliches Liebesinteresse die Protestanten für Jerusalem beseele. Von eben dem Gedanken durchdrungen, daß wir mit unserem Lebenswandel für die göttliche Wahrheit unseres Glaubens einstehen und Zeugnis ablegen müssen, schickte der große Missionsfreund Spittler aus Basel eine Reihe junger charakterfester Männer nach Jerusalem, die als Kaufleute, als Handwerker, so viel sie ver-

möchten, durch ein Leben voll Redlichkeit, Treue, Reinheit und Liebe dem Evangelium den Weg bahnen sollten.

Daß es beim Handel ganz einfach ehrlich zugehen könne, ohne Lug und Trug, ist dem Morgenländer heute noch so unglaublich, wie Jesus, dem Sohne Sirachs, der meint: „Wie ein Pfahl zwischen den Steinen eingeschlagen wird, also drängt sich Sünde zwischen Verkaufen und Kaufen“.[1] Immer rechnet man auf die Dummheit des Käufers. Durch das Gewebe von Lügen, in das sich Moslemin, Christen und Juden verstrickt, haben denn auch alle diese Leute einen Grad von Schlauheit, List und Verschlagenheit erlangt, der unserer Kenntnisse und Welterfahrung oft spottet. Der Morgenländer betrachtet einen Geschäftsabschluß wie einen Wettlauf der Überlistung; jeder Kauf und Verkauf gestaltet sich ihm zu einem kleinen Schauspiel, bei dem an lebhaften Geberden, an Ausdrücken der Freundlichkeit und der Entrüstung, an blumenreichem Lob und verächtlichem Urteil kein Mangel ist, das aber allermeist für die Beteiligten vergnüglich abschließt. Ein Täßchen dickbraunen Kaffees, das vom einen zum andern geht, thut das Seine, um einem tragischen Abschluß der Geschichte zu wehren. Wer freilich mit dieser sonderbaren Schauspielkunst nicht vertraut ist, dem ziehen diese Bazarleute, die man selten ohne ein frommes Buch sieht, mit größtem Vergnügen die Haut über die Ohren.

Die Klage über die Sünden Jerusalems hat seit den Tagen der Propheten nie aufgehört. Man meinte wohl auch, Menschen, die an geweihtester Stätte der Menschheit leben, müßten besonders heilig sein, vergaß aber dabei, daß die Weihe ein zarter Blumenduft ist, den die gemeine Alltäglichkeit notwendig abstreift. Was auf den Pilger aus den eisigen Steppen Nordrußlands einen erschütternden Eindruck macht, vermag den nicht in gleichem Maße zu rühren, der es endlose Tage vor Augen hat; denn es heften sich für ihn an diese Stätte

[1] Sir. 27, 2.

tausend kleine Sorgen und Anliegen. Er kann sie nicht mehr aus der rechten Entfernung anschauen, wo sie ihm wie eine Himmelsleiter erscheint, Göttliches und Menschliches wunderbar verbindend.

Gewiß ist, daß in der Stadt, wo die Menschheit Gottes höchste Liebe sah, auch der größte Haß der Menschherzen offenbar wurde. Jerusalems Geschichte ist überreich mit Blut geschrieben. Aber darum ist die heilige Stadt doch auch nicht der Punkt, in welchem die Lichtstrahlen von allen Seiten zusammentreffen, um da auszulöschen. Aus allen Jahrhunderten bis auf die Gegenwart besitzen wir Zeugnisse, daß man auch hier über dem irdischen niemals das himmlische Jerusalem, über dem Grabe Christi niemals den lebendigen Christus vergessen hat. Krankenhäuser und Pilgerherbergen, Armenhäuser und Greisenasyle schmückten schon im fünften Jahrhundert nach Christo die Stadt, und unter drückendsten Verhältnissen übten später mutige hochherzige Franziskaner eine weitgehende Liebesthätigkeit. Wenn wir heute uns umsehen, so hat sich, nicht zum Mindesten durch protestantischen Einfluß, der sittlich-religiöse Zustand Jerusalems bedeutend gehoben. Die verschiedenen Kirchen wetteifern miteinander in Pflege der Kranken, Schulung der Jugend, Beherbergung der Pilger. Nicht alle Frömmigkeit ist bloßer Schein. Würdige, aufrichtig fromme Geistliche finden sich bei römischen und griechischen Katholiken, bei Armeniern und Protestanten. Selbst in der tief gesunkenen Judengemeinde regt sich, ob auch langsam, ein besseres Leben. Die muhammedanische Bevölkerung zählt manche treue zuverlässige Männer, und in ehrfurchtsvoller Liebe gegen Vater und Mutter einigen sich alle drei Religionen. Was am Meisten in Jerusalem zu fehlen scheint, das ist die freie mutige Jugendfrische heiligen Wollens und Strebens. Man bekommt den Eindruck, als breite der Modergeruch einer Altertumssammlung auch über dem geistigen Leben der Stadt sich aus, und als sei es hier bei der Versteinerung der religiösen Gegensätze weniger leicht, einen neuen Geistesfrühling wachzurufen, als unter viel tiefer stehenden Naturvölkern. Wer nachfrägt,

bekommt von den Sünden und Thorheiten der jetzigen Söhne und Töchter Jerusalems mehr als genug zu hören; doch höhere Freude gewährt es, der Mahnung zu folgen, welche der heiligste Mund ausgesprochen: „Du sollst den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht brechen."

Mit großer praktischer Weisheit hat Bischof Gobat[1] im Interesse des evangelischen Glaubens eine Reihe Schulen in Jerusalem und an andern Orten des Landes errichtet, wo in weitherziger Art die Kinder ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Religion aufgenommen, nicht aber Bekehrungsversuche gemacht werden. Sein Vorgehen hat die Andersgläubigen angestachelt, ähnliche Schulen zu errichten, so daß nun allseitig viel mehr zur Weckung und Pflege des geistigen Lebens geschieht als früher. Ihm ist es auch vollständig klar geworden, wie notwendig es sei, des verwahrlosten Frauengeschlechtes sich anzunehmen und für dessen geistige Hebung zu sorgen. Es besteht bereits eine Anstalt zu diesem Zwecke, abgesehen von der Mädchenschule. Wir Schweizer dürfen uns dieses unseres Landsmannes sehr freuen, der mit so großer, echt christlicher Weisheit und Frömmigkeit sein hochwichtiges und in mehr als einer Beziehung schwieriges Amt verwaltete.

König Friedrich Wilhelm IV. hat auch für die protestantischen Pilger gesorgt durch Errichtung eines Hospizes, wo man sehr gut aufgehoben ist. Dasselbe befindet sich unweit der Grabeskirche.[2] Ich bewohnte auf dem Dache ein sehr freundliches Zimmer. Wenn ich aus diesem heraus auf die Zinne des Daches trat, genoß ich eine schöne Aussicht über die Stadt, den Ölberg und die nordöstlichen Bergzüge. Nach diesen schauten einst die Bewohner Jerusalems von ihren Dächern aus, mit Angst das Anrücken eines assyrischen Heeres erwartend.[3] Es war sehr herrlich, in der Morgenfrische[4] und der Abendkühle[5] auf dem Dache sich zu ergehen. Einsam für sich kann man da seinen

---

[1] Gestorben 1879. — [2] Es ist seitdem in ein anderes Haus verlegt worden. — [3] Jes. 22, 1. — [4] 1. Sam. 9, 25. — [5] 2. Sam. 11, 2. —

Gedanken nachsinnen oder beobachten, was in den umliegenden Höfen, Gärten oder Gassen vorgeht. Unvergeßlich aber bleiben mir besonders die Eindrücke, die ich empfing, wenn ich noch am späten Abend auf dem Dache weilte. Der Lärm der Gasse drang nicht störend zu mir hinauf. Feierliche Stille waltete um mich, erhaben breitete sich der nächtliche Himmel aus über die heilige Stadt.[1] Tausend und tausend goldene Sterne glänzten nieder aus seinem tiefen Blau. Da wurde das Gemüt aufs Tiefste ergriffen und erschüttert von dem Gedanken, daß zu diesem Himmel einst Der seine Hände emporgehoben, welcher die Angst der Gottverlassenheit für uns alle getragen. Was die Zerstreuung und das Geräusch des Tages verwehrte, in der heiligen Stille und Einsamkeit der Nacht fielen vollständig für die Empfindung die Schranken der Jahrtausende, und unbeschreiblich selige, von Wehmut und Freude gemischte Gefühle erfüllten die Seele.

An einem Sonntagmorgen flatterten die Flaggen der verschiedenen Consulate gar anmutig über der Stadt. Helle Glöcklein riefen zum protestantischen und zum katholischen Gottesdienst. Die größere Ruhe, die an diesem Tage auf den Gassen und Plätzen herrschte, bewies, daß unter den Bewohnern Jerusalems das christliche Element ziemlich stark vertreten sein müsse.

Doch verlassen wir nun einmal das Innere der Stadt, und umgehen wir sie von außen. Wenn ich ihre Umgebungen besuchen wollte, schritt ich gewöhnlich durchs Jaffathor hinaus. Hier hatte ich das breite, anfänglich sehr flach nach Südost abfallende Hinnomthal vor mir. Links bog ich in dasselbe hinunter. Sehr steil beginnt gleich die Ostseite des Thales, der Hügel der Oberstadt, abzufallen, während westlich die Senkung eine sanfte bleibt. Der Grundton der landschaftlichen Färbung war der gelbe. Doch grünende Felder auf der Thalsohle, Baumpflanzungen am westlichen Abhang milderten den Eindruck des Öden. Der Weg durchs Thal hinab zeigte sich sehr belebt von

[1] So wird sie immer genannt von den Arabern, el kods.

Pilgern der verschiedensten Nationen, die vom Jordan oder von Bethlehem herkamen, oder nach diesen Orten gehen wollten. Fast zahlreicher schienen oft die pilgernden Frauen zu sein, als die Männer. Bettelnd saßen einige Aussätzige am Wege, ein junges, noch ganz gesund aussehendes Mädchen mit nicht unfreundlichen Zügen neben der gräßlich entstellten Mutter. Aber wie diese wird auch es werden in einigen Jahren. Welch' eine furchtbare Aussicht für ein junges Menschenkind! —

Stolz erheben sich die Türme und Mauern der Citadelle über das Thal. Am südwestlichen Ende der letztern beginnt ein schmaler Pfad, der schräg den Abhang hinauf auf die Höhe der Oberstadt führt. Oben angekommen, sah ich vor mir eine große, fast ebene Fläche zwischen den jetzigen Stadtmauern und dem Bergabhang. An einigen Stellen ist sie bepflügt. Lose Steinmauern schützen das angebaute Feld. Aber weitaus der größte Teil der Fläche dient als Todtenacker. Da ruhen die Todten der Lateiner, Griechen, Armenier und Amerikaner friedlich neben einander im Schutte des alten Jerusalems. Ich schritt über den griechischen Todtenacker hin. Flach liegende Steine bezeichneten einzelne Gräber, während bei anderen jedes Merkmal fehlte.

Fünf Frauen saßen eben um ein frisches Grab, laut und heftig weinend. Das waren Klageweiber, welche die Familie hier zu weinen gedungen hatte. So wenig naturgemäß uns diese Sitte scheint, so uralt ist sie dennoch. Das Klagegeschrei soll, gleich der Trauermusik bei uns, die traurige Stimmung der Hinterlassenen weihen helfen; darum klagen Weiber im Trauerhause, beim Leichenzuge, am Grabe. Ja zu letzterem kommen sie sieben Morgen nach einander, um zu klagen. Eine fängt an und die andern fallen ein. Der Prophet Jeremias verkündigte einst den Bewohnern Zions: „Habet acht und berufet Klageweiber, daß sie kommen und schicket nach den weisen Frauen, daß sie kommen, daß sie eilen und über uns ein Trauerlied singen, daß Tränen aus unsern Augen fallen und Wasser aus unsern Augen

fließe". [1] Schon drei oder vier Stunden nach dem Ableben wird der Leib gewöhnlich ins Grab gesenkt. Nach althergebrachter Sitte [2] wickelt man die Leiche sorgfältig in ein Tuch, das man zudem noch zusammennäht. Die dermaßen gut zugedeckte Leiche legt man auf eine Bahre, und Freunde tragen sie auf dieser hinaus zum Grabe. Weder bei Juden noch Christen ist der Sarg gebräuchlich. War es der Vater des Hauses, den der Tod den Seinen entrissen, dann folgen der Bahre Frau und Kinder mit dem Klagerufe: „O mein Herr, o mein Kamel, o Kamel des Hauses, o mein Ruhm, meine Hülfe, mein Vater, o mein Unglück!" Verwandte und nächste Nachbarn, Frauen wie Männer, folgen der Leiche. Ist dieselbe in das etwa drei Fuß tiefe Grab versenkt, so macht man über ihr eine kleine Wölbung von Steinen, damit die Erde ihr leicht sei. Doch geschieht dies nicht immer. Um die Erhaltung des Leichnams kümmern sich die heutigen Araber so wenig wie einst die alten Israeliten, indem sie das Verwesliche einfach der Verwesung überlassen. Wie ganz anders einst die Ägypter, die mit einem reichen Blumenkranz das Haupt der einbalsamirten Leiche umwanden, weil sie glaubten, daß ohne diese „Krone der Gerechtigkeit", so nannten sie den Kranz, der Todte nicht vor dem „König der Schrecken" frohen Mutes erscheinen dürfe. Während der Bestattung wird viel gebetet und gejammert. Am Abende des Begräbnistages kommen Verwandte und Freunde zu einem Leichenmahl zusammen, das bei den Lateinern und Moslemin von den nächsten Nachbarn bereitet wird. Die Christen reichen den Betrübten während drei Tagen das Trauerbrot und den Trauerwein unter tröstenden Worten, wie sie bei uns vorkommen: „Laß dahin, was dahin" und andern. So that man zu Davids und der Propheten Zeiten. [3]

Östlich von den christlichen Begräbnisstätten zeigt man nahe bei der Stadtmauer das Haus des Kaiphas, wo Petrus seinen Herrn ver-

---

[1] Jer. 9, 17 f. — [2] Joh. 11, 44. — [3] 2. Sam. 3, 35. 12, 20. Jer 16, 7. Ezech. 24, 7.

leugnet und dieser von dem hohen Rat verurteilt worden sein soll. Das Gebäude besteht aus einem Kloster mit einer kleinen Kirche und gehört den Armeniern, die hier ihre Patriarchen begraben. Dasselbe stammt aber durchaus nicht aus altjüdischer Zeit, sondern ist weit spätern Ursprungs. Wie leicht nimmt es doch das Volksgemüt, das nach Anhaltspunkten für sein frommes Gefühl sucht, mit solchen Behauptungen! Hier ist der Boden mit dem formlosen Schutte vieler Jahrhunderte bedeckt und doch will man die Stelle wissen, wo der Hahn gestanden, dessen Krähen den Petrus an seine Sünde mahnte.[1] Mit nicht besserer Glaubwürdigkeit zeigt man etwas weiter südlich das Grab Davids und den Saal, wo Christus mit seinen Jüngern das Abendmahl gehalten. Die Moslemin hüten ängstlich das Grab, damit nicht ein Ungläubiger ihm nahe. Heutzutage gelangt man eher in die Felsenmoschee als hierher. Hingegen der sog. Abendmahlssaal ist leicht zugänglich. Übrigens stand auf diesem Platze bereits im vierten Jahrhundert eine Kirche.

Gehen wir von hier südwärts, so erblicken wir, angebaut an den steilen Abhang der Oberstadt, das sehr stattliche Schulhaus der Protestanten, in dem Knaben und Mädchen gelehrt werden. Östlich vom Hause befindet sich der freundliche, gut unterhaltene Garten, durch eine Mauer vom protestantischen Totenacker getrennt. Als man Garten und Totenacker anlegen wollte, mußte man ungeheure Massen Schutt wegräumen, gewann dann aber auf diese Weise eine schöne Terrasse, hinter welcher jetzt der nackte Fels des Berges senkrecht aufsteigt. Vor einer Reihe von Jahren sah man oben auf dem Felsen noch Bruchstücke der alten Mauer, und eine Menge fugenrändriger Steine lagen zerstreut umher. Diese Dinge gewahrte ich nicht mehr, wohl aber die Überbleibsel einer in den Fels gehauenen schmalen Treppe und hart daneben eine ebenfalls in den Fels gehauene Cisterne. Als die große

[1] Matth. 26, 75.

vom Landpfleger Pilatus verbesserte Wasserleitung nach dem Tempel noch unversehrt bestund, füllte sich durch sie diese Zisterne fort und fort mit frischem Quellwasser. Die Treppe ward offenbar angelegt, damit die Bewohner der Oberstadt zu diesem „Brunnen lebendigen Wassers“ [1] bequemen Zugang hätten. Schön sieht man vom Garten des Schulhauses auf den mächtigen Birket es-Sultan hinunter.

Dieser 69 m lange, 67 m breite, 12 m tiefe Teich wurde einfach so hergestellt, daß man gewaltige Dämme quer über die Thalsohle baute. Der Boden ist darum auch sehr uneben. Obgleich es wenige Tage vor meiner Ankunft in Jerusalem stark geregnet hatte, bemerkte ich doch nicht das mindeste Wasser im Teich. Dafür aber sproßte viel Gras in frischem Grün auf dem Grunde, eine köstliche Nahrung für mehrere daselbst weidende Kamele. Im Sommer benutzt man den felsigen Boden, auf dem das jetzt so frische Gras bald verdorrt, zur Dreschtenne. Der berühmte Soliman hatte das Wasserbehältnis wieder herstellen lassen, und ihm zu Ehren bekam es den Namen Birket es-Sultan (Kaiserteich). Ob der Teich schon zur Zeit der alten Könige vorhanden gewesen, darüber streitet man sich. Oberhalb desselben sieht man kleine Bogen, die zur Wasserleitung des Tempels gehören. Bei dem Mangel an gutem Wasser in der Nähe der Stadt mußte diese eine um so größere Wohlthat sein, als der altisraelitische Opferdienst vielen reinen „lebendigen“ [2] (das heißt fließenden) Wassers bedurfte. Aber als der Landpfleger Pontius Pilatus Geld aus dem Tempelschatze nahm, um dieselbe auszubauen, erregte dies doch einen Aufstand. Heutzutage ist die Stadt unter der türkischen Regierung, die nichts zum Wohle des Landes thut und alles verfallen läßt, der Wohlthat dieser Leitung beraubt.

Westlich über dem Teiche steht inmitten eines mühsam dem felsigen Boden abgerungenen Gartens das prächtige Armenhaus der

---

[1] Offb. 21, 6. — [2] Joh. 4, 10. Jer. 17, 13. 3. Mos. 14, 5 u. s. w.

Juden, das von ihrer werkthätigen Bruderliebe ein beredtes Zeugnis ablegt. Gleich über demselben wurde eine stattliche Windmühle von israelitischen Wohlthätern erbaut, um den Armenhausbewohnern den anstrengenden Dienst der Handmühle zu ersparen.

Südlich vom Sultansteich nimmt das Thal einen östlichen Lauf und wird sehr enge. Schroffe Felswände bilden zum Teil die südliche Thalwand. Terrassenförmig, aber doch sehr steil, stuft sich der Hügel der Oberstadt zum lieblichen Thalgrunde ab, auf welchen Öl- und Mandelbäume zarte Schatten über die grüne Halmsaat werfen. In diesem engen Thale voll heimeliger Lieblichkeit haben einst die verblendeten Israeliten dem Moloch ihre Kinder geopfert, so daß die Felswände vom Jammergeschrei der armen Kleinen widerhallten. „Thal der Kinder des Gestöhns“ [1] blieb sein Name in der Erinnerung des Volkes. Ja mit dem Fluche des Propheten bezeichnet, wurde der Ort zum Sinnbild für den Ort des höchsten Grausens und Schreckens, der Hölle. [2]

Über der Hinnomschlucht erhebt sich südlich der Berg des bösen Rates, so genannt, weil auf der Höhe oben, nach der Versicherung der Legende, das Landhaus des Kaiphas gestanden ist, in welchem der jüdische Rat den Tod Jesu beschlossen haben soll. [3] Steigt der forschende Wanderer dort hinauf, so entdeckt er an den Felswänden gerade über dem Thalgrund zahlreiche Höhlungen. Es sind Grabgrotten, Überreste einer Totenstadt, deren Anfänge in die graue Vorzeit zurückreichen mögen, wenn auch die Israeliten selbst dieselbe verschmähten. Jeremias verkündete, man werde einst im Thal Ben-Hinnom begraben, weil anderwärts kein Raum mehr sei. [4]

In der Nähe dieser alten Gräber zeigt der Pilgerführer, gestützt auf eine alte Überlieferung, den Töpferacker, welchen die Zeitgenossen

---

[1] Ge bene hinnom 2. Kön. 23, 10. — [2] Das griechische Wort nämlich für Hölle geenna, welches oft im a. T. vorkommt, Matth. 5, 22. Luk. 12, 5 u. s. f. ist abgeleitet aus ge hinnom. — [3] Joh. 11, 47, 53. — [4] Jer. 7, 32.

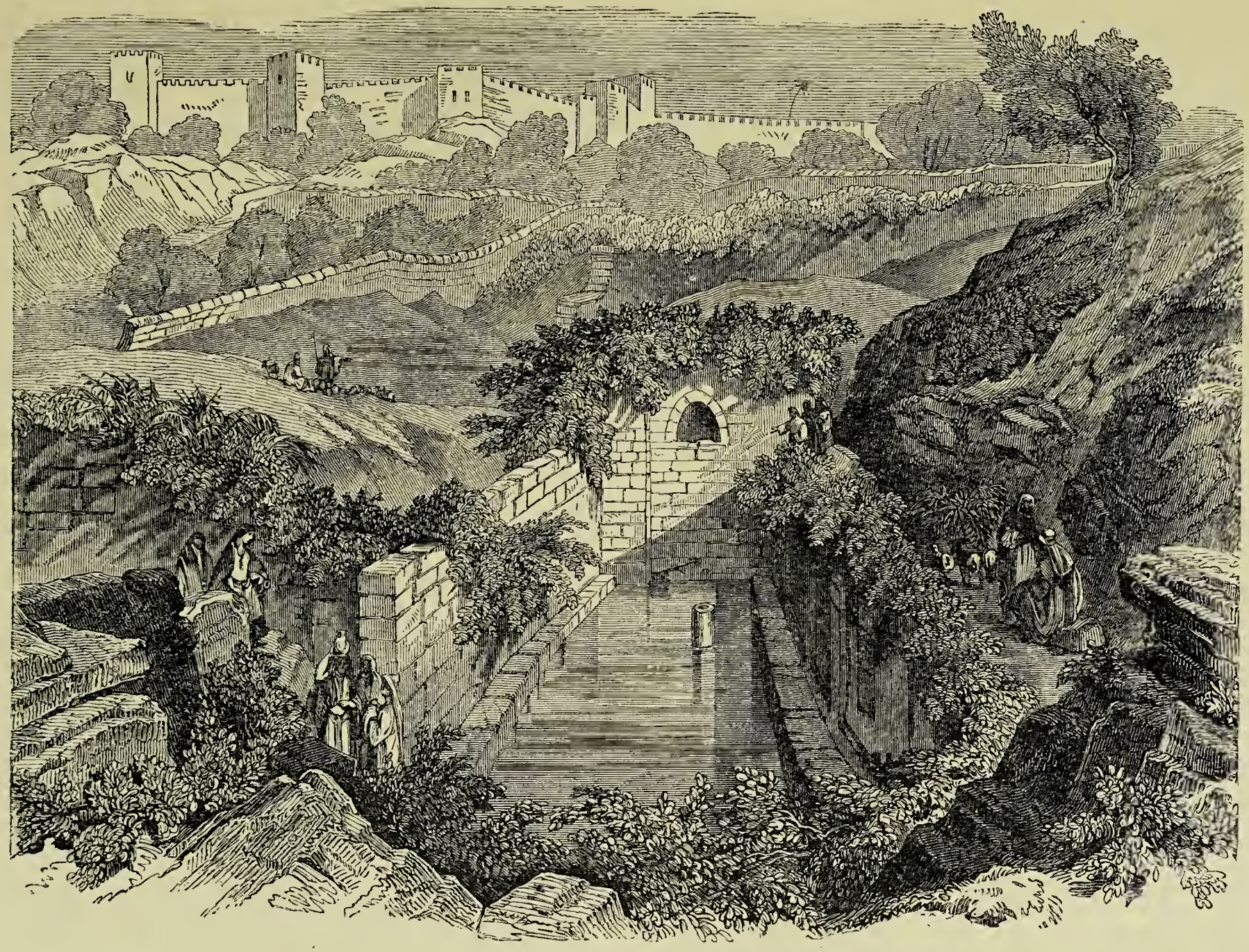
der Apostel zu einem Begräbnisplatz für Fremdlinge verwandten.[1] Mit geschichtlicher Sicherheit weiß man jedoch nur, daß hier in spätern Jahrhunderten christliche Pilgrime begraben wurden.

Etwa hundert Schritte von da mündet das Hinnomthal in ein anderes Thal aus, welches gleichzeitig noch ein von Nord kommendes, das Tyropöon, das ist die „Schlucht", aufnimmt. Wie viel wilder sah diese westlich in steilen Terrassen abstürzende Felsschlucht in früherer Zeit aus, als noch nicht wie heute 20 m Schutt ihre Tiefe bedeckten! Nur noch an einigen Stellen hat sich der schroffe Abfall erhalten, während sonst der Wandel der Jahrhunderte die Felskanten abgeglättet und den Abfall des Westhügels zu einer sanft sich absenkenden Wellenlinie ausgeglichen hat. Über den steinigen Abhang werfen Öl-, Granat- und Mandelbäume ihren Schatten. Noch sieht man einzelne tief in die Felsbänder eingehauene Cisternen, die einst von der großen Tempelwasserleitung gefüllt wurden. Der Zion, der östlich über der „Schlucht" sich erhebt, fällt in weiten Absätzen nach Süden ab, um in einer Felsspitze etwa 12 m über dem umgebenden Thalgrunde zu endigen. Beim Wilsonbogen (s. oben S. 52) ward die „Schlucht" teilweise durch die Fundamente einer Bastei, welche die Zionsveste mit der Oberstadt verband, ausgefüllt. Sie trug den bezeichnenden Namen Millo, d. i. Auffüllung. Der König Hiskia aber, der die Quelle Gichon (die Mariaquelle, s. unten) durch einen Tunnel südwestwärts leiten ließ[2] nach der „Schlucht", schloß letztere durch eine Mauer ab. Diese „äußere" Mauer lief von der Südostspitze der Oberstadt den Abhang hinunter, überschritt den Ausgang der „Schlucht" und verband sich mit der Südspitze der Zionsmauer.[3]

Am Ausgange des Thales begegnet man dem Siloahteich. Auf acht Stufen steigt man in den Felsenkanal hinunter, durch den

---

[1] Matth. 27, 7. — [2] 2. Kön. 20, 20. — [3] 2. Chron. 32, 5. Auch Manasse scheint nach der allerdings sehr dunkeln Stelle 2. Chron. 33, 14 an diesem Mauerstück gebaut zu haben.



Quelle Siloah.

leise murmelnd das Wasser vom Zion daherkommt, um unter den Stufen durch in das ziemlich tiefe, aber schmale Becken sich zu ergießen. Da es in dem schlecht verwahrten, zerfallenen Behälter nicht hoch anschwellen kann, so muß man manche Stufe der zum Grunde führenden Treppe hinabsteigen, ehe man es erreicht. Von Zeit zu Zeit kommen Wasserträger zur Quelle oberhalb des Teiches, ihre Schläuche zu füllen oder auch Frauen mit großen Wasserkrügen auf der Schulter wie Hagar.[1] Einst ging es hier viel lebhafter zu. Über der Quelle erhob sich eine schöne Kirche, und in einem Teiche unterhalb des jetzigen pflegte sich das Volk fleißig zu baden. An der Stelle des unteren Teiches befinden sich nun fruchtbare Gärten. Schon zu Christi Zeit liebte man es, sich in dem Teiche Siloah, dessen Wasser aus dem heiligen Tempelberg hervorkommt, zu waschen.[2] Wahrscheinlich auf der nahen Ophelspitze[3] stand jener Festungsturm, dessen Zusammensturz einst achtzehn Menschen das Leben kostete.[4] Des reichlichen Wassers wegen hatten fast zu allen Zeiten Töpfer, Gerber und Walker ihr Gewerbe hier in der Nähe. Der Prophet Jeremias stieg von Zion da hinab zum Hause des Töpfers, der seine Arbeit auf der Scheibe machte.[5] So oft ich in diese Gegend meine Schritte lenkte, traf ich Wäscherinnen an, südlich von dem halbzerstörten Unterteiche. In dem Felsengraben, der das Wasser von oben weiter nach Süden führt, sah ich Araber ihre gesetzlichen Waschungen vornehmen; denn das Siloahwasser wird auch von den Bekennern des Islam hochverehrt. Muhammed soll die Quelle für eine des Paradieses erklärt und der ewig junge Chider sich darin gebadet haben.

Will man vom Hinnomthal nordöstlich ins Kidronthal hinübergehen, so muß man einen breiten Mauerdamm überschreiten, einen Überrest des Unterteiches. Vorher noch kommt man an einem großen Maul-

---

[1] 1. Mos. 21, 14. — [2] Joh. 9, 7. — [3] Den südlichen Theil des Tempelberges nennt man Ophel, in nicht genauem Anschluß an Bibel und Josephus. — [4] Luk. 13, 4. — [5] Jer. 18, 2 f.

beerbaum vorüber, unter dem, wie die Überlieferung berichtet, der Prophet Jesaias auf Gebot des Königs Manasse zersägt worden sein soll. Auf solch' einen Tod Jesaias deutet wohl schon der Hebräerbrief hin, wenn er unter den Martern, durch welche die Glaubenszeugen der alten Zeit sterben mußten, auch das Zersägen erwähnt.[1] Freilich, der Maulbeerbanm darf, da er in Schutterde wurzelt, auf kein hohes Altertum Anspruch machen.

Südlich am Siloah breiten sich in dem ziemlich weiten Thale, zu welchem die Hinnom- und Kidronschlucht nebst dem Tyropöon sich vereinigen, herrliche Gärten aus. Das Siloahwasser teilt sich dort, damit es keinem Gartenbette an Bewässerung fehle, in viele Bächlein. Wenn die Hitze des Sommers alles um Jerusalem versengt hat und das Gelb des Todes die Farbe ist, welche Fels und Flur gleichmäßig überkleidet, so hören doch diese Gärten nicht auf zu grünen, weil jahraus, jahrein ein Quellwasser sie erquickt. Gewiß hat diese liebliche, mitten in der allgemeinen Dürre frisch grünende Aue die Herzen der Bewohner Jerusalems schon vor Jahrtausenden erfreut und namentlich tiefen Eindruck auf das Gemüt des Frommen gemacht, der ja so gerne Gottesgedanken zum Heil der Menschen in den Dingen der Natur suchte. Es mögen gerade diese Gärten gewesen sein, bei deren Anblick dem Jeremias das schöne Wort zu Sinn kam: „Der Gerechte wird sein, wie ein Baum, der an dem Wasser gepflanzt ist, der seine Wurzeln zu den Bächen ausstreckt, welcher die Hitze, wenn sie kommt, nicht empfindet, sondern dessen Blätter grün sind und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt".[2] Jeremias lebte ja die meiste Zeit seines Lebens in Jerusalem. Das leise Rauschen der Bächlein drang überaus heimelig an mein Ohr. Es war ein herrlicher Frühlingstag, als ich dort weilte. Nach langem trübem und kaltem Wetter drängten dazumal alle Keime ans milde Sonnenlicht. Wenige Menschen traf ich an; und doch war

---

[1] Hebr. 11, 37. — [2] Jer. 17, 8.

Leben überall um mich. Da traten mir die Worte so lebendig in Erinnerung, mit denen der Sänger des hohen Liedes den Frühling schildert: „Siehe, der Winter ist dahin, der Regen vorüber und vergangen. Die Blumen erscheinen auf dem Felde, die Zeit des Gesanges nahet herzu, und man hört das Seufzen der Turteltauben in unserm Lande". [1]

Etwas südlich von den Gärten kommt man zu einem alten Brunnen, vor alters Ain Rogel, Hiobsquelle heutzutage geheißen. Obgleich derselbe mehr als 30 *m* tief ist, überfließt er doch bei lange anhaltendem Regenwetter, was in Jerusalem als freudiges Ereignis, als Anzeichen eines guten Jahres, betrachtet wird. Wenn auch dieses Überfließen nur einige Tage dauert, so fand es doch seiner Zeit der König Hiskia für angemessen, „den Bach, der mitten durchs Land strömte", das heißt eben diesen aus dem Rogel strömenden Bach zu stopfen. [2] Ich traf das Wasser in einer Tiefe von fast neun Metern. Nebenbei befinden sich Tränkrinnen für das Vieh und ein größerer Teich, der voll Regenwasser war, als ich ihn sah. Besonders gegen Ende der heißen Jahreszeit, wenn der Vorrat in den Zisternen der Stadt zur Neige geht oder nur noch eine ungesunde Schlammbrühe bildet, wird viel Wasser von diesem Brunnen geholt. Oft müssen dann hunderte von Eseln es täglich in die Stadt tragen, wo es verkauft wird; doch einst in der Zeit der Vollendung kann jeder Durstige „das Wasser des Lebens" umsonst trinken. [3] Schon zu Davids Zeit pflegten die Mägde und Knechte aus der Stadt dahin zu kommen mit Schöpfgefäßen. Diese Gewohnheit benutzte die treue Magd des Husai, um den Spionen Davids zu melden, daß Absalom den Rat seines Freundes Ahitophel verworfen habe; „aber ein Knabe sah diese und sagte es dem Absalom". [4]

Die Umgebung des Brunnens hat viel Anziehendes. Hoch erheben sich die Berge in Ost und West. Nach Norden zu schaut

---

[1] Hoh. L. 2, 11 f. — [2] 2. Chron. 32, 4. — [3] Offenb. 22, 17. — [4] 2. Sam. 17, 17.

man die Ausläufer des Oberstadthügels und des Zion, Weniges von den Mauern der Stadt. Nach Süd folgt das Auge dem Laufe des Thales bis zu seiner südöstlichen Wendung. Dort bildete ein Bergabhang, der sich südlich sanft hinanzieht, mit seinen Ölbäumen und schön grünenden Feldern einen sehr freundlichen Hintergrund. Dagegen hatte der Berg östlich vor mir ein rauhes, ödes Aussehen. Berg des Ärgernisses nennt man ihn, von der Ansicht geleitet, daß auf demselben Salomo Chamos, „dem Gräuel der Moabiter", Opfer dargebracht habe.[1] Der gegenüberstehende Berg des bösen Rats ist viel freundlicher, indem hier grüne Felder mit Felsschichten wechseln. Gerade der Abhang ob dem Brunnen Rogel hat zur Erinnerung an seine kostbaren Bäume den Namen Aprikosenau erhalten. Hier in der Nähe war es, wohin einst Adonia noch bei Lebzeiten seines Vaters David eine Menge Volkes versammelte, um sich zum König ausrufen zu lassen. „Er brachte reichliche Opfer dar an Schafen, Rindern und Mastvieh. Die Brüder Adonias außer Salomo, die Hauptleute des Königs aßen und tranken und riefen: „Glück zu, dem Könige Adonia!"[2] Schreckvolle Botschaft löste aber bald die fröhliche Schar auf. „Sie gingen fort, ein jeder seine Straße".[3]

Dem Fuße des Ärgernisberges entlang schritt ich nordwärts dem Kidronthale zu. Dieses Thal, bekannt unter dem Namen Thal Josaphat, nimmt seinen Ursprung etwa eine halbe Stunde nördlich von Jerusalem, läuft zuerst östlich, dann südwärts zwischen den Hügeln der Stadt und dem Ölberg hin. Es ist zum größten Teil ein sehr enges Thal und eher eine Schlucht oder, wie wir Schweizer sagen würden, ein Tobel zu nennen. Dem Zion gegenüber, an sehr steilem Bergabhang, liegt malerisch das Dorf Silwan. Auch hier finden sich zahlreiche Überreste der schon erwähnten Totenstadt von Altjerusalem. Viele Häuser der Silwaner sind nur überbaute Grabhöhlen. Die

[1] 1. Kön. 11, 7. — [2] 1. Kön. 1, 9. 25. — [3] 1. Kön. 1, 49.

Dorfleute gelten für ein grobes Volk, zeichnen sich aber durch Fleiß aus. Ich begegnete Einigen, die im Grunde des Thales mit Pflügen beschäftigt waren. Ein paar magere Kühlein, die ersten, die ich im heiligen Lande sah, weideten das spärliche Gras zwischen den Felsen des Bergabhangs ab. Hoch oben am steilen Zion hütete ein Hirtenknabe schwarze Ziegen und blies auf der Schalmei eine sehr einförmige Melodie. Einen andern sah ich im Thale bemüht, ein ganz junges Eselein über die Steinmauer zu tragen, die dieses mutwillig zu überschreiten gewagt. In schönem Gerstenfeld that sich ein Rind gütlich und wollte nicht gleich vor den ersten Erdschollen seines Meisters weichen, obschon dieser sie mit glücklichem Wurf hart vor dem Kopfe des Tieres niederfallen ließ. Die Hähne krähten aus vollem Halse vom Dorfe herab, daß man sie in der Oberstadt drüben hören mochte. Ein freundliches Bild einfachsten Landlebens. Am nördlichen Ende des Dorfes befindet sich ein Schlachtplatz, in dessen Nähe viele Hunde sich lagern, das Blut der geschlachteten Tiere aufzulecken, oder sich um einzelne hingeworfene Stücke von Eingeweiden zu zanken. Der Prophet sah den Tag kommen, an dem die Hunde um Menschenleichen sich balgen werden.[1]

Gegenüber diesem Platze thut sich in der Felswand am Fuße des Ophel eine Höhle auf. Schreitet man näher hinzu, so hört man aus dem Innern das Murmeln eines unterirdischen Gewässers. Innerhalb der Höhlung führen zwei durch einen Absatz getrennte Treppen in die Tiefe. Als ich hinabstieg, kamen mir einige Silwanerknaben entgegen, die drunten ein Bad genommen. Lustig sprudelt die Quelle unter den Felsen hervor aus verborgenen Tiefen. Mariaquelle heißt sie; denn Maria soll in derselben die Windeln ihres Erstgeborenen ausgewaschen haben. Altsyrischer Heidenglaube schrieb einst das Geheimnis immerfließender Quellen dem Wirken der Himmelskönigin Astarte zu.

[1] Jer. 15, 3.

Treppengang zur Mariaquelle.

Die Quelle wird von den Silwanern auch Oberbrunnen genannt im Gegensatz zu der uns schon bekannten Siloahquelle. Auf des Königs Hiskias Befehl ums Jahr 710 v. Chr. hatten einst die Steinhauer einen unterirdischen Kanal gegraben, um das Wasser nach dem Westen „der Stadt Davids" zu leiten und den belagernden Feinden zu entziehen.[1] Ein Kanal von 300 Meter Länge hätte vollauf genügt; aber durch die des Kompasses unkundigen Arbeiter war das Werk zu einer Länge

[1] 2. Kön. 20, 20. 2. Chron. 32, 30. Sir. 48, 19.

von 536 Metern gediehen. Auch ein Schacht fehlt diesem alten Tunnel nicht, so daß man seiner Zeit unmittelbar vom Hofe der Königsburg aus das Wasser schöpfen konnte. Von dem salzigen und bitteren Geschmack, den das Wasser im Sommer annehmen soll, spürte ich noch nichts. Schon seit fünfzehn Jahrhunderten hat man an der Siloah- und Mariaquelle die Bemerkung gemacht, daß ihr Wasser eine Art Ebbe und Flut erleide. Es kommt vor, daß gar kein Wasser fließt, und plötzlich wieder strömt es reißend unter den Felsen hervor. Das Volk meint, ein großer Drache liege in der Quelle. Wenn er wach sei, halte er das Wasser zurück, wenn er schlafe, fließe es. Das Ebben und Fluten ist nach Zeit und Umfang ein unregelmäßiges. Im Innern des Zionfelsens muß sich, wie ich mir denke, ein ziemlich tiefes natürliches Felsbecken finden, welches die von vielen kleinen Adern ihm zulaufenden Wasser aufnimmt, um sie alle durch einen engen, fest umschlossenen Kanal wieder zu entlassen. Dabei kommt nun das Gesetz des Hebers in Anwendung, vermöge dessen das Becken, wenn einmal das Wasser die Ausflußröhre ganz füllt, sich sofort bis auf den Grund entleeren muß. Je stärker der Zufluß, desto schneller erneuert sich die Entleerung. Gichon „Sprudel" hieß sehr bezeichnend in biblischer Zeit der Quell.[1] In der Regenzeit flutet er Tag um Tag je drei bis fünf Mal, im Sommer bloß zwei, im Herbst sogar nur ein Mal. Ja, in trockenen Jahrgängen geschieht es, daß im Sommer und Herbst die Flutung drei bis vier Tage aussetzt. Dieselbe Erscheinung mag man auch im Teiche Bethesda beobachtet haben und so deutet sich sehr einfach jener Bericht im vierten Evangelium: „Ein Engel stieg zu gewissen Zeiten in den Teich hinab und bewegte das Wasser".[2] Geheimnisvolle Erscheinungen, für die man keinen sichtbaren Grund wußte, pflegte ja kindlicher Glaube jederzeit der unmittelbaren Einwirkung der obersten Ursache aller Dinge, die Gott ist, beizulegen.

---

[1] 1. Kön. 1, 33. 38. 2. Chron. 33, 14. — [2] Joh. 5, 4. Vergl. übrigens Note oben S. 53.

Von der Mariaquelle an wird das Thal gegen Norden noch enger und die Abdachung seiner beiden Seiten noch steiler. Bei der Südostecke des Haram erhebt sich der Zion[1] 45 Meter über der Thalsohle. Der östliche Bergabhang besonders zeigt sich sehr felsig und erhält durch seine Felsabsätze, Felsplatten und Spitzen ein wildes Aussehen. Hier in dem engsten und schattenreichsten Teile des Thales Josaphat begraben die heutigen Juden am liebsten ihre Toten. Eine ungezählte Menge von platten Steinen bezeichnen die Gräber zu beiden Seiten, besonders am linken Ufer des wasserlosen Bachbettes Kidron. Neben diesen einfachen Grabzeichen fallen dem Wanderer vier kunstreich ausgeführte Grabdenkmäler sogleich ins Auge. Von Süden kommend, schaut man zunächst das Grabmal des Zacharias, ein sehr liebliches Tempelchen mit zierlichen Halb- und Viertelssäulen ionischer Ordnung, aus einem Stein gehauen. Das Dach spitzt sich pyramidenförmig zu. Dieses Grabmal mag aus der Zeit stammen, da Jesus lebte. Nach Überlieferung der Juden wurde es jenem Propheten Zacharias zu Ehren errichtet, den der undankbare König Joas im Vorhofe des Tempels steinigen ließ.[2] Vielleicht daß Christus im Hinblick auf das Grabmal des Zacharias zu den Pharisäern, mit denen er in den nahen Hallen des Tempelvorhofes verkehrte, jenes ernste Wort sprach: „Wehe euch, ihr Heuchler, daß ihr die Gräber der Propheten bauet. So zeuget ihr ja auch über euch selbst, daß ihr Söhne derer seid, welche die Propheten getödtet haben".[3]

Das stattlichste der vier Denkmäler ist das des Absalom. Der untere, würfelförmige Theil wurde wie beim Grabmal des Zacharias einfach dadurch gebildet, daß man ringsum den natürlichen Fels weghieb, während der obere turmartige Teil künstlich zusammengefügt ist. Das Ganze hat eine Höhe von 13 1/2 Metern. In den Büchern Samuels wird erzählt: „Absalom hatte sich eine Säule aufgerichtet, da er noch

---

[1] Zion wird bestimmt nur 2. Chron. 3, 1 Moria genannt, vielleicht noch 1. Mos. 22, 2. — [2] 2. Chron. 24, 20—22. — [3] Matth. 23, 29. 31.

lebte; die stehet im Königsgrund. Und er hieß die Säule nach seinem Namen, und sie heißt auch die Säule Absalom bis auf diesen Tag". [1] Wegen der griechischen Verzierungen kann das Denkmal, wie es jetzt ist, nicht aus so alter Zeit stammen. Aber der untere Block war wohl einst umfangreicher, und jene Verzierungen hieb man erst später ein. Als ich einmal oben auf der Tempelmauer stand, sah ich zwei Kinder Steine gegen das Denkmal werfen und hörte sie fluchen. Diese Sitte beobachtete man seit vielen Jahrhunderten. Es liegen auch eine Menge kleiner Steine um das Grabmal herum. Aus früherer Zeit wird wiederholt berichtet: „Wenn in Jerusalem jemand ein widerspenstiges Kind hatte, so führte man es ins Thal Josaphat hier zum Einsteine und zwang es mit Worten und Rutenstreichen Steine zu werfen und Absalom zu verfluchen, indem man dem Kinde das Leben und das Ende des Ungehorsamen vorhielt."

Oberhalb dieser Denkmale mahnte mich der Abhang des Ölberges an heimatliche Alpenweide. Grüner Rasen, in dem sehr zahlreich die lieblichen roten Anemonen sproßten, wechselte mit Felsplatten, aber der Schmuck der Bäume fehlte.

Beim Absalomdenkmal führt eine kleine steinerne Brücke über den Kidron hinüber zum Tempelberge. Hier haben einst die Regengüsse eine beträchtliche Bachfurche aufgerissen, welche sich aber nach unten und oben bald verliert, indem lange Strecken des Thalgrundes nur aus glatten Ackerfeldern bestehen und Mauern aus losen Steinen quer über laufen. Offenbar fürchten die Bauern nicht, daß bei jedem Regensturz ein Bach thalabwärts ströme und den Boden aufwühle.

Erst nördlich vom Denkmal des unglücklichen Königssohnes beginnt der Ölberg seinen Namen zu verdienen, indem zahlreiche Ölbäume seinen Abhang beschatten. Stolz krönt die Haramsmauer den Ostrand des ihm gegenüberliegenden Hügels. Ihre einförmige, düster gelbe Fläche

[1] 2. Sam. 18, 18.

wird von dem vermauerten, fast in der Mitte schön gezierten, „goldenen" Thor unterbrochen, einem Werke spätrömischen Ursprungs. Vor demselben breitet sich hoch am Abhang ein muhammedanischer Totenacker aus; nicht selten erblickt man da trauernde Wittwen am Grabe des Gatten. Einst begrub man auf Zion die Leichname der Könige, wie Ezechiel andeutet.[1] Schon der älteste Tempel[2] und wiederum der herodianische besaß gegen Sonnenaufgang ein Thor, von dem aus ohne Zweifel, wie noch im Jahr 570 n. Chr., eine Treppe in den Thalgrund hinunterführte. Wenn Jesus in seiner letzten Zeit am Ölberg seine Nachtherberge hatte,[3] so wird er den Tempel, in welchem er den Tag über lehrte, wohl immer auf diesem Wege verlassen haben..

Im Thale unten befand sich ein Ölbaumgarten, Gethsemane (Ölkelter) geheißen.[4] Dahin begab sich Jesus in der Nacht, da er verraten wurde. Hier in der Verborgenheit der Friedensbäume, in der Stille und Einsamkeit der Nacht war seine Seele betrübt um und um bis auf den Tod. Da rang er seine Angst und Trauer nieder durch inbrünstiges Gebet. Da im Thale unten that er das, wo heute noch zahlreiche Ölbäume wachsen. Wessen christlichen Wanderers Gemüt sollte nicht aufs Tiefste erschüttert werden, wenn er hier durchs Thal aufschreitet! Sieben von einer hohen Mauer umschlossene Ölbäume zeigten einen so umfangreichen und zugleich so ausgehöhlten und zernagten Stamm, daß ich ihr Alter auf Jahrhunderte schätzen mußte. Allerdings können es nicht die Bäume sein, unter denen Christus betete; denn einige Jahrzehnte nach seiner Kreuzigung ließ der Feldherr Titus alle Bäume in der Umgegend von Jerusalem weit und breit umhauen. Man kann auch nicht auf zehn Schritte genau die Stelle von Gethsemane angeben. Doch nur eine abergläubische Verehrung hascht nach einer Genauigkeit in Schritten, die da niemals zu erreichen

---

[1] Ezech. 43, 7—9. — [2] Ezech. 43, 1 ff. 47 1. — [3] Luk. 21, 37. — [4] Matth. 26, 36. Joh. 18, 1.

Gethsemane.

ist. Für den freieren Menschen, so tiefgemütvoll er auch gestimmt sein mag, bildet gerade das einen eigentümlichen Reiz, daß ein leichter, duftiger Nebel verwehrt, solche durch Thaten des Geistes geheiligte Stätten in ihrer vollen Bestimmtheit zu erkennen.

Es herrschte gar viel Stille, Frieden und Einsamkeit um mich, als ich in der Nähe von Gethsemane weilte. Aber vom Ölberg herab hörte ich Gebete mit halblauter Stimme sprechen, während von Zion her die einförmigen Weisen arabischer Landleute ertönten. Von ferne vernahm ich Herdengeschell, fast wie daheim auf den Alpen. Ein russisches Pilgermädchen kam, die Felsen bei Gethsemane der Reihe nach zu küssen. Wohl hatte es einst an den Ufern der Wolga oder in den Steppen der Ukraine in Erinnerung an diese weihevolle Stätte Trost und Frieden gefunden. Nun wollte es mit stummem innigem Zeichen seinen Dank bezeugen. Freundlich grün sah der Zionhügel aus, öder und gelber der Ölberg. Doch die vielen Ölbäume nahe bei mir machten es so leicht, sich vorzustellen, wie einst ihr Silbergrün am ganzen Bergabhang erquickend fürs Auge das fahle Gelb des Erdbodens milderte. Es war kein schönes Landschaftsbild, das ich da schaute, aber malerisch mannigfaltig und über dem Ganzen ruhte ein Hauch der Ewigkeit.

Indem ich den Ölberg hinanschritt, traf ich eine Frau und ein Kind, die ein Schaf mit sich führten. Sie wollten wahrscheinlich nach el-Azarijeh (Bethanien) gehen und vielleicht war das Schaf ihr einziger Reichtum. Denn wie zu Nathans und Davids Zeiten gibt es auch heute unter den Landleuten solche, „die sehr viel Schafe und Rinder haben" und solche, die nur ein „einziges Schäflein besitzen". Dem Armen ist sein Schäflein so lieb, daß es „bei ihm und seinen Kindern zugleich aufwächst. Es ißt von seinem Brot und trinkt aus seinem Becher und schläft in seinem Schoß und er hält es wie eine Tochter". [1]

[1] 2. Sam. 12, 2, 3.

Fast nie fehlt es dem Wanderer auf den Ölberg an Begleitern. Bald sind es Pilger, bald Leute aus dem Dorf auf der Höhe des Berges, bisweilen hagere, stark gebräunte Beduinen, die zu ihren Zeltdörfern heimkehren in der fels- und schluchtenreichen Wüste Judäas.

Auch der Ölberg wird in neuerer Zeit besser angebaut wie früher. Terrassenförmig sind viele Äcker angelegt, aus denen man die Steine sorgfältig zusammengelesen. Öl-, Granaten-, Feigen-, Mandel- und andere Bäume, teils im Frühlingsschmuck, teils noch kahl, sah ich da und dort wie in einem Baumgarten beisammen. Anemonen, Blutströpfchen, feuerroter Hornmohn (glaucium corniculatum), Gelbäugelchen (hypecoum grandiflorum), langblättriger Raukensenf, Reseda, violettes Leimkraut, hellrotes Seifenkraut, Trigonellen und Flockenblumen blühten selbst in den Felsenritzen.

Von Gethsemane weg kann man den Berg, welcher von da an noch etwa 60 m Höhe hat, leicht in 10 Minuten ersteigen. Droben sieht man eine ziemlich breite, von sanften Einsattelungen unterbrochene Hochebene vor sich. Hier, wo der Blick in großem Umkreis Berg und Thal beherrscht und der Himmel in seiner ganzen wunderbaren Majestät erst an fernem, weitentrücktem Horizont auf der Erde ruht, fühlte sich schon in Davids Zeiten das Gemüt des Frommen ganz besonders von Andacht ergriffen und man pflegte hier Gott anzubeten.[1]

Den höchsten Punkt krönt jetzt ein weithin sichtbares Minaret,[2] hinter welchem nach Osten zu ein armseliges Dorf sich befindet. In der angrenzenden Kirche zeigt man einen Fußtritt, den Jesus vor seiner Himmelfahrt noch eingedrückt haben soll. Das kindliche Gemütsbedürfnis des Volkes suchte frühzeitig nach möglichst greifbaren Zeugnissen für die Gewißheit: Er, der Gottes ewiges Erbarmen der Menschheit verbürgt,

[1] 2. Sam. 15, 32. — [2] In neuester Zeit wurde hier oben von den Russen ein gewaltiger Turm erbaut, der das Minaret weit überragt. Das elektrische Licht auf seiner Zinne soll einst die Pilger schon in Jaffa grüßen.

hat wirklich gelebt, er ist kein Gebilde bloß der nach Trost verlangenden Seele! Ich bestieg das Minaret, von niemand gehindert. Nur am Ausgange bewachten mich einige Kinder, damit ich nicht fortlaufe, ohne ein Bachschich entrichtet zu haben. Oben entfaltete sich vor mir eine Aussicht, die ich in unvergeßlicher, lebendiger Erinnerung behalten werde. „Wie süß ist es, von der Höhe des Ölberges Deine Schönheit zu schauen, o heilige Stadt", so sang ums Jahr 620 der Patriarch Sophronius. Da lag nach Westen zu Jerusalem ausgebreitet, [1] zunächst vor mir der Tempelplatz, dessen Mittelpunkt durch die Felsenmoschee so glanzvoll geschmückt ist. Von diesem Platze stieg die Stadt in drei Richtungen an. Über den Tausenden von Häuserkuppeln ragten die schlanken Minarete und die gewaltigen Tempelkuppeln stolz hervor. Die vielgezackten hohen Stadtmauern umschlossen beim Bezethahügel noch manches grüne Feld. Nordwärts vom Damaskusthor breitete sich ein reicher Ölbaumgarten aus. Der „Freudenberg" thronte, im Norden die Aussicht abschließend, wie ein König ob seinen Nachbarbergen. Südlich fiel der Frankenberg, den einst Herodes befestigt, durch seine kegelartige Spitze alsobald ins Auge. Östlich begrenzten die Moabitergebirge, von blauem zartem Duft überhaucht, den fernen Horizont. Dort zeigte sich die Kuppe des Nebo, von wo einst der sterbende Moses das Land der Verheißung gegrüßt, [2] weiter nach Süden der Kegel der Machärusburg, heute Makaur geheißen, wo einst Johannes der Täufer gefangen lag, [3] über Makaur die Aussicht abgrenzend, der Rücken von Ataroth, [4] den eine wellige Hochebene vom steilen Gipfel des Sihon trennt. [5] Herwärts sah ich in die Jordansebene hinunter und konnte den Lauf des Flusses leicht an einem vielgewundenen Streifen Grün mitten in dürrem Land erkennen. Besonders schön und großartig aber war der Anblick des toten Mee-

[1] Jerusalem liegt nur etwa 70 m tiefer als der Ölberg. — [2] 5. Mos. 34, 1 fg. — [3] Mark. 6, 17. — [4] Ataroth war einst im Besitze des Stammes Gad, 4. Mos. 32, 34. — [5] Der Name erinnert an den von Moses geschlagenen Amoriterkönig, 4. Mos. 21, 21 fg.

res. Zwischen wild zerklüfteten Felsmassen lag es da in der Tiefe, ein ruhiger, tiefblauer, majestätischer See. Die Luft zeigte sich so rein und durchsichtig, daß man die Entfernung bis dorthin nur zwei Stunden geschätzt hätte. Aber viele tief eingeschnittene Thäler, furchtbar öde, wasserlose Höhen und Berge, über die selten nur der Fuß des Beduinen schweift, liegen zwischen Berg und See.

Dort von der Jordansaue her, in die ich so deutlich hinunter sah, zog Jesus einst mit den Scharen galiläischer Festbesucher. Diese, voll Freude und Jubel, wollen dem geliebten Meister, dem geahnten Messias, einen feierlichen Einzug in die heilige Stadt bereiten. Nahe dem Abhange des Ölberges hauen sie Baumzweige ab, streuen sie vor dem Herrn hin, breiten die Kleider vor ihm aus, wie das heute noch vorkommt als Bezeugung hoher Ehrfurcht. Unter dem Rufen: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn", begrüßen sie die „Stadt des großen Königs", welche sie auf der Höhe des Ölberges herrlich vor sich ausgebreitet sehen.[1] Der Wanderer, welcher von Jericho heraufreitet, muß viele Stunden lang durch eine traurige Einöde ziehen. So oft er einen Bergrücken erstiegen, sieht er nur wieder andere schaurig einsame, leblose Thäler und Schluchten, bis er endlich auf die Höhe des Ölberges gelangt. Da entrollt sich vor seinen erstaunten Blicken auf einmal das Bild der heiligen Stadt in voller Schönheit. Welchen Jubel mochte das gewöhnlich in den Herzen der israelitischen Pilger entzünden, als der Tempel noch stand und Jehova im Allerheiligsten über den Cherubim thronte. In freudigster Rührung begannen sie zu singen: „Wünschet Frieden Jerusalem, es möge wohl gehen allen denen, die dich lieben".[2] Was die andern jedoch zu größtem Jubel erweckte, brachte Christus zu Thränen, und aus seinem kummererfüllten Gemüt drang die Klage: „Wenn

[1] Luk. 19, 1, 29, 37, 38. Mark. 11, 8. Ein Beispiel, wie man vor dem, welchen man hochehren will, die Kleider ausbreitet, daß er darüber hinreite, erzählte mir Herr Missionar Zeller nach eigener Anschauung. — [2] Ps. 122, 6.

du doch auch an diesem deinem Tage erkenntest, was zu deinem Frieden dient. Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen". [1]

Die Aussicht auf dem Ölberge weckt noch andere Erinnerungen. Als David einst herrlich dort in Zion drüben regierte, kam die Schreckensbotschaft an ihn: „Jedermanns Herz in Israel folgt dem Absalom nach". [2] Da mußte der greise König sich vor dem ungetreuen Sohne flüchten. „Er ging den Ölberg hinauf, ging und weinte und sein Haupt war verhüllt und er ging barfuß". [3] So begegnen sich der Stammvater und der späte Sprosse weinend auf dem Ölberge.

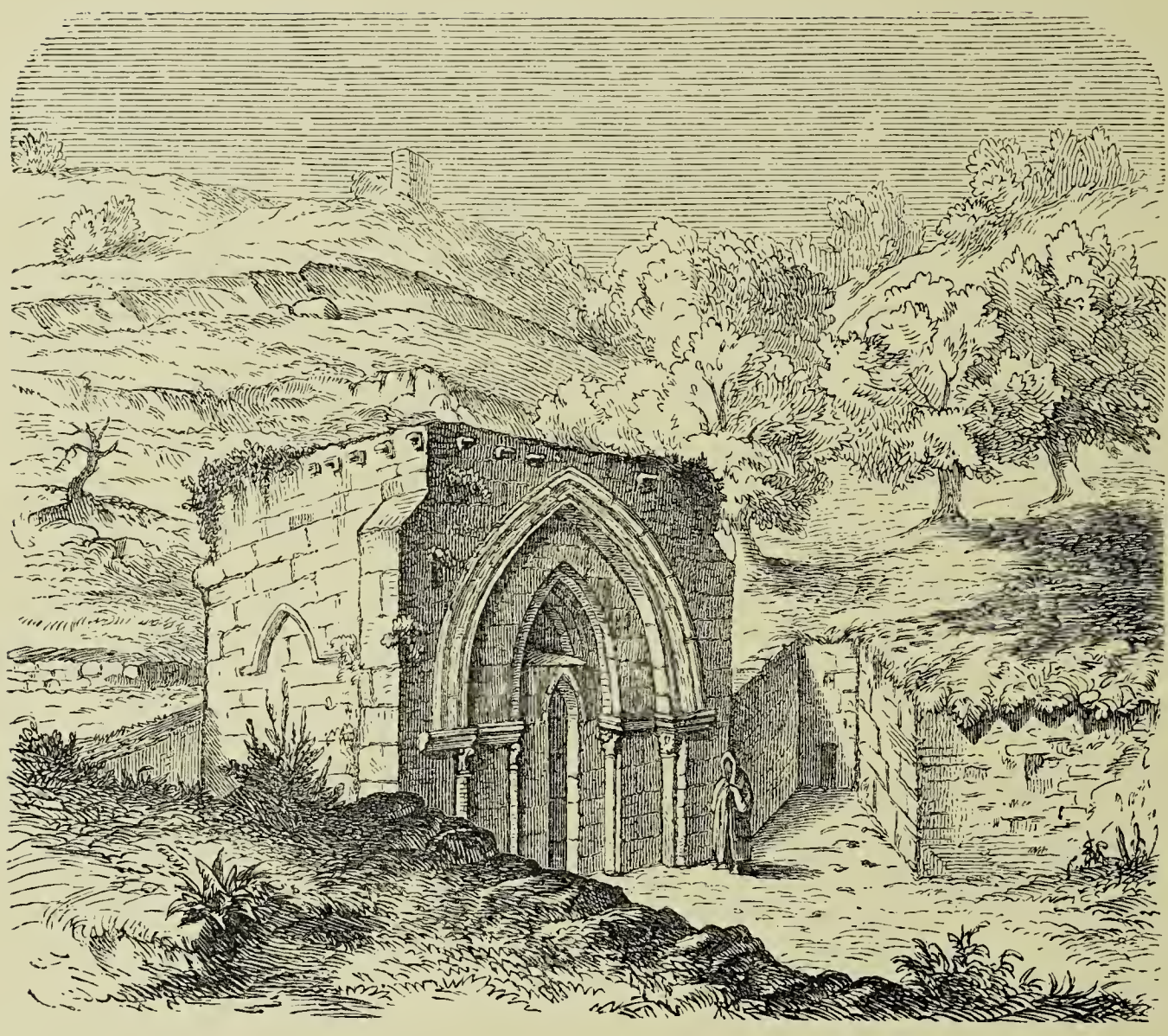
Unwillkürlich mußten solche geschichtliche Erinnerungen, eingetragen in das großartige Landschaftsbild, mein Gemüt mit erhebenden Gefühlen beleben. Wie einfach sah es dagegen in meiner nächsten Umgebung aus! Kleine Kinder spielten mit Steinen auf dem Wege. Mehrere Bauern umstanden einen Zimmermann, der einen Pflug ausbesserte. Zelte von Reisenden waren unter Ölbäumen ausgespannt und Pferde weideten daneben im saftigen Grün.

Mit unauslöschlichen Zügen graben sich große weltgeschichtliche Bilder in die Erinnerung der Menschheit ein, weil sie nie wiederkehren, wenig Spuren hinterläßt das Alltagsleben, weil es sich stets erneut.

Von der Höhe stieg ich wieder nach Gethsemane hinunter. Rechts neben diesem Orte, jedoch einige Schritte näher der Thalsohle, zeigt man das Grab der Maria, der Mutter Jesu. Es liegt unter der Erde, indem man auf 47 Stufen zu demselben hinabsteigt. Ein hohes Gewölbe überdacht die marmorne Treppe, welche unten von dem ewigen Lichte des Altars matt erleuchtet ist, während von oben spärlich das Tageslicht eindringt. Vor der Kirche, deren Eingang ein Portal in Spitzbogenform ziert, befindet sich ein kleiner, etwa 6 m tief in die Erde gesenkter Vorhof. Das gut erhaltene Bauwerk verdankt seine jetzige

---

[1] Luk. 19, 41, 42. — [2] 2. Sam. 15, 13. — [3] 2. Sam. 15, 30.



Mariagrabkirche.

Gestalt der stolzen Königin Melesindis aus dem zwölften Jahrhundert. Als Wittwe hatte sie sich einst mit ihrem jungen Sohne Balduin III. in der Grabeskirche Christi krönen lassen, als Sterbende verordnet, in der Grabeskirche der Maria beigesetzt zu werden. Doch der Königin Ruhm versank in den Staub vergilbter Urkunden. Marias Name ist von einem Geschlecht zum andern lebendig geblieben.

Nebenbei führt eine steinerne Brücke über die Thalsohle und von da leitet ein schmaler Weg zum Stephansthor hinauf. Südlich und nördlich von diesem Thor haben tausende von Muhammedanern zu Füßen der Stadtmauer ihre letzte Ruhestätte gefunden, da kein Prophetenspruch [1] die Koranglaubigen hindert, auf dem „heiligen Berge Zion" ihre

[1] Ez. 43, 7. 8.

Toten beizusetzen. Das aus Stein gehauene oder gemauerte Grabmal ist von viel Meerzwiebeln und Asphodil umwachsen, wie einst die Gräber der alten Griechen. Einige Denkmäler sehen aus wie ein giebelförmiges Dach, andere haben am Kopf- und Fußende einen hoch aufgerichteten Stein, als wollten sie den zwei Engeln des Gerichtes, die drei Tage[1] nach der Todesstunde den Gestorbenen zu prüfen kommen, einen Sitz darbieten. Damit der Tote die Prüfung eher bestehen könne, wird ihm alsbald nach dem Begräbnis von einem Fiki (einem Elementarlehrer) zugerufen, was er den Engeln zu antworten habe. Wenn sie dich fragen: Wer ist dein Herr? antworte: „Gott ist mein Herr." Wenn sie dich fragen: Welches ist dein Glaube? antworte: „Der Islam ist mein Glaube." Wenn sie dich fragen: Welches ist die Richtung deines Gebetes? antworte: „Nach der Kaaba (dem Heiligtum in Mekka) richte ich mein Gebet" u. s. w. Einige hundert Schritte nordwärts vom Stephansthor beginnt ein Festungsgraben, der sich um die Nordostecke der Stadt herumzieht, vor dem zugemauerten Herodesthor aber wiederum aufhört.

Auf der Nordseite bildet mehrmals der natürliche Fels die senkrecht abgeschrotete, ziemlich hohe Unterlage der Mauern. Indem wir aufmerksam der Grundlinie folgen, entdecken wir nahe dem Haupthore (Damaskusthor) ein unscheinbares Loch. Es ist der Eingang zu der wieder entdeckten sogenannten Baumwollenhöhle. Große Schuttmassen haben ihn so niedrig gemacht, daß man nur stark gebückt eintreten kann. 193 Meter zieht sich die Höhle in in südöstlicher Richtung unter den Häusern und Gassen der Bezetha hin. Gleich vom Eingange an senkt sich ihr Boden ziemlich steil, sie wird hoch und geräumig. Tiefer drinnen gelangt man zu einem kleinen rundlichen Brunnenbecken, in das langsam Wasser von oben träufelt. Diese Höhle ist ein uralter, Jahrhunderte lang vergessener

[1] Weit ist im Morgenlande der Glaube verbreitet, daß die Seele noch drei Tage nach dem Tode in der Nähe der Leiche weile.

Steinbruch. Noch sieht man sehr deutlich die Arbeit der Steinmetzen und kann selbst die Größe und Form ihrer Werkzeuge bestimmen. Sehr lange muß man hier Steine gebrochen haben, nach der weiten Ausdehnung der Höhle zu schließen. Vom Eingange bis zu ihrem südöstlichen Ende senkt sie sich ungefähr 30 Meter. Rohe Pfeiler stützen da und dort das Gewölbe. Von hier ließ wohl schon Salomo die Steine zu seinem Tempel holen. Hier wurden sie kunstgemäß zurecht gearbeitet, daß man sie an Ort und Stelle einfach aufeinander zu legen brauchte. Die Bücher der Könige nämlich erzählen: „Man baute das Haus des Herrn ganz von gehauenen Steinen, daß man weder Hammer noch Beil, noch sonst ein Werkzeug von Eisen im Hause hörte, als man es baute".[1] Es wurden Töpferwaren, Kohlen und vermodertes Holz, auch menschliche und tierische Skelette in der Höhle gefunden. Lampennischen und rauchschwarze Felsstellen deuten an, wo einst düsteres Grubenlicht den einsamen Arbeitern leuchtete. Ich traf an vielen Stellen reichlichen Schutt, Massen Trümmer von kleinen Steinen. Die große Feuchtigkeit der Höhle hatte zum Teil wohl den Felsen also zerbröckelt. Vor ihrem Eingange lagen mancherlei Tiergebeine, von Pferden, Eseln, Kamelen, Ziegen. Westlich daneben sah ich in einen tief eingeschnittenen Felsengraben hinunter.

Gegenüber der Baumwollenhöhle, doch etwas mehr gen Ost, befindet sich die Jeremiasgrotte, ein sehr weiter, großer, ausgehöhlter Raum, der ohne Zweifel auch als Steinbruch gedient hat. Aus der Apostelzeit berichtet Josephus, daß die dritte Mauer Jerusalems durch die königlichen Höhlen, das ist, zwischen der Jeremias- und Baumwollengrotte, sich hingezogen habe. Da die steil abgeschrotete Felsmasse von der sie bedeckt ist, die gleiche Schichtenformation zeigt, wie die gegenüberstehenden Felsenfundamente der Stadtmauer, so hat man mit Recht angenommen, daß einst der Hügel der Jeremiasgrotte und der-

[1] 1. Kön. 6, 7.

jenige der Stadt einen Rücken bildeten und die jetzt dazwischen liegende Vertiefung künstlich gemacht worden sei. Vor der Grotte liegt ein mit allerlei Bäumen bepflanzter, vom Felsendach ein wenig beschatteter Garten, den eine Mauer gegen außen absperrt. Im Innern hat eine muhammedanische Familie ihren Wohnsitz, während über der Grotte ein ebenfalls den Muhammedanern zugehöriger Totenacker sich befindet. So schlafen denn Nachts die Lebenden unter den Todten, von denen sie durch keine gar dicke Felsschicht getrennt sind. Der Hügel, an dessen südlichem Ende die Grotte eingehauen ist, hat einen etwas breiten Rücken und läuft gegen Norden fast unmerklich aus. Westlich von ihm zieht sich die vielbelebte und gewiß uralte Straße vorbei, die weiter nördlich nach Gibeon, Damaskus und Rama sich abzweigten. Was Wunder, daß manche Gelehrte glaubten, hier die berühmteste aller schädelförmigen Felsanschwellungen, nämlich Golgatha, vor sich zu sehen; denn an vielbegangenen Straßen pflegten die Römer die Kreuze für die Verbrecher aufzurichten. Doch auf die heiligste Erinnerung der Menschheit darf diese Stätte so wenig Anspruch machen, als die darunter liegende Höhle auf den Ruhm, daß in ihren dunkeln Räumen der greise Prophet seine Klagelieder über den Fall der heiligen Stadt gedichtet habe.

Von hier gelangt man in wenigen hundert Schritten zum Damaskusthor hinab, das in einer Thaleinsenkung liegt. Weil gen Norden gerichtet, hat dieses schönste Thor Jerusalems den Namen von der fernen syrischen Handelsstadt empfangen. Unten besteht es aus mächtigen fugenrändrigen Quadern. Ich maß deren, die fast sieben Fuß lang und vier Fuß breit waren. Hier an der schwächsten Stelle der Stadt hatte schon König Agrippa I. für starke Befestigung gesorgt. Wahrscheinlich durch dieses Thor hinaus wurde der Apostel Paulus in der Nacht nach Caesarea abgeführt;[1] denn durch die Thaleinsenkung, die unweit nördlich von diesem Thor beginnt, zog sich von jeher am

[1] Apostelg. 23, 31.

natürlichsten die große Heerstraße. Wenn man das Damaskusthor, das einst Stephansthor geheißen, verließ, so traf man im 6. Jahrhundert nach Pfeilschußweite zur Linken die große glänzende Kirche der Kaiserin Eudocia. Diese Kirche wurde wiederholt zerstört, zuletzt ganz gründlich von den Christen selbst im Jahr 1099, als sie sich anschickten Jerusalem zu erstürmen. Dagegen sah man in der Kreuzfahrerzeit den Trümmern der Eudociakirche gegenüber eine Eselsherberge, asnerie, die gelegentlich auch Menschen Zuflucht bot. Sehr allmählich steigt der Boden westlich vom Thore an. Hier gewinnt die Stadtmauer ein besonders stattliches Aussehen. Hart am Fuße derselben ziehen sich mit wenigen Unterbrechungen Ackerfelder bis um die Nordwestecke herum. Vor nicht langer Zeit sah es hier zwischen der Stadt und dem großen Ölbaumwald weiter nördlich noch sehr öde aus. Der nackte Fels trat fast überall zu Tage oder war spärlich mit schnell verdorrendem Gras bewachsen. Nun ist aber der größte Teil dieser Gegend in den Besitz von Christen übergegangen, die rüstig sich daran gemacht, den lang vernachlässigten Boden wieder zu pflegen. In alten Zeiten wurde das nördliche Weichbild Jerusalems gar fleißig bearbeitet, wie die Menge der noch erhaltenen Cisternen und Teiche genugsam beweist. Reiche Juden mochten hier im Schatten der Ölbäume ihre kostbar geschmückten Landhäuser besitzen. Oft und viel findet man da herum Splitter polierten Marmors, Steinchen von Mosaikfußböden. Die Sitte, in der heißen Jahreszeit die Stadt zu verlassen und in der frei spielenden Luft, in der Nähe von schattenreichen Bäumen die große Hitze sich erträglicher zu machen, ist gewiß eine sehr alte. Niemals aber ist diese Gegend von einer Stadtmauer umschlossen worden; denn Nachgrabungen haben ergeben, daß die dritte Mauer, welche König Agrippa I. zum Schutze der Nordseite Jerusalems etwa im Jahre 43 n. Chr. aufzuführen begann, im wesentlichen denselben Lauf hatte wie die jetzige Stadtmauer. Vergeblich würde man hier, wo jederzeit die Feinde der heiligen Stadt ihr Lager auf-

schlugen,[1] nach Spuren größerer Bauwerke suchen. Wie viel Blut von den verschiedensten Völkern hat dieser Boden schon trinken müssen! Da sangen an den Wachtfeuern die Kreuzfahrer aus Flandern ihre fränkischen Lieder, und hallte es wieder von dem Geschrei der rohen Horden Innerasiens. Also geben große Ereignisse dem dürren, wenig anmutigen Boden ein Interesse, das tausend andere herrlichere Gegenden nicht von ferne erwecken.

Bei der Nordwestecke senkt sich der Boden südwärts dem Jaffathore zu, während er in nordwestlicher Richtung noch um ein ziemliches ansteigt. Westlich weiter gehend, kommen wir bald an den Ostabhang des Hinnomthales, und es fällt der Blick hier zunächst auf einen weitläufigen, muhammedanischen Totenacker, aus dessen Mitte uns im Frühlinge die breite Fläche eines von Regenwasser genährten Teiches, des Birket Mamilla, entgegenglänzt. Durch einen an verschiedenen Stellen offenen Kanal gibt der letztere sein Wasser an den uns schon bekannten Hiskiateich ab. Wenn der Pilger das unebene steinige Totenfeld überschritten hat, wird er angenehm überrascht, an der Grenze desselben bei einer ehrwürdigen Terebinthe eine gute, fahrbare Straße nach dem Jaffathor hin einschlagen zu können. Da es im ganzen Land an Fahrstraßen mangelt „von Dan bis nach Beersseba", so kann es sehr auffallen, daß hier ein kleines abgerissenes Stück einer solchen vorhanden ist. Dasselbe verdankt den eifrigen Griechen seine Entstehung. Der Grund aber, warum sie soviel Fleiß auf die Straße verwandten, ist, wie ich aus höchst glaubwürdigem Munde hörte, der: Es ging unter ihnen die Sage, daß unweit des Jaffathores gen West ein großer Schatz verborgen sei. Um diesem nachgraben zu können, gaben sie vor, sie wollten eine Straße machen. Dies sehr abenteuerlich scheinende Unternehmen hat im Morgenlande doch mehr Sinn, als bei uns. Bei dem Drucke und der Plünderungslust

[1] z. B. die Assyrer Jes. 36, 2; die Babylonier 2 Kön. 25, 1—4; die Syrer, Joseph. Altert. 13, 8, 2 u. s. w.

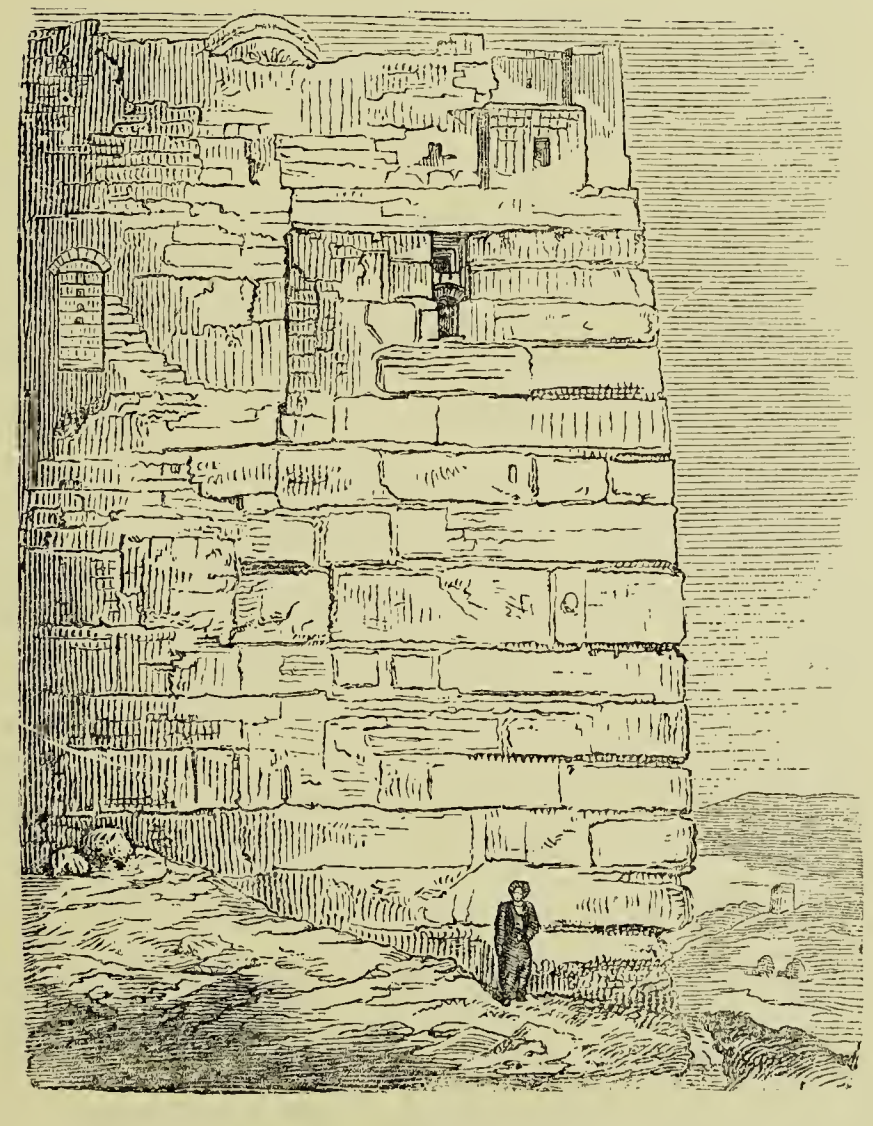
der Regierung kommt es häufig vor, daß die Eingeborenen ihre Schätze heimlich vergraben. Wie zu Christi Zeit ist es nichts gar Ungewohntes, daß ein Mensch einen verborgenen Schatz im Acker findet.[1]

Die Straße läuft von jenem Terebinthenbaum zum Jaffathor fast eben dahin. Der offene, breite Platz vor dem letztern ist stets sehr belebt, besonders aber an einem Freitag Mittags 12 Uhr. Da strebt alles hastig der Stadt zu, die einen zu Pferd, andere zu Esel oder auf Kamelen, weitaus die meisten zu Fuß, Abend- und Morgenländer, Männer und Weiber, groß und klein, vornehm und gering, alles bunt durcheinander. Dort watscheln noch einige Pilgerinnen, vom russischen Hospiz daher, hier treiben noch einige Araber ihre plumpen unempfindlichen Kamele mit lautem Schelten an. „Der Weg ist breit und die Pforte ist weit und viele sind, die dadurch eingehen".[2]

Schlag zwölf nämlich werden die Thore geschlossen. Die „Gläubigen" eilen alsdann ins Haram, um dort zu beten. Die Thore aber dürfen vor 1 Uhr nicht wieder geöffnet werden, weil die Muhammedaner glauben, einst werden die Christen am Freitage während der großen Gebetstunde die heilige Stadt überrumpeln. Dasselbe geschieht, wie dies schon zu Josuas Zeit[3] morgenländische Sitte war, abends nach Sonnenuntergang. Für verspätete Wanderer wird noch eine Weile ein ins große Thor eingefügtes Pförtchen offen gehalten, das man in vorgerückten Stunden der Nacht nur noch den Ärzten, dem Postreiter und dem Konsul öffnet, während den unbekannten Privatleuten kein Klopfen hilft. Wie lebendig erinnert dieser Brauch an das Wort des Herrn: „Ringet, daß ihr eingeht, durch die enge Pforte. Wann aber der Hausvater die Thüre verschlossen hat und ihr dann draußen steht und anfanget an die Thüre zu klopfen und zu sagen: Herr, Herr, thu uns auf! so wird er euch antworten: Ich kenne euch nicht, woher

[1] Matth. 13, 44. — [2] Matth. 7, 13. — [3] Jos. 2, 5.

ihr seid."[1] Wenn aber einst der Jubelgesang wieder ertönt: „Erhebet euere Häupter, ihr Thore und werdet erhöhet, ihr ewigen Pforten, daß einziehe der König der Ehren",[2] dann werden nach der Verheißung des Sehers „die Thore nicht geschlossen werden am Tage, weil Nacht dannzumal nicht mehr sein wird".[3]



Südostseite der Harammauer.

Sehr lohnend ist ein Gang auf den Mauern der Stadt, den man mit wenigen Unterbrechungen in ihrem ganzen Umkreise machen kann. Er bietet viele Einsicht in die Bodengestaltung, gewährt manche anziehende lehrreiche Ansicht der Stadt und ihrer Umgebungen, verschafft dem Fremdling den Einblick in unbekanntere, abgelegenere Quartiere, in die er sonst wohl schwerlich eindringen würde. Nur durch

[1] Luk. 13, 24. 25. — [2] Ps. 24, 7. — [3] Offenb. 21, 25.

viel wiederholte und von verschiedenen Seiten ausgehende Betrachtung wird sich dem Geist ein unverwischliches Bild Jerusalems einprägen.

Doch für uns ist nun Zeit weiter zu wandern. Ich machte von Jerusalem aus eine Reihe größerer und kleinerer Wanderungen in Judäa. Eine der ersten war:

Der Ausflug nach Anathoth.

13. März.

Ich ging zum Stephansthore hinaus, zwischen den muhammedanischen Gräbern hindurch, ins Thal Josaphat hinab. Es war an einem freundlichen hellen Frühlingsmorgen. Landleute und Städter hatten eben ihre Arbeit begonnen. Am Westabhang des Thales brach man Bausteine und im Thalgrund waren da und dort die Bauern noch mit Pflügen beschäftigt. Weiber aus Isawijeh trugen prächtigen Blumenkohl in die Stadt. Auf der Höhe des Ölberges entfaltete sich alsbald ein schönes Rundgemälde. Nach Westen zu schimmerten die weißen Kuppeln der Stadt im Glanz der Morgensonne, nach Nord und Ost that sich ein viel zerklüftetes Land vor mir auf, das in fernem Hintergrund die Gebirge Gileads abschlossen. Auch auf der Höhe sproßte die Gerste in vielen Feldern, aber im Allgemeinen machte hier der Boden den Eindruck des Öden, indem der Baumwuchs ganz fehlte.

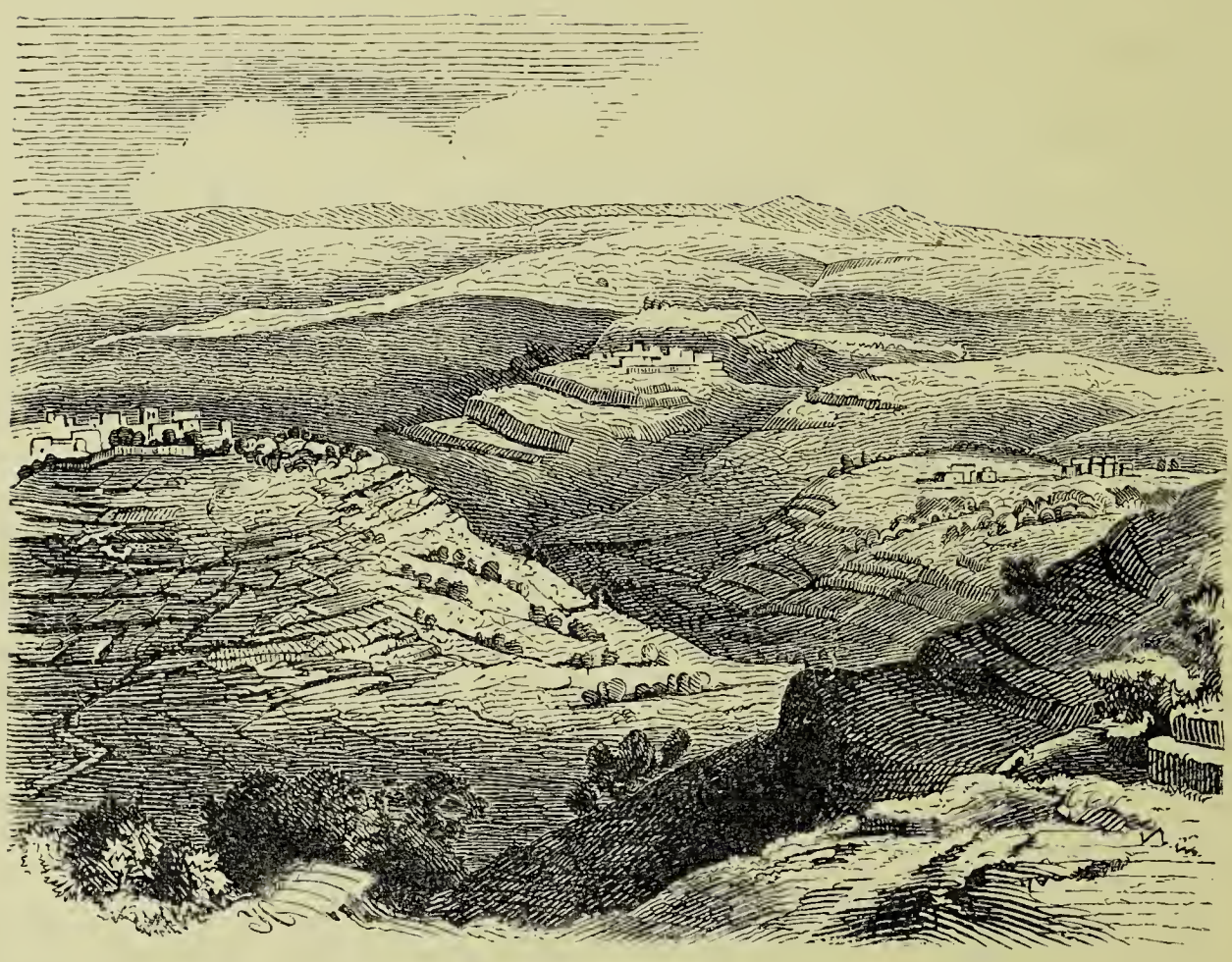
Der Weg ging eine geraume Zeit auf der Hochebene fort, dann zum Weiler Isawijeh hinunter, von dort hinüber zu einer öden wilden Schlucht, wo schwarze Ziegenherden das magere Gras zwischen den dichtgesäten Steinen abzupften. Einer der Hirten leitete seine Untergebenen mit Steinwürfen, ähnlich wie einst David gethan,[1] und kürzte sich nebenbei die Zeit mit Blasen der Schalmei. In diesen einsamen, öden Thalschluchten, wo kein Baum erquickenden Schatten gibt, ist den

[1] Vgl. 1. Sam. 17, 40.

Hirtenknaben ein ärmliches Los zugefallen. „Am Tage verzehrt sie die Hitze und zu Nacht der Frost",[1] wenn sie nicht in die Dörfer abends heimkehren können. Als in den Tagen des Jeremias die Blüte des Volkes nach Babel geführt, Menschen und Vieh fortgetrieben worden waren, herrschte über den Höhen und Thälern der Umgebung Jerusalems unheimliche traurige Einsamkeit und Öde. Nimmer hörte der Prophet, wenn er vielleicht noch einmal seine Heimat Anathoth besucht, die Schalmei der Hirten im Wadi Sulam, wo uns jetzt ihr Ton freundlich begrüßte. Aber im Geiste sah er die glückselige Zeit, da „im Lande Benjamin und in den Orten um Jerusalem her werden die Schafe wieder vorübergehen unter den Händen dessen, der sie zählt",[2] da Steppen und Triften, die niemals üppiges Gras ziert, mit Kleinvieh sich kleiden.[3]

Als wir den Nordabhang der Schlucht erstiegen, gewahrten wir unweit vor uns auf einer wenig über die Hochebene aufsteigenden Anhöhe das kleine Dorf Anata, das alte Anathoth. Hier verbrachte Jeremias seine Jugendjahre und die zwei ersten seines Prophetenamtes.[4] Wie ich im Dörflein angekommen war, bestieg ich das Dach des höchst liegenden Hauses. Ein überaus anziehendes, an geschichtlichen Erinnerungen reiches Rundbild erfreute hier Auge und Herz. Da schaute ich die berühmten Höhen Benjamins Gibea Sauls, Rama, Geba, in schönem Kranz weit über Anata erhaben. Wie lebendig wurden mir auf dieser Stelle die Worte, mit denen der begeisterte Seher in höchstem Schwunge den Zug des assyrischen Heeres über diese Höhen hin schildert! „Nach Geba verlegen sie das Nachtquartier. Es erzittert Rama, Gibea Sauls flieht. Kreische laut auf, Tochter Gallims! nimm dich in Acht Laisa, weh' dir Anathoth! Madmena flieht, die Bewohner vom Gebim flüchten. Diesen Tag noch verweilt er in Nob, schwingt seine Hand gegen den Berg des Volkes Zion, den Hügel

[1] 1. Mos. 31, 40. — [2] Jer. 33, 12 f. — [3] Ps. 65, 14. — [4] Jer. 1, 1. 29, 27. 11, 21.



Anathoth.

von Jerusalem“.[1] Nach Osten zu sah ich zur Jordansebene hinunter, über welche die Berge Gileads hoch emporragen. Südöstlich glänzte der blaue See des Loth[2] am Fuße des moabitischen Gebirges, prächtig das ganze Landschaftsbild belebend. Mir unmittelbar zu Füßen breitete sich ein grüner Thalgrund aus, der von der Umrahmung der ihn begrenzenden wüstengelben Berglehnen überaus freundlich sich abhob.

Als Spuren des Altertums bemerkte ich an einem Hause fugenrändrige Steine von drei Fuß Länge und anderthalb Fuß Breite. Die Dorfleute bewiesen mir eine recht herzliche Freundlichkeit. Einige Männer kamen zu mir aufs Dach und waren voll Eifer, mir die umliegenden Ortschaften und Thäler zu nennen. Sie luden mich ein, in ihre Hütten zu kommen, reichten mir frischgebackenes Brot und ein Mädchen bot mir eine Schüssel voll Milch an. Ich vernahm in einem Hause die

[1] Jes. 10, 29—32. — [2] So nennen die Beduinen heute das tote Meer.

„Stimme der Mühle“.[1] In dasselbe eintretend, sah ich zwei Weiber mit Mahlen beschäftigt. Die ganze Mühle besteht aus zwei übereinander gelegten Steinen. In dem oberen ist eine aufrechtstehende Handhabe eingefügt, um ihn auf dem festliegenden unteren herumzudrehen. Daß man die Mühle zum Pfande nehme, war einst von dem menschenfreundlichen Gesetze der Israeliten verboten.[2]

Zur Belustigung der herbeieilenden Dorfjugend versuchte ich ein wenig zu mahlen. Es bedarf für dieses ermüdende Geschäft, sofern es lange andauert, zweier Arbeiterinnen. So wars schon Brauch vor Jahrtausenden. Beim plötzlich und unerwartet kommenden Tage des Messias „werden zwei in der Mühle mahlen; eine wird angenommen und die andere verlassen“.[3] In der Haushaltung des armen Mannes muß freilich die Frau die Arbeit allein thun.

Wieder nach Jerusalem zurückkehrend, langten wir nach etwas mehr als einer halben Stunde in Isawijeh an. Das kleine Dorf ist in einem engen, fruchtbaren Thale geborgen. Üppig grün wuchs Weizen und Gerste an den Abhängen. Hecken von Feigencactus umzogen schöne Blumenkohlbeeten. Zwischen den Öl- und Johannisbrotbäumen des Thalgrundes prangte da und dort ein Mandelbaum in weißrotem Blütenkleide und Feigen- wie Aprikosenbäume schlossen sich an. Ist auch das Dorf fast rings durch nahe Berge umschlossen, so öffnet sich doch die Thalschlucht nach Ost und gestattet die Aussicht aufs tote Meer. Ein Fußweg führt von Isawijeh nach dem Jordan hinunter, den man nach Aussage der Dorfleute in fünf Stunden erreichen soll. Viele zum Teil tiefe, in den Fels gehauene Cisternen, fugenrändrige Steine, sowie zwei kurze, einfache Säulen zeichnete ich mir auf als stumme Zeugen für das hohe Alter des Ortes.

Wie das Dörfchen im Altertum geheißen, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Möglich ists, daß hier Nob war, wohin

---

[1] Jer. 25, 10. Offenb. 18, 22. — [2] 5. Mos. 24, 6. — [3] Matth. 24, 41.

David von Saul weg zum Hohenpriester Achimelech geflohen, wo er Schaubrote mit den Seinen gegessen gleich den Priestern.[1] Zu Sauls Zeit stand in Nob die Stiftshütte, aber der erzürnte König schlug die Stadt mit der Schärfe des Schwertes, Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge, auch Ochsen, Esel und Schafe.[2] Westlich ob dem Thale lagerte sich das assyrische Heer in drohender Stellung angesichts von Jerusalem.[3] Isawijeh heißt Jesusdorf. So mochten die arabischen Landesherren das Dorf nennen, weil sich hier der Glaube an Jesus noch zu einer Zeit erhalten, da ringsum die Dörfer schon zur Fahne Muhammeds geschworen hatten. Freilich heutzutage sucht man umsonst nach Spuren des Kreuzes in diesem stillen, der großen Welt verborgenen Ort.

Auf der Heimkehr machten wir thalabwärts einen Umweg, um einen noch deutlicheren Überblick über die „Jordanaue" und die nördliche „Zunge" des toten Meeres[4] zu genießen. Gen West und Süd blieb uns die Aussicht versperrt, bis wir auf der Höhe des Ölberges anlangten. Doch nun, welche entzückende Überraschung der Anblick Jerusalems! Ich bin nicht der einzige, der behauptet, von hier aus genieße man das schönste Bild der heiligen Stadt. Mit ihren hohen, zackigen Mauern und 34 festen Türmen, ihren Moscheen und Minareten bot sie sich dar wie eine stolze saracenische Feste aus dem Mittelalter. Der Zionshügel lag tief unter uns, und es wurde mir klar, warum Jeremias, der so oft von Anathot des Weges daher wanderte, ihn als Hügel im Gefilde bezeichnet.[5]

Auf pfadlosem Wege stieg ich in die äußerst liebliche Bucht des Thales Josaphat Akabeh es-Suan, hinunter. Eine Fülle stattlicher Ölbäume überschattete die grün- und schwarzgewürfelten Felder, wo neben frischgepflügten Äckern kräftige Saaten sproßten. Mittags 12

---

[1] 1. Sam. 21, 1. 6. — [2] 1. Sam. 22, 19. — [3] Jes. 10, 32. — [4] Jos. 15, 5. — [5] Jer. 17, 3.

Jerusalem, von Nordost gesehen.

Uhr zog ich durchs Damaskusthor in die Stadt ein. Die Sonne gab schon ordentlich heiß in dieser Tageszeit, wenn nicht leichte Wolken den Himmel verhüllten.

Größere Rundreise durch Judäa über Hebron und Gaza.

14. März.

Morgens um 7 Uhr verließen wir Jerusalem, indem wir durchs Jaffathor hinaus ins Hinnomthal hinabschritten. Wir zogen die südwestliche Thalwand hinauf und erreichten so bald die Ebene Rephaim.[1] Die Straße war sehr belebt von Leuten, die von Bethlehem oder von Hebron herkamen. Unter ihnen befanden sich eine Menge Bekannte meines Führers. Die meisten derselben zeigten viel Freude, ihn wiederzusehen, und zumal die Weiber konnten es nicht lassen, allerlei Fragen an ihn zu stellen. Er versicherte mir übrigens, nach Bethlehem dürfe er nicht gehen; denn er habe dort einem Manne im Streit den Arm abgeschlagen.

In einer Stunde erreichten wir Mar Elias, das stattliche Griechenkloster. Hier waren einige Männer im Felde zur Linken des Weges mit Sprengen von Steinen beschäftigt, eine Arbeit, die man seit einem Jahrzehnt in der Umgegend von Jerusalem häufig zur Urbarmachung des Landes angewendet hat. Sorgfältig wurden die zersprengten, sowie die längst über dem Boden zerstreuten Steine gesammelt und zu losen Mauern zusammengefügt, welche das Feld gegen den Einbruch des Wildes schützen sollten. Von solchen „Steinhaufen des Feldes" redet schon der Prophet Micha.[2] Doch daneben sah ich wieder Äcker, die mit Felssplittern dicht besät waren, als hätte ein böser Feind es absichtlich gethan, wie der königliche Prediger andeutet: „Es gibt eine

---

[1] Eine ausführliche Schilderung der ganzen Gegend zwischen Jerusalem und dem Borakschlosse folgt weiter unten, siehe den 26. März. — [2] Mich. 1, 6.

Zeit, Steine zu zerstreuen, und eine Zeit, Steine zu sammeln".[1] Freundlich begrüßte uns im Südosten der Anblick von Bethlehem.

Bald waren wir dem Dorfe Bet Dschala gegenüber, das etwa 20 Minuten von der Straße entfernt liegt am Abhange eines nach Süd laufenden Höhenzuges. Stolz erheben sich die neuen großen Gebäude der Lateiner, im Zentrum eine Kirche gotischen Stils, über die Hütten des Dorfes. Es besteht hier eine Art hoher Schule zur Bildung der Eingeborenen unter Oberaufsicht des lateinischen Patriarchen. Rings um das Dorf dehnt sich ein prächtiger Ölbaumwald aus. Weiterhin wurden die Hügel zu beiden Seiten des Weges furchtbar steinig und öde, während die Ebene dazwischen durch grüne Saaten meist etwas belebt war.

Nach 2 1/2 Stunden kamen wir zum Schlosse Borak (Teiche) und verweilten einige Zeit bei den schönen salomonischen[2] Teichen in dem engen einsamen Thale. Der Weg führte den südlichen Abhang hinauf. Wir wanderten von da an meist in Gesellschaft von Landleuten, die zu Fuß oder zu Esel nach Hebron pilgerten, wie wir. Häufig begegneten uns bewaffnete Reiter. Ein krummer Säbel an der Seite, ein paar Pistolen im Gürtel oder eine Flinte über den Rücken, das war ihre Bewaffnung. Auch der einfache arabische Wandersmann geht nicht gern unbewaffnet einen Weg. Besitzt er keine Flinte, so greift er etwa zur hölzernen Keule. Ebenso sehr liebt er zu reiten. Wie in alten Zeiten ist der Esel immer noch das am meisten gebrauchte Reittier des Landes. Es machte mir häufig einen erheiternden Eindruck, wenn so ein langbeiniger Reiter auf kleinem Esel einhertrabte und die Füße beinahe an den Boden schleifte. Doch also ritten die alten Könige,[3] also ritt Jesus.[4] Den Spieß in der Hand, wie man nun die Keule trägt, den Wasserkrug am Sattel

[1] Pred. 3, 5. — [2] So werden sie gewöhnlich genannt. — [3] Zach. 9, 9. — [4] Matth. 21, 5.

angebunden, wie der Reiter dies jetzt noch thut, so zog König Saul ins Feld. [1]

Je weiter wir nach Süden vorrückten, desto freundlicher wurde im allgemeinen die Landschaft. Eine halbe Stunde von den Teichen entfernt grüßten uns die grünen Felder der Ebene Bijar. Nicht umsonst heißt sie Ebene der „Brunnen" (Bijar); denn viel Quellwasser sammelt sich hier, weshalb schon in vorchristlicher Zeit von da aus eine Wasserleitung nach Jerusalem geführt wurde. Im Laufe der Jahre verfallen, wurde sie vom Landpfleger Pontius Pilatus wieder hergestellt. Die Spuren seines Werkes sind heute noch vorhanden. Nicht durch eine groß und kühn gestaltete Landschaft führte uns der Weg, sondern bis ungefähr eine Stunde vor Hebron über flache Thalanfänge hin, nahe der Wasserscheide. Sanfte Einsenkungen oder Erdanschwellungen schieden dieselben von einander, während langgestreckte Höhenzüge oder vereinzelte Hügel die Aussicht in Ost und West begrenzten. Gebüsch deckte meist die Abhänge, den fahlen Kalkfels verbergend, und Ruinen krönten oft den Grat der Berge zur Rechten und Linken. Doch Dörfer trafen wir keines an bis im Thal von Hebron. An das „Brunnenthal" grenzte das „Lobethal", heute Sahel Berekut geheißen. Der Chronist erzählt, daß hier das Volk Juda unter König Josaphat einen Dankgottesdienst gehalten, weil in der Bergsteppe gegen das tote Meer hin die Feinde Israels, die Ammoniter, Moabiter und Edomiter, sich selber aufgerieben. [2] Um ein Uhr sahen wir rechts die Trümmer von Bet Ummar, während links auf einem Bergvorsprung die Trümmer von Kuweiziba sich zeigten, das ist des alten Kosiba. Da lebte wohl einst jener „Sohn von Kosiba", der unter dem stolzen Namen „Sternensohn" (Barkochba) im Jahr 130 n. Chr. die Juden zum letzten wehevollen Krieg gegen Rom entflammte. Näher am Wege lag ein Garten alter ehrwürdiger Ölbäume. Diesem Garten gegenüber lagerten wir uns zum Mittags-

[1] 1. Sam. 26, 11. — [2] 2. Chron. 20, 26.

mahl. Unsern Durst löschten wir mit Regenwasser, das sich in kleinen Teichen neben der Straße gesammelt hatte. Weiter folgten links Bet Cheran, rechts auf prächtig grünem Hügel die turmartige Ruine Kasr es-Sabib, dann Bet Sur. Hier stand in alter Zeit eine Feste, der Schauplatz vieler Kämpfe der heldenmütigen Makkabäer.[1] Unweit dieser Trümmerstätte, links hart am Wege, sprudelte eine Quelle hervor, Ain ed-Dirweh genannt. Sie war mit einer Mauer von behauenen Steinen eingefaßt, aber so wenig hoch, daß bei starkem Andrang der Herden die durstigen Tiere in das Becken selbst hineintrappen und das Wasser trübe machen mußten. Solch ein Bild schwebte auch dem Propheten Ezechiel vor Augen:[2] „War es nicht genug, daß ihr die lauteren Wasser getrunken? Mußtet ihr das übrige trübe machen?" Das ausgeströmte Wasser floß in kleinen Bächen über die Straße hin. Nahebei lagen die Trümmer eines großen Gebäudes. Ein Gewölbe war noch vorhanden, in dessen Mauern ich einen großen fugenrändrigen Stein bemerkte, die geringe, aber sichere Spur hohen Alters. Gegen Süden hatten wir links auf langgestrecktem Hügel Chalchul[3] vor uns, rechts auf grüner Anhöhe Burdsch Haskeleh.

Nach einer halben Stunde sahen wir östlich in der Höhe die Ruinenstätte Rameh. Zu den Füßen des Hügels war ein rechteckiger Platz von einer niedrigen Mauer aus teilweis mächtigen Quadern eingegrenzt. Die Form der Quader läßt auf einen sehr alten Bau schließen. Offenbar haben frühere Geschlechter hier die Stelle gesucht, wo Abraham nach der Überlieferung einst himmlischen Fremdlingen Gastfreundschaft erwies.[4] Hier grünte einst die mächtige Terebinthe, bei der im Jahre 135 n. Chr. die gefangenen Juden massenhaft als Sklaven verkauft wurden. Aus dem benachbarten großen Brunnen, dem ein kühler Quell reichliches Wasser spendet, mochten die Unglücklichen ihren Durst gestillt haben.

---

[1] 1. Makk. 4, 29. 61. 6, 31. — [2] Ez. 34, 18. 19. — [3] Jos. 15, 58. — [4] 1. Mos. 18, 2 fg.

Von hier weg traten wir in das Thal von Hebron ein. Die dasselbe einschließenden Hügel deckten sich mehr und mehr mit Rebgeländen. Am Wege lag die Quelle Sarah, ohne Zweifel die Grube Sira, wohin einst der treulose Joab dem Feldhauptmann Isboseths, Abner, Boten nachsandte, um ihn nach Hebron zurückzurufen.[1] Eine halbe Stunde später kamen wir zur Quelle Cher-ed-Din. Hier trafen wir noch einen Rest des alten römischen, aus großen Steinen bestehenden Straßenpflasters. Sanft steigen die Weinberge bis auf den Saum der Berge rechts und links hinan. Ueber die niederen Weinstöcke erheben sich viele Wachttürme, wie einst zu den Zeiten des Jesaia und Jesu Christi.[2] Wie malerisch muß die Landschaft sein, wenn das breite Laub die braunen Schosse bedeckt! Das Thal verengt sich allmälig gegen die Stadt, indem zugleich die umgebenden Berge höher und steiler werden. Etwa fünf Minuten vor derselben liegt eine ziemlich große Vorstadt, von reich gesegneten Gärten umgeben. Auf dem Wege hatten sich bisweilen Lachen Wassers gesammelt, der Überschuß von Quellen, die aus dem Bergabhang rechts oder links hervordrangen. Die Straße, von der Vorstadt an meist sehr schmutzig bis in die eigentliche Stadt hinein, wurde, je näher letzterer zu, desto belebter. Reiter auf Kamelen, Pferden und Eseln, Fußgänger aller Art, Fellachen, Beduinen, Juden, Weiber und Kinder kamen und gingen an uns vorüber.

Ein Viertel nach vier Uhr standen wir unter dem Thore von Kirjath Arba, wie der uralte Name Hebrons lautete.[3] El-Chalil, „den Freund", nennen es die heutigen Araber, in Erinnerung an den allverehrten Stammvater Abraham, „den Freund Gottes".[4] Die Gassen der Stadt waren in der Mitte von einem Graben durchzogen, in welchem das Vieh trottet. Es hat sich diese Straßenform noch allgemeiner hier erhalten, als in Jerusalem. Draußen vor der Stadt

[1] 2. Sam. 3, 26. — [2] Jes. 5, 2. Matth. 21, 33. — [3] Richt. 1, 10. — [4] 2. Chron. 20, 7. Jak. 2, 23.

sahen wir eine Töpferfabrik. Eine Menge Krüge aus Lehm waren zum Trocknen an die Sonne gestellt.

Mein Führer, der sich einst als Koch des Pascha lange Zeit in Hebron aufgehalten, begegnete auf der Gasse vielen alten Freunden, die er alle mit großer Umständlichkeit grüßte. Die rechte Hand legte er aufs Herz, dann auf den Mund oder die Stirne und jetzt erst in die Rechte des andern. Wers eilig hat, dem wird solch zeitraubende Höflichkeit hinderlich sein; daher Elisa dem Gehasi zurief: „So Dir jemand begegnet, grüße ihn nicht." Damals galt es leibliche Heilung. Christus aber nahm den Befehl Elisas auf für seine Jünger, daß sie, welche vom geistigen Tod zu erretten berufen waren, keine Zeit verlieren. [1]

Wir zogen kreuz und quer durch enge, schmutzige Gassen, bis wir endlich das Haus unseres Gastfreundes fanden, eines spanischen Juden. Zuerst kamen wir in einen dunkeln Gang und stiegen dann mehrere Treppen hinauf, deren jede in einen kleinen Hof ausmündete. In der Kammer, wo uns der Hauswirt empfing, waren Kisten, Matten, Tischchen und andere Dinge des Haushalts in bunter Ordnung aufgestappelt. Wir fanden eine sehr freundliche Aufnahme. Alle Glieder der Familie, der Mann, ein echtes Kind Israels seinem ganzen Ausdruck nach, seine Gattin, eine Frau von edeln, einnehmenden Zügen, die beiden etwa 9—11jährigen Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, grüßten uns mit ungeheuchelter Herzlichkeit. Obschon es Sabbat war, an dem sich die Juden des h. Landes mit der peinlichsten Ängstlichkeit aller Arbeit enthalten, machte unser Gastfreund uns doch alsobald eine Limonade.

Bereitwillig kam der Knabe mit mir, um mich durch die Stadt zu geleiten. Wir besuchten zuerst den ziemlich großen Bazar. Strohmatten und anderes Geflecht reichte von Dach zu Dach über die Straße

[1] Luk. 10, 4. Vergl. 2. Kön. 4, 29.

zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen. Es befand sich aber diese schützende Hülle in sehr liederlichem Zustand. Der Obstmarkt war besonders reich versehen. Da lagen Haufen von Orangen aus Joppe, von Datteln aus Ägypten, von Rosinen und Feigen aus Hebron und andern Gegenden. Unter den übrigen Dingen bildeten Glaswaren, mit denen die Fabriken von Hebron in früheren Jahrhunderten fast ausschließlich Syrien und Ägypten versehen hatten, die Hauptmasse. Arm- und Fingerringe von farbigem Glas werden in der Osterzeit zu vielen Kamellasten nach Jerusalem verführt. Neben den Glaswaren liefert die Hebroner Industrie hauptsächlich noch Schläuche aus Ziegenfell, irdene Krüge und leichte baumwollene Gewebe. Durch Karawanen, die zahlreich die sinaitische Wüste durchwandern, wird der Markt Hebrons stets mit den Produkten und Fabrikaten Ägyptens versorgt. Unweit des Bazars sah ich in Kellerstuben viele Weber beschäftigt. Sie saßen am Boden gekauert nach orientalischer Weise. Der Zettel steigt vor dem Weber schief an und beugt sich dann über eine Stange schief zurück, so daß er ob dem Arbeiter an der Wand befestigt ist. Niemals bemerkte ich webende Frauen. Das Weben war auch bei den alten Ägyptern ausschließlich Sache der Männer, während bei den Hebräern ebenfalls die Frauen viel an dieser Arbeit Teil nahmen.[1]

Die Stadt dehnt sich zu beiden Seiten des Thalgrundes aus, doch so, daß der größere Stadtteil an der östlichen Berghalde liegt. In der Mitte, als dem tiefsten Orte, finden sich zwei große Teiche, welche durch die von Ost und West herströmenden Regenwasser gefüllt werden. Ich besuchte den nördlichen derselben. Auf dem freien Platze neben ihm spielten und zankten nackte und halbnackte muhammedanische Kinder. Von ihren Eltern hatten sie den Haß gegen die Juden geerbt und sie konnten es daher nicht lassen, meinem jungen Führer mit Stein-

[1] Sprüchw. 31, 13. 2. Kön. 23, 7.

würfen zu drohen und zu fluchen. Nach uralter Sitte wird aber nicht nur der verflucht, gegen den man in Haß entbrannt ist, sondern sein ganzes Haus. Mit Abuk, „dein Vater", beginnt der Fluch, und sobald einer gegen den andern dieses Wort sagt, wird es zur Losung oft blutigen Haders. So hatte einst in den Thoren Hebrons David

Hebron.

den Joab und seines Vaters Haus verflucht.[1] Darum warnt Sirachs Sohn: „Scherze nicht mit dem Ungezogenen, damit deine Voreltern nicht geschmäht werden".[2] Um den Teich herum war überhaupt viel Leben. Weiber und Männer kamen, seis in großen Krügen, seis in Schläuchen, Wasser zu schöpfen.

Ich ging von hier weg den östlichen Abhang hinauf durch die Straßen des großen Stadtteils, um die berühmte Moschee Abrahams zu besuchen. Sie liegt am Ostrande der Stadt. Ängstlich hüten die Muhammedaner dieses Heiligtum, in dem sie die Überreste der israelitischen Erzväter verborgen glauben. Hier nämlich, sagen sie,

[1] 2. Sam. 3, 29. — [2] 1. Mos. 23, 9. 19.

befinde sich die Höhle Machpela, in der zuerst Abraham die Leiche der Sara beigesetzt.[1] Der äußere Bau bildet ein gewaltiges Rechteck von etwa 60 Meter Länge und 34 Meter Breite und besteht in seinen untersten Lagen aus riesigen, fugenrändrigen Quadern. Ich maß Stücke von 2 Meter Länge und von 1 1/2 Meter Breite. Aber man will sogar ein 11 Meter langes Stück gemessen haben. Mit Recht hat man dieses Bauwerk als Ringmauer bezeichnet, welche gleichzeitig mit der Umfassungsmauer des großen Heiligtums in Jerusalem von dankbaren Juden und Edomitern um die Gräber ihrer ehrwürdigen Ahnen war aufgeführt worden. An den Langseiten hin ziehen sich breite, sanft ansteigende Treppen. Die riesigen Mauern sind durch einfache Pilaster gegliedert, soweit die Steine die Fugenränderung zeigen. Drinnen im Hofe steht eine Moschee, aufgebaut, wie man versichert, über der berühmten Höhle. Diese letztere sei zwiefach, indem sie aus zwei über einander liegenden Höhlen bestehe. Die einzelnen Grabstätten sollen mit kostbaren seidenen Tüchern überhangen sein, ähnlich wie der heilige Stein in der Felsenmoschee von Jerusalem. Gleichwie dort die Juden hingehen auf den Klageplatz vor der Haramsmauer, so trifft man hier bei diesem zweiten Überrest längst entschwundener Herrlichkeit Israels jüdische Männer und Frauen, welche lesen, beten und wehklagen. Ins Innere dürfen auch die Juden nicht gehen. Da das Heiligtum am ziemlich steilen Bergabhang liegt, besitzt es keinen solch weiten, freien Platz, wie wir ihn bei der Felsenmoschee einst bewundern mußten.

Ich stieg von hier noch weiter bergan bis auf die Höhe der östlichen Thalwand. Hier hatte ich einen schönen Überblick über das Thal und die benachbarten Berge. In sanften Formen ziehen sich letztere gen Süden hin bis zur edomitischen Steppe, also daß die fernsten Linien im blauen Duft verschwammen. Hinter mir gen Ost lag ein

[1] Sir. 8, 4. 5.

ganz kleines, aber gut angebautes Thal. Der breite Bergrücken, auf dem ich stand, war unsern Alpen gleich mit Rasenplätzen und Felsmassen überkleidet. Freilich fehlte dem Rasen das saftige Grün meiner Heimat gänzlich. Westlich schaute ich über das Hebronthal hin. Mir zu Füßen lagerte sich die Stadt, namentlich auf der westlichen Seite von den herrlichsten Olivenwäldern und Weinbergen umkränzt. Südwärts breiteteten sich im Thalgrund üppige Gärten aus. Gen Nord schloß sich, so weit das Auge reichte, in endlosen Terrassen Weinberg an Weinberg, ähnlich wie am Genfersee zwischen Vivis und Lausanne. Da lag also vor mir das vielberühmte Thal der Erzväter, in dem sie ihre Herden geweidet, in dem sie sich niedergelegt haben zur ewigen Ruhe.[1] Mir zu Füßen die ehrwürdige Stadt, deren hohes Altertum man schon vor Jahrtausenden pries,[2] in welcher der ruhmbedeckte Hirtenkönig sieben und ein halbes Jahr lang seine Residenz hatte.[3] Dort mitten im Thalgrund sah ich so deutlich den Teich, bei dem David die Hände und Füße der ruchlosen Mörder Isboseths hatte aufhängen lassen.[4] Vielleicht lag in den Felsschichten grad unter mir, nahe bei der Moschee Abrahams, das Grab des treulos von Joab ermordeten Abner. Dahin zog einst eine große Volksmenge, der König voran, hinter dem Sarge des unglücklichen Feldhauptmanns. Beim Grabe hielt man stille. „Der König aber erhob seine Stimme und weinte; auch weinte alles Volk. Und der König beklagte den Abner. Sollte denn Abner wie ein Thor sterben? Deine Hände waren nicht gebunden, noch deine Füße in Ketten geschlossen gewesen. Du bist gefallen, wie man vor bösen Buben fällt! Da beweinte ihn alles Volk noch mehr".[5] Jahrelang hatte David in der Umgegend von Hebron ein wildes, unstätes Leben geführt „an der Spitze von Männern, die in Not und Schulden staken und allen, die betrübten Herzens waren",[6] einem rebellischen mächtigen Araberhäuptling unserer

---

[1] 1. Mos. 13, 18. 23, 2. 37, 14. — [2] 4. Mos. 13, 23. — [3] 2. Sam. 5, 5. — [4] 2. Sam. 4, 12. — [5] 2. Sam. 3, 31–33. — [6] 1. Sam. 22, 2.

Tage gleich. Wälder und Höhlen waren sein Aufenthalt gewesen.[1] Noch jetzt deckt dichtes Buschwerk oft stundenweit die Hebron benachbarten Berge; die Holzkohlen, die Jerusalem braucht, kommen zum größten Teile aus dieser Gegend her. Furchtbar denen, die seinen Zorn auf sich geladen, erwies er sich den reichen Herdenbesitzern da herum, die sich die Entrichtung eines Tributs gefallen ließen, als kräftiger Beschützer.[2] Auch in unserer Zeit liegen die trefflichsten Weideplätze Judäas im Bezirke von Hebron, so daß von hier aus mit der Hauptstadt des Landes ein bedeutender Handel in Milcherzeugnissen betrieben wird.[3] Der Unglückstag auf Gilboa wurde der Anfangstag für Davids Glück. Nachdem er durch Geschenke die Angesehenen Hebrons gewonnen, kam er hieher mit seinen Reisigen und wurde von seinem Vaterstamme als König anerkannt.[4] Der Ruhm, der sich späterhin so strahlend über die neue Residenz auf Zion ausgoß, hat für uns Davids Regierung in Hebron fast vergessen gemacht. Aber bei den Zeitgenossen blieb diese Stadt, wie durch das Andenken an Abraham, so als ehemalige königliche Residenz, in höchstem Ansehen. Jahrzehnte nach dem Tag, da David in Hebron ward als König freudig begrüßt worden, erscholl hier das Jubelgeschrei zu Ehren Absaloms, des verbitterten, ehrgeizigen Sohnes, als er die Fahne der Empörung aufpflanzte.[5] Idumäer, Griechen, Römer, Saracenen, Kreuzfahrer, Türken haben seitdem nacheinander in einer langen Reihe von Jahrhunderten die Geschicke Hebrons bestimmt. Aber die Macht der unvergänglichen, ewig sich gleichen Natur trägt den Geist des Wanderers über die ungeheure Kluft hinüber und er sieht die alten Gestalten, wie sie leibten und lebten, vor seinen Augen.

Schon sank die Sonne hinter die Berge, als ich mich wieder der Stadt zuwandte. Ein mit langem Karabiner bewaffneter Fellache,

---

[1] 1. Sam. 22, 2. 5. 23, 15 u. f. f. -- [2] 1. Sam. 25. — [3] Das preußische Hospiz bezieht all seine Butter aus dieser Gegend. — [4] 2. Sam. 2, 1—4. — [5] 2. Sam. 15, 7 ff.

dem wir begegneten, erregte in mir Wehrlosen auf der ganz einsamen Höhe einige Besorgnis, zum Glück umsonst. Mein junger Führer kannte den nächsten Weg in die Stadt zurück nicht. So eilten wir denn in gerader Linie über Äcker, Felsbänke und Felsplatten den Berg hinunter, gelangten wohlbehalten an der Moschee vorbei in die dem Knaben gutbekannten Gassen und endlich ins gastliche Haus. Mein Gastfreund zündete kein Licht an, bis der letzte Schimmer des Tages verblichen war.[1] Lange nach Sonnenuntergang setzte er sich mit seiner Familie um einen kleinen etwa 1 1/2 Fuß hohen Tisch zur Mahlzeit. Vor und nach dem Essen wuschen sich alle die Hände[2] und verrichtete der Hausvater mit Andacht das Tischgebet. Mir reichte er wohlschmeckenden „süßen Wein", der mich nach des Tages Hitze und Mühe sehr erquickte. Bald gingen wir alle zur Ruhe. Baumwoll-gefüllte Matten dienten als Decke und Lager.

15. März.

Des folgenden Tages brachen wir um halb sieben Uhr auf. Ich nahm mit herzlicher Dankbarkeit Abschied von der gastfreundlichen Familie. Sie war mir recht lieb geworden, sowohl wegen des ungeheuchelten Wohlwollens gegen mich, als auch wegen des liebevollen Tones, den sie unter sich hatte. Über ein kleines Geschenk von Nadeln, das ich der Frau machte, zeigte dieselbe eine kindliche Freude.

Wir hatten herrliches Reisewetter. Die Luft war lau, der Himmel meist etwas bewölkt, und doch mußten wir nicht Regen befürchten. Bet Dschibrin hatte ich mir für heut als Ziel meiner Reise gesetzt. Wir schlugen einen nordwestlichen Weg ein mitten durch die Weinberge. Hohe Mauern aus losen Steinen waren zu beiden Seiten desselben aufgeführt und wir hatten oft Mühe, an den Herden von Ziegen und Schafen, welche die Hirten zur Weide hinaustrieben, vorbeizukommen.[3] „Wie wir an dem Weingarten des Thoren vorüber-

[1] 2. Mos. 35, 3. — [2] Mark. 7, 2 f. — [3] 4. Mos. 22, 25.

gingen, sahen wir die steinerne Mauer eingerissen".[1] Mitten in diesen Rebgeländen sprudelte zur Seite des Weges eine Quelle unter kleinem Gewölbe hervor, Ain Arafeh geheißen.

Nach ungefähr einer halben Stunde bogen wir vom begangenen Pfade ab und lenkten unsere Schritte quer über die Weingärten, um die so berühmte Abrahamseiche in der Nähe zu betrachten. Die

Abrahams Eiche.

Reben flatterten zum Theil am Boden hin, wie einst die Reben Moabs,[2] zum Teil waren sie auf zwei hölzerne Stützen schief aufgelegt. Das Erdreich hatten die einen Besitzer sauber von Unkraut und Steinen gereinigt, andere es in wildem Zustande belassen. Durchschnittlich zeigte der Stamm der Reben einen Umfang von 18 bis 24 Centimetern. Die Aeste waren zuweilen dick genug, daß man hätte Regentenstäbe daraus machen können, wie Ezechiel von einer herrlichen Rebe es rühmte.[3] Es stehen die einzelnen Rebstöcke etwa 2 m auseinander, doch in nichts weniger als hübscher fester Ordnung. Nach Aussage

[1] Sprüchw. 24, 30 f. — [2] Jes. 16, 8. — [3] Ezech. 19, 11.

der Kundigen ist die Rebenart diejenige wie in den Rheingegenden. Die Trauben bekommen ungemein große Beeren und werden bisweilen einige Pfund schwer. Die ersten reifen schon im Juli und von dieser Zeit an eröffnet sich ein lebhafter Traubenhandel mit Jerusalem. Wie bei uns ist die Weinlese ein Freudenanlaß. Da ziehen die Weinberge besitzenden Familien Hebrons in die Wachttürme hinaus. Unter Jubel [1] werden die Trauben gesammelt, die wenigsten davon aber in der Kelter mitten im Weinberge ausgetreten,[2] sondern man läßt sie zu Rosinen vertrocknen oder man kocht sie zu Sirup ein, Dibs genannt, der im ganzen Lande sehr beliebt ist. In Jerusalem schmeckte ich aber auch den trefflichen kräftigen Wein aus den Hebronerrebbergen. Der süße Wein, den mir mein jüdischer Gastfreund vorsetzte, war durch Wasseraufguß auf getrocknete Trauben und Beigabe von Gewürzen zubereitet. Solch' süßes berauschendes Getränk genoß man auch in den Tagen der Apostel zur Pfingstenzeit.[3] Den Wein bewahrt man in großen Krügen. Nach jüdischer Überlieferung soll Noah in Hebron seine erste Rebe gepflanzt haben, wußten ja doch die gelehrten Rabbinen auch einen mit roter Erde bedeckten Acker in der Nähe zu zeigen, aus dem der liebe Gott den Stoff für den Leib Adams genommen. Fromme Pilger besuchten einst unter Lebensgefahren diesen Acker, um unter heißen Tränen und Küssen hier ihre Andacht zu verrichten. Mit besserem Rechte berichtet die Überlieferung, daß Josua und Kaleb in dieses Land gekommen seien und die berühmte Traube geholt haben. Wenn jene Traube nur fünf Pfund schwer war — und solche gibt es auch jetzt noch nicht ganz selten — so konnte sie unversehrt nur an einem Stecken ins Lager zurückgetragen werden. Dem Erzähler jener Geschichte schwebte jedenfalls dieses Thal vor Augen, und kein anderes ist unter jenem Traubenthal zu verstehen.[4] Wäre aber den Muhammedanern der Genuß des Weines erlaubt, Kanaan

---

[1] Jer. 25, 30. — [2] Jes. 5, 2. Matth. 21, 33. — [3] Apg. 2, 12. An Pfingsten konnte nur von solchem süßen Weine die Rede sein. — [4] 4. Mos. 13, 24 f.

müßte nicht nur hier, sondern in allen Bezirken wieder zu dem gepriesenen Weinland werden, das es unter der fleißigen Hand des alten Israls mehr als ein Jahrtausend lang gewesen und es könnten die Berge im ganzen Land wieder „von Most triefen und alle Hügel überfließen“. [1]

Von Rebgeländen rings umschlossen, erhebt sich über einem grünen Rasenplatz die gewaltige Eiche Abrahams. Trotz ihres hohen Alters, das nach vielen Jahrhunderten zählt, prangte sie in frischem vollem Laubschmucke und trug überhaupt ein so gesundes kräftiges Aussehen, als ob sie noch den Stürmen weiterer Jahrhunderte trotzen wollte. Unten hatte der Stamm nach meiner Messung 9,6 m im Umfang. In einer Höhe von etwa 6 m teilt er sich in vier ungeheure Äste, die zusammen eine majestätische Krone bilden. Den Umkreis der letztern maß ich zu 95 Schritt. Welch' köstlicher Ruheplatz unter einem solchen Laubdach! So leicht wirds da dem sinnenden Geist, die ehrwürdige Gestalt des Stammvaters zu schauen, wie er im Schatten dieser Eiche an der Thüre seiner Hütte saß, „als der Tag am heißesten war“. [2] Der Baum gehört zur Familie der Steineichen, Sindian von den Arabern geheißen. In der Nähe stand noch ein kleiner Baum derselben Art, neben welchem eine Cisterne gemacht worden war. Ob Abrahams Zelte je auf diesem Platze gestanden, wer könnte das beweisen! Aber durch den frommen Glauben vieler Jahrhunderte ist das Bild jener majestätischen Eiche unaustilgbar in die Geschichte des hohen Gottesfreundes verwoben.

Wir irrten von da an noch ziemlich lange durch die Weinberge, bis wir einen Weg fanden, der uns weiter nach Westen führte. Der fruchtbare Abhang war da und dort durch Felsbänke unterbrochen. Zu meiner Freude traf ich auch eine Weinkelter. Sie bestand aus zwei flachen, in den Fels gehauenen und mit Kalk überzogenen Becken.

[1] Amos 9, 13. — [2] 1. Mos. 18, 1.

In dem obern derselben werden die Trauben aufgeschüttet, mit den Füßen zertreten und der so ausgepreßte Saft fließt alsdann sofort in das untere ab. Der alte Brauch, den besonders die Propheten so häufig erwähnen,[1] die Kelter zu treten, ist also noch vorhanden. Die Kelter übrigens, die ich gesehen, war nur 1 m lang und 1/2 m breit und nur wenige cm tief.

Auf langsam ansteigendem Wege zogen wir zwischen den Weingärten hinauf und gelangten auf eine öde Hochebene. Von da begann die Landschaft wild und einsam zu werden, doch zeigte sie sich nirgends so gänzlich kahl, wie auf den Höhen Benjamins. Berg auf und hinunter ging es weiter. Um 9 Uhr bekamen wir das philistäische Küstenland und das große Meer zu Gesicht. Wären wir so weit östlich gewandert, wie jetzt westlich, hätten wir ohne Zweifel den Lothsee erblickt. Das Hebronthal nämlich und die Thäler alle in gerader Richtung nördlich von ihm liegen auf der Wasserscheide, zu deren Seiten die Regenwasser in östlicher und westlicher Richtung ablaufen.

Rechts und links von uns begrenzten höhere mit Buschwald bedeckte Berge die Aussicht. Wenn Räuber uns überfallen wollten, nirgends trafen sie eine geeignetere Stätte. Mein Führer geriet auch wirklich in Besorgnis, schaute sich fleißig um und erwiderte auf meine Frage, warum er immer nach allen Seiten so scharf ausspähe, ja hier gebe es viele ladri (Räuber) und da dürfe man nicht nur so grad ausblicken wie eine Asina (Eselin). In solch schwer durchdringlichen Niederwald pflegten die Israeliten vor grimmigen Feinden sich zu flüchten.[2] Unsere Richtung war durchschnittlich eine westnordwestliche, doch gings natürlich nicht in gerader Linie fort. Wir kamen zu einem Bergabhang, an dem der Pfad hoch über einer nach unten zu sehr engen Schlucht sich hinzog. Auf dem Berge uns gegenüber sahen wir ein Dorf, das erste, seit wir Hebron verlassen. Mein Führer nannte es Bet Kechel.

---

[1] Jes. 63, 1—3. 16, 10. — [2] 1. Sam. 13, 6. Jer. 4, 29.

Wir waren nicht lange am Abhang hingewandert, da bog Abdallah auf einmal vom Wege ab. Es gebe drunten im Grunde der Schlucht einen näheren Pfad nach Bet Dschibrin, sagte er, indem er dies that. Das Hinuntersteigen war sehr mühsam. Bald that spitzes, kantiges Gestein dem Fuß wehe, bald hemmte Gebüsch den Schritt. Letzteres bestand aus verkrüppelten Bäumen. Da wuchs der Butem (Pistacia terebinthus) als knorriger Strauch mit gezackten kleinen Blättern, ein Baum, der eine gewaltige Höhe erreichen könnte, ferner der Zwergpistazie, der Erdbeerbaum, der Sumachstrauch und andere. Unter den Kräutern machte sich vorzüglich der stark riechende Thymian bemerklich. Im Grunde angelangt, trafen wir zwei arme, ganz zerlumpte Männer, die baten, mit uns reisen zu dürfen, indem sie sich vor Räubern fürchteten.

Der Weg ging auf ebenem gutem Pfade in merkwürdig gerader Richtung der Schlucht entlang. Lange Zeit unterbrach keine Kluft, kein Thal den einförmigen steilen Abfall zur Rechten und Linken. Wir fanden hart am Wege die blutigen Reste eines Storches, den wohl ein Raubtier zerrissen hatte. Der schwarze Kopf mit langem gelbem Schnabel war noch gut erhalten. Sehr überraschte mich eine halbe Stunde hernach der Anblick einer großen Rinderherde,[1] die an den hier grasbewachsenen Abhängen weidete. Schwarze Ziegen suchten an den steilern Orten ihr Futter. Die Herden von letztern Tieren sind im Gebirge durchaus vorherrschend. Ihre Milch, bald sauer, bald süß, bald dick, bald dünn, warm und kalt, bildete neben Eiern und Brot unsere Hauptspeise. Wir lebten in reichlichem Maße nach der Weisung des alten Spruchdichters: „Von den Ziegen sollst du Milch genug haben zu deiner Speise, zur Speise deines Hauses".[2] Hirten, mit langen Flinten bewaffnet, hüteten an den Halden großes und kleines Vieh, während auf einem schmalen Acker im Thalgrunde zur Seite

[1] Ich zählte 23 Stück. — [2] Sprüchw. 27, 27.

des Weges eine Fellachenfamilie mit Pflügen beschäftigt war. Zahlreiche Rebhühner verrieten uns den Weg entlang ihre Gegenwart nur durch ihr Gacken. Ihres „Rufens" waren wir gewohnt; aber unvermutet überraschte uns das melodische Rauschen einer Quelle, die uns zur Rechten über die Felsbänke hinunterplätscherte. Wir waren mehr als eine Stunde in der Schlucht gegangen, als endlich ein Querthal den Nordabhang durchbrach.

Bald hernach begann sich unser Wadi zu weiten. Vor uns lag ein schönes grünes Thal. Freundliche, zum Teil von Bäumen überschattete Hügel umsäumten es zur Linken, sanfte fruchtbare Erdanschwellungen zur Rechten. Links bekamen wir hinter dem langgestreckten Hügel, der unsere kleine Ebene gen Süd begrenzte, das Dorf Terkumijeh zu Gesicht. Sehr viele Bauern arbeiteten rechts und links fleißig auf dem Felde. Einer hatte seinen Oberleib von aller Kleidung entblößt. Niemand arbeitete im Oberkleide. Der Bauer läßt dasselbe bei Hause, wie einst zu Jesu Zeit.[1] Alles rüstete für die Sommersaat. Wir sahen Dutzende der ungeräderten Pflüge in Thätigkeit, das Erdreich leicht zu durchfurchen. Oft arbeiteten acht und zehn Pflüge zugleich auf demselben Acker, indem sie in schräger Linie zusammen geordnet sorgsam Furche an Furche zogen. So bestellte einst der Prophet Elisa mit zwölf Joch Rindern den Acker seiner Väter.[2] Nicht alle waren mit Rindern bespannt, wie es sonst Sitte ist. Hier mußte sich ein Kamel unters Joch beugen, dort ein Pferd, oder es schleppten Ochs und Esel ganz gegen hebräisches Gesetz[3] einmütig das heilige Ackergerät hinter sich her. Zuweilen werden selbst das große Kamel und der kleine Esel unter Ein Joch gespannt. Rinderherden weideten da und dort selbst auf den grünen Äckern des Thalgrundes.

Um Mittag sahen wir das Dorf Der Nachas, Jr Nachas der Israeliten,[4] vor uns auf kleinem Hügel zur Linken des Weges. Am

[1] Matth. 24, 18. — [2] 1. Kön. 19, 19. — [3] 5. Mos. 22, 10. — [4] 1. Chron. 4, 12.

Fuße des Hügels breiteten sich neben den lichtgrünen Weizen- und Gerstensaaten große Felder voll dunkelgrüner Ackerbohnen aus und alte ehrwürdige Ölbäume warfen ihre erquickenden Schatten über die Flur. Unweit vom Dorfe machten wir Halt. Die Sonne gab sehr warm und ich wurde nicht wenig von Durst geplagt. Da kam der Schech des Ortes zu uns, ein stattlicher Mann in blauseidenem Gewand, mit mächtigem Turban auf dem Haupte und einer schönen Doppelflinte in der Hand. Abdallah kannte ihn, so daß die Begegnung eine ganz freundliche war. Wir setzten uns zusammen und es gesellten sich noch einige Bauern hinzu. Der Schech befahl einem Knaben, uns Wasser zu holen. Dieser ging mit Krug und Seil fort und brachte nach geraumer Zeit das ersehnte köstliche Labsal. In diesem heißen und trockenen Lande, wo man oft Stunden weit wandern kann, ohne ein Brünnlein oder eine zugängliche Zisterne zu treffen, dankt man für einen „Trunk frischen Wassers“ [1] mit ganz anders bewegtem Gefühl als bei uns. Von der Hitze durchglüht, lechzend vor Durst, lernt der abendländische Wanderer die Kraft all der biblischen Bilder vom erfrischenden Wasser sehr lebhaft an sich empfinden! „Wie kühles Wasser dem Durstigen, so eine gute Nachricht aus fernem Land“. [2]

Näher Bet Dschibrin zu stieg der Boden langsam an, so daß in einiger Ferne dieser Ort den Blicken ganz entzogen ist. Stolz krönt das Schloß des Häuptlings dessen höchsten Punkt. Von Hügeln und Bergen rings eingeschlossen, erhebt sich Bet Dschibrin doch selber wieder auf kleinem Hügel, den ein flacher Sattel in eine nördliche und südliche Hälfte scheidet. Malvenkraut überwucherte unmittelbar vor dem Dorfe weite Strecken Landes.

Alsobald gingen wir zum Schlosse. Wie vornehm und gebieterisch erhob sich dieses Herrenhaus mit seinem hohen Turm aus Quadersteinen über die elenden Hütten! So mochten einst Ritter

---

[1] Matth. 10, 42. — [2] Sprichw. 25, 25.

Bei Dschibrin.

und Grafen bei uns wohnen inmitten ihrer Hörigen. Das Erdgeschoß zeichnete sich durch eine hohe, spitzbogenförmige, gewölbte Decke aus. Von außerordentlich dicken Pfeilern war dieselbe getragen. Der schöne Raum diente freilich nur zum Stalle und sah deshalb sehr schmutzig aus. Nachdem wir eine steinerne Treppe hinaufgestiegen, sahen wir vor uns ein offenes Zimmer, in welchem der Häuptling mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen saß. Neben ihm vergnügte sich ein Kind mit Kauen einer Süßholzwurzel, während etwas weiter weg der Schreiber saß, eben beschäftigt, einige Briefe, die er geschrieben, zu schließen. Der Schech war ein schöner Mann mit wahrhaft adeligen und zugleich wohlwollenden Gesichtszügen. Abdallah ließ sich vor ihm aufs Knie nieder und küßte ihm die Hand. Das Zimmer besaß nicht den geringsten Schmuck, außer daß es zwei Fensteröffnungen hatte, die man während der Nacht mit Laden verschließen konnte. Im Übrigen glich es so ziemlich dem Innern eines Kirchturms; aber es war eben doch ein Ober-

gemach, wie's einst der Israelite sich wünschte: „geräumig, luftreich, mit weiten Fenstern".[1] Man brachte mir sogleich einen zwar nichts weniger als vornehmen Sessel. Da wir im heiligen Fastenmonat Ramadan uns befanden, in welchem die Rechtgläubigen des Islam von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang nichts genießen dürfen, hatte man im Hause weder Brot noch sonst eine genießbare Speise für uns vorrätig, und wir mußten geraume Zeit warten, bis wir etwas bekamen. Wir wollen währenddem das Schloß noch etwas näher betrachten. Neben dem Gastzimmer führte eine Laube zu den Privatgemächern, in die wir nicht kamen. Das ganze Gebäude war von behauenen Steinen aufgeführt. Jedenfalls stammte wenigstens der untere Teil des Turmes, jene mächtigen Spitzbogengewölbe und gewaltigen Pfeiler aus mittelalterlicher Zeit, hatten ja doch die Kreuzfahrer den ganzen Ort durch dicke Mauern und breite Graben im Jahr 1134 zu einer starken Feste gemacht, die unter dem Namen Gibelin in ihren Chroniken oft erwähnt wird. Vielleicht Jahrhunderte schon gehörte aber das Schloß der gleichen Familie, die es jetzt noch besaß. Dieselbe zählt zu dem ältesten, angesehensten Adel des Landes, in der sich die Schechwürde fast über die meisten Dörfer im südlichen Juda immerfort vererbte. Unser Gastfreund gebot allein über 16 Dörfer und war verpflichtet, der Regierung nötigenfalls bis auf 2000 Mann zu stellen. Ein Bruder von ihm herrschte in Tell es-Safijeh.

Man brachte uns ein vortreffliches Essen, bestehend aus frischgebackenen Brotkuchen, ungesäuert, wie jene, welche die Hexe von Endor dem armen Saul vorsetzte.[2] Dazu kam eine große Schüssel in Butter gekochter Eier. Mit kühlem Wasser aus enghalsigem Thonkruge löschten wir den Durst. Nach dem Essen schickte uns der Schech einen Knecht, der den Befehl hatte, uns die Merkwürdig-

[1] Jer. 22, 14. — [2] 1. Sam. 28, 24.

keiten von Bet Dschibrins Umgebung zu zeigen. Wir gingen südlich in eine breite Thaleinsenkung hinunter. Es wuchsen da viele Ölbäume. Auf sanftem Abhang stiegen wir den Hügelzug hinauf, der die Gegend von Bet Dschibrin im Süden begrenzt. Unterwegs bemerkte ich, daß unserm Begleiter der rechte Daumen fehlte. Er hatte ihn selber sich abgehackt, um sich dem Kriegsdienste zu entziehen. Diese schauerliche Unsitte findet man nicht selten gerade im südlichen Judäa, aber auch in den meisten andern Gebieten des türkischen Reichs. Was zu Josuas Zeit ein grausamer König Wehrlosen anthat, um sie vollends wehrlos zu machen,[1] das vollbringt nun der tiefe Widerwille gegen das Soldatenleben fern von der Heimat. Die hohe Pforte sucht durch möglichst starke Mischung ihrer verschiedenen Unterthanen die Einheit des Reichs zu festigen und verwendet deshalb Araber zur Bewachung von Konstantinopel und verlegt eine türkische Garnison nach Jerusalem. Noch häufiger als das Abhauen des rechten Daumens kommt die Blendung des einen Auges vor durch eine scharfe Flüssigkeit. Oft sollen aber bei dieser Operation beide Augen zu Grunde gehen. O es ist ein Jammer, solche um jenes Grundes willen verstümmelte Leute mitansehen zu müssen. Die Armen kennen den Begriff des Vaterlandes nicht, sonst thäten sie nicht also; denn Feigheit darf man dem arabischen Charakter, wie die Ereignisse der letzten 70 Jahre bewiesen haben, nicht vorwerfen.

20 Minuten südsüdwestlich vom Dorfe, mitten am Bergabhange, kamen wir zu einer prächtigen Ruine, Keniset Santa Hanneh (St. Anna) von unserm Begleiter genannt. Es war eine Kirche aus alter byzantinischer Zeit, die aber durch die Franken nach gotischem Stil vielleicht aus halb zertrümmertem Zustande wieder hergestellt worden zu sein scheint. Der Hauptteil der Ruine bestand in einer großen erhabenen Halbkuppel, die den Chor über-

[1] Richter 1, 7.

wölbt hatte. An den Wänden des Hauptschiffes bemerkte ich Spitzbogen, die auf Pilastern ruhten, auch zwei Fenster in Spitzbogenform. Rechts von der Kuppel erstreckte sich eine Mauer mit vier rundbogigen Fensteröffnungen. Noch sah ich die Löcher, in denen die eisernen Gitterstäbe gesteckt hatten. Die Mauer des Chors war unten aus gewaltigen, vom Zahn der Zeit aber ganz zerfressenen Quadern gebaut und besaß eine Dicke von etwa zwei Metern. Es scheint die Kirche drei Schiffe gehabt zu haben. Unter ihr befanden sich zwei wohlerhaltene spitzbogenförmige Gewölbe von etwa sieben Metern Länge, eine sogenannte Krypta. Etwas nordöstlich von der Ruine bemerkten wir eine schöne Cisterne, von welcher ein unterirdischer Gang nach der Kirche führen soll. In der That sah ich in einer Tiefe von sechs Metern ein Loch, konnte aber nicht entscheiden, ob es der Eingang eines Stollens sei.

Unweit südlich von der zerstörten Kirche liegt der durch seine künstliche Form in die Augen fallende Hügel Santa Hanneh. Es ist ein abgestumpfter Kegel mit flacher, runder Hochebene von etwa 200 Metern Durchmesser. Man genießt auf demselben nach zwei Himmelsgegenden eine weite und schöne Aussicht. Westwärts breitet sich die große philistäische Ebene aus. Gegen den Horizont hin ruht das Auge auf einem blauen Streifen Meeres. Ostwärts erheben sich die Hebronerberge. An der Südwest- und Ostseite des Hügels liegen viele unkenntlich gewordene Trümmer zerstreut. In die weiche Kreidenfelsmasse sind eine Menge großer Zisternen und Grabhöhlen eingehauen. Alles das gibt hinlänglich den Beweis, daß auf der nun ganz verödeten Stätte eine volkreiche Ortschaft gestanden. Etwa eine Viertelstunde südwestlich von diesem Hügel oder Tell, wie die Araber sagen, sieht man auf sanft geschwungener Hügelkuppe einen zertrümmerten Ort. Dort lag Maresa, jenes Dorf von Juda, bei welchem der König Asa das Heer des Äthiopiers Serach geschlagen. [1]

[1] 2. Chron. 14, 9 ff.

Von der St. Annakirche weg führte uns der Knecht des Schech zu mehreren der riesigen Grotten, wie sie stundenweit in der Umgebung Bet Dschibrins, besonders zahlreich an dieser südlichen Hügelkette sich finden. Es sind dies ungeheuer weite, durch Natur und Kunst in außerordentlich weichem Stein geformte Höhlungen. Meist schließen sie sich oben zu glockenförmigen Gewölben zusammen. Anstatt der Glockenkrone aber ist ein Loch eingehauen, um Luft und Licht hereinzulassen. Rohe Pfeiler trennen die einzelnen Gewölbe. An den Wänden sah ich hie und da regelmäßige lange Reihen von Löchern eingehauen wie für Taubennester. Aber in längst vergangenen Zeiten hatte man die Asche der Toten in Krügen da hineingestellt. Viele der Grotten sind übrigens schon eingestürzt, und jedes Jahr hört man von neuen Einstürzen. In altersgrauer Zeit boten die ungeheuern Räume Tausenden von Höhlenbewohnern einen gegen Wind und Wetter geschützten, sichern, gesunden Aufenthalt. Aber in den Augen der israelitischen Bauern war die Höhle eben doch eine elende Heimat.[1] Heutzutage nehmen nur noch Ziegenherden Nachtquartier in diesen hochgewölbten Wohnstätten einstiger Horiter (Höhlenbewohner).[2]

Von den Höhlen weg wandten wir unsere Schritte wieder ins Dorf zurück. Da und dort waren Quaderstücke längst zerstörter Gebäude in die Lehmwände der Hütten und Mauern eingefügt. Fast am Nordende des Dorfes ziemlich tiefer als das Schloß lag die Ruine eines mächtigen Kastells, an dessen Südseite korinthische Säulen ein spitzbogenförmiges Gewölbe trugen.

Im Grunde der nördlichen Thaleinsenkung bemerkte ich zu meiner Überraschung zwei Zelte europäischer Reisender mit einem großen Troß von Pferden und Mauleseln. Ein schwarzbrauner Koch bereitete die Abendmahlzeit in seiner Feldküche, während eine englische Lady vor ihrem Zelte sitzend sich mit Lesen vergnügte. Die übrigen

[1] Hiob 30, 6. — [2] 5 Mos. 2, 12.

Reisenden hatten einen Ausflug nach Tell es-Safijeh gemacht. Ich ging wieder ins Schloß zurück. Die unfreundlichen Hunde des Dorfes gaben durch wüthendes Bellen ihren Zorn über meine fremdartige Erscheinung kund. Beim Einbruch der Nacht setzte man uns das bei den Arabern so beliebte Gericht, in Wasser gesottenes und mit Butter übergossenes Reis, vor, eine sehr nahrhafte Speise. Wir aßen allein in der Gaststube. Draußen vor der Burg saßen vielleicht etwa 30 Männer bei einem Feuer. Nachdem sie dem Gesetz gemäß während des Tages als im Monate Ramadan gefastet hatten, thaten sie sich jetzt um so gütlicher. Sie wurden alle, wie mir Abdallah, mein Führer, versicherte, von dem freigebigen Schech gespeist. Solche Freigebigkeit fordert die gute Sitte heute noch wie zur Zeit des Sohnes Sirachs, der bemerkt: „Wer Speise freigebig austeilt, den loben die Lippen. Wer aber in der Speise karg ist, über den murret die Stadt.“ [1] Nach dem Essen brauten sie Kaffee, rauchten aus den langen Pfeifen oder sangen ihre rauhen einförmigen Weisen. Müde von des Tages Arbeit, suchte ich das Lager auf. Doch bald wurde ich gewahr, daß man im Schloß eines arabischen Landedelmannes nicht nur ein ruhiges Gemüt braucht, um schlafen zu können, sondern auch einen rechten Vorrat von getrockneten Kamillenblüten aus Persien. Wie tausend Gelenke regte es sich auf dem gastlichen Lager und das Wimmeln zahlloser kleiner Füße brachte mich in einen ähnlichen gelinden Schauer, als ob plötzlich am ganzen Leibe ein Nesselfieber ausgebrochen wäre. Da stund ich auf, zog mit rotgelben Kamillenblüten einen Zauberkreis um mein Lager, um das kleine blutgierige Wild zu bannen, dem nach Davids Ausspruch schon König Saul nachgejagt hatte. [2]

Die Trümmer jener Annakirche, jenes mächtigen Kastells und andere, welche da und dort herumliegen, beweisen, daß Bet Dschibrin

---

[1] Sir. 31, 27. 28 (34, 23. 24). — [2] 1. Sam. 24, 15. 26, 20.

einst ein weit blühenderer Ort gewesen, als es heute ist. In altchristlicher Zeit hatte ein Bischof hier seinen Sitz. Man nannte damals den Ort „Freistadt" (Eleutheropolis). In dem dieser Stadt zugehörenden Gebiet wurde der vielgenannte Kirchenlehrer Epiphanius geboren, eines Bauern Sohn.

16. März.

Morgens nach 7 Uhr brachen wir von Bet Dschibrin auf. Auf dem Wege durchs Dorf bemerkte ich viele zisternenartige Gruben. Es waren Kornmagazine, wie sie hier in der Nähe der räuberischen Beduinen üblich gewesen schon vor Jahrtausenden. In diesen Zisternen, Silo's geheißen, hält sich das Getreide jahrelang im besten Zustande, weshalb auch die Israeliten ihre Vorräte für das Sabbathsjahr und für allfällige Fehljahre in solchen bargen. Bei lang andauerndem Mißwachs fragte man ängstlich: „Ist noch Vorrat in der Grube?" [1] Und wie die Söhne Israels in tiefem Schmerz ihre Kleider zerrissen, so zerstörten sie in Anfällen von Verzweiflung bei Heuschreckenverheerungen die Getreidegruben, weil sie doch keinen Vorrat darin bergen konnten. [2] Man schüttet das Getreide hinein, bedeckt dann die Zisterne mit einem Stein, verebnet alles mit Erde und entzieht also den Schatz den Augen der gierigen Söhne Ismaels. Wir zogen durch einen Thalausschnitt nach Nordwesten. Freundlich bot sich mir, als ich mich auf einem westwärts gelegenen Hügel noch einmal umwandte, der Anblick des Dorfes und seiner Umgebung dar. Das Dorf selber auf zwei sanften, grünen, durch flachen Sattel getrennten Anhöhen. In Thälchen ringsum manche schöne dichte Ölbaumbepflanzung. Im Hintergrund das hohe Gebirge Judas wie eine riesige Mauer sich hinstreckend. Die Fluren zeigten sich diesen Morgen nicht bethaut, weil sich in der Nacht Wind erhoben. Gewöhnlich sahen wir sonst früh morgens sehr schweren Thau an

[1] Hagg. 2, 19. — [2] Joel 1, 17.

Blättern und Halmen hangen. Über sanft sich hebenden und senkenden Boden schritten wir dem weiten Flachland entgegen, der großen Philisterebene. Hier wechselten grüne Saaten mit frischbestellten Feldern, von denen die Bauern noch Sesam und Erbsen nach Sommers Mitte einzuheimsen hofften.

An einer Turmruine aus der Kreuzfahrerzeit vorbei erreichten wir nach etwas mehr als einer Stunde das Dörfchen Kudna, einen Haufen Lehmhütten inmitten eines reichen Kranzes von Feigen- und Ölbäumen. Wie ärmlich sahen diese Hütten aus; aber eine große rechteckige Ruine, stolz sich über die niederen Dächer erhebend, zeigte, daß der Ort einst bessere Tage gesehen. Der freundliche Schech des Dorfes bot uns Milch von seinen Ziegen an und wollte uns Kaffee bereiten; doch uns mangelte die Zeit, seiner Einladung zu folgen.

Bis zum Dorfe Der Dubban ging der Weg mehrmals über sanft geschwungene Hügel und breite Thalflächen hin. Jene waren an vielen Stellen mit Steineichgesträuch dicht überwachsen, in diesen grünte Waizen und Gerste. Hier herum pflanzt man auch nicht selten Tabak. In Der Dubban machten wir unter einem stattlichen Johannisbrotbaum einen kurzen Halt. Wir hatten eine ziemlich weite Aussicht nach fast allen Himmelsgegenden, und es schweifte das Auge über eine Menge niedriger Hügel und flacher Thäler. Es wehte ein frischer Wind, und die Hitze war dazu noch gedämpft durch der Wolke Schatten. [1]

Gen Mittag stiegen wir den einsamen Hügel Der el-Butem hinauf. Mit Recht trägt er seinen Namen vom Butemgesträuch; denn dasselbe überkleidet ihn fast ganz. Würden die Ziegen nicht immer wieder die zarten Schößlinge abfressen, [2] welch schöner Wald müßte aus diesem Gesträuche entstehen! Der el-Butem heißt Terebinthenkloster; Beth-therabin „Terebinthenhaus" nannte man in spätrömischer Kaiserzeit diesen Ort, als noch hochstämmige Terebinthen

[1] Jes. 25, 5. — [2] Jes. 27, 10.

seine jetzt zu formlosen Trümmern zerfallenen Häuser überschatteten. Unter der umgebenden Landschaft hoben sich besonders einige Thäler sehr freundlich hervor, indem sie wie grün und schwarz gestreifte Flüsse sich zwischen den sanften Hügeln hinschlängelten. Als ich auf einem Steine saß und einige Aufzeichnungen machte, kamen plötzlich vier mit eisernen Werkzeugen ausgerüstete Männer auf uns zu, die offenbar an diesem einsamen, wild bewachsenen Orte nichts zu thun hatten. Doch ich ließ mich von ihnen nicht viel stören und grüßte sie unbefangen. Sie fingen dann ein Gespräch mit meinem Führer an, während ich in den Trümmern herumwandelte. Gemeinsam brachen wir auf nach Nordosten, doch schieden sich unsere Wege bald. Abdallah versicherte, es seien dies ladri (Räuber) gewesen, die nur wegen unserer Unerschrockenheit uns nicht ausgeplündert hätten. Auf gelegentliche Beraubung mußten wir, einsame Wanderer, uns schon gefaßt halten. Doch für das Leben brauchten wir nicht zu fürchten; denn das Bangen vor der Blutrache, die seit Jahrtausenden unerschüttert im Morgenlande fortbesteht, läßt den Araber vor dem Morde zurückbeben. Bis ins vierte Geschlecht sind die Verwandten zur Rache ihrer ermordeten Angehörigen verbunden, und erst im fünften Geschlecht hört die Verpflichtung auf. Aber auch ein unendlich Höherer als der Bluträcher straft nach Israels Glauben der Väter Sünden bis ins dritte und vierte Geschlecht.[1] Wütet einmal die Blutrache, dann können ganze Familien zu Grunde gehen, bis schließlich die Anverwandten des zuletzt Gemordeten ein Wergeld von Seiten des Bluträchers annehmen. Würden sie dann hernach gleichwohl noch blutige Rache üben, so hätten ihre Gegner das Recht 3 1/2 Tage ihr Dorf auszuplündern und zu verwüsten. Aus solcher Volkssitte verstehen wir des Propheten Drohung, daß das Gottesgericht 3 1/2 Zeiten andauern soll.[2]

---

[1] Mos. 20, 5. — [2] Dan. 7, 25. 12, 7. Offb. 12, 14. In Offb. 11, 2. 13, 5 wird das Jahr als Tag behandelt.

Wir zogen auf ungebahntem Wege weiter mitten durch das Gesträuch hindurch. Eine Schildkröte ging uns im Strauchwald langsamen Schrittes aus dem Wege. Dieses Tier kommt in einzelnen Gegenden des Landes sehr zahlreich vor. Noch einmal trafen wir mit jenen vier unheimlichen Gesellen zusammen; sie taten aber recht freundlich. Wir befanden uns jetzt auf freiem Felde. In der Nähe und Ferne sahen wir viele Pflügende, die mit dem langen Ochsenstachel fleißig die unters Joch gebeugten Rinder oder Esel antrieben.

Nachdem wir mehrere gut angebaute flache Thäler durchwandert, welche durch wenig sich erhebende Anhöhen von einander sich schieden, kamen wir Nachmittags um 1 Uhr zu dem Dorfe Adschur. Auf ziemlich steil ansteigendem Höhenzuge gelegen, von Bohnenfeldern und Feigenbaumgärten umgeben, machte mir dasselbe einen recht freundlichen Eindruck. Feigenkaktus anstatt der Steine begrenzten das bebaute Land zum Zeichen, daß wir in einer milderen Region angelangt waren. Das Haus des Schech zeichnete sich durch feste Gewölbe im Erdgeschoß aus.

Nördlich uns gegenüber jenseits eines kleinen Thales erhob sich der kegelförmige Tell Zakarijeh. Wir erstiegen denselben von Adschur aus in 3/4 Stunden. Die Aussicht oben lohnte den Schweiß, den das Steigen an dem steilen Tell während der Mittagshitze mich gekostet. Zu unsern Füßen breitete sich einem majestätischen Strome gleich das herrliche Wadi Samt aus, so scharf und ebenmäßig grenzte sich der Thalgrund von den einschließenden Hügeln und Bergen ab. Wir konnten seinen Lauf von Osten nach Nordwesten eine ziemliche Strecke weit verfolgen. Durch dieses Thal war es ein Leichtes, weit ins Gebirge hinaufzudringen. Wohl öfters haben sich deshalb hier die Israeliten und Philister in blutigen Kämpfen getroffen. Von diesen Kämpfen aber erhielt sich unter den israelitischen Stämmen der vor allen in lebendiger Erinnerung, bei welchem der junge Hirte aus Bethlehem, Isais Sohn, seinem Volke glorreichen Sieg und sich selbst

sterblichen Ruhm gewonnen durch Tötung des Goliath. Etwa 1 1/2 Stunden östlich von unserm Tell liegt die Ruine des Dorfes Socho. Dort hatten sich die beiden Heere an den Bergabhängen gegenüber gelagert. Dort steht jetzt noch eine der größten Terebinthen des Landes, eine Erinnerung an den Eichgrund in der biblischen Erzählung von Davids Heldenthat.[1] Dem Tell gegenüber an dem nördlichen Abhang lag das Dorf Zakarijeh ziemlich in der Tiefe, umgeben von reichen Ölbaumgärten. Der breite Rücken des Hügels war sehr öde, schien aber in alter Zeit bewohnt gewesen zu sein. Wir trafen auch weiter unten zerfallene Höhlen und Zisternen. Ziegenherden und einige Kamele fanden an den Abhängen herum eine magere Weide; denn Salbei bedeckte in außerordentlicher Fülle große Strecken des Bodens. Wie hieß wohl der Ort, der hier oben in kriegerischen Zeiten seinen Bewohnern eine feste Zuflucht bot und der zugleich einen der Haupteingänge zum israelitischen Gebirgslande beherrschte? Ich glaube, daß hier die philistäische Königsstadt Gath gelegen habe, jene Vorburg des den Israeliten so gefährlichen Staatenbundes.[2]

Vom Tell stiegen wir nach dem Wadi Samt hinunter und schwenkten dann bald in ein von Süden herkommendes breites Thal ab, Wadi Atrabeh genannt. Wohl etwa eine halbe Stunde mußten wir über frisch gepflügtes Land hinschreiten, bis wir in die Straße nach Tell es-Safijeh einmündeten. Reiter auf Kamelen oder Pferden begegneten uns zuweilen. Ein Bauer der am Wege pflügte, rief uns Schimpfnamen nach. Abdallah blieb ihm jedoch nichts schuldig trotz meines Abmahnens.

Gen 5 Uhr waren wir am Fuße des schönen Hügels Tell es-Safijeh. Stolz erhebt sich derselbe am Ostrande der Ebene, eine hohe Warte des Landes, steil fast nach allen Seiten abfallend. Von der hügligen Landschaft im Osten und Norden trennen ihn engere

[1] 1. Sam. 17, 1—3. 19. — [2] 1. Sam. 6, 17. 21, 10. 27, 2. 2. Sam. 1, 20.

und weitere Thäler. Er selbst bildet einen länglichten Bergrücken, dessen höchste Erhebung am südlichen Ende liegt. Etwas weiter unten breitete sich das Dorf aus. Auf einem nordöstlichen schmalen Ausläufer stiegen wir zu letzterem hinauf. Die Wohnung des Schech, in der wir einkehrten, sah gar nicht herrisch aus, wenn schon auch dieser Häuptling, der Bruder desjenigen zu Bet Dschibrin, für reich und mächtig galt. Wir waren heute etwas viel herumgeklettert in Kreuz und Quer, was dem guten Abdallah nicht sonderlich zusagte. Die Müdigkeit machte ihn etwa ungehorsam. Jeden Morgen pflegte er auf dem Wege zu singen. Kam dann die Hitze, so vertrocknete meist der Quell seines Gesanges, während ich alsdann bisweilen zu singen anfing, um zu vergessen, daß mir die Füße weh thaten.

Gegen Abend sammelten sich die Männer des Dorfes beim Schech. Nach Sonnenuntergang begann sofort die Mahlzeit, zu welcher dieser das Meiste beigetragen. Ich nahm an derselben teil. Wir saßen in zwei langen Reihen zum Essen hin, die andern mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, während ich das Knieen für meine Person vorzog. Vor uns standen zwei Schüsseln, die eine mit stark gewürzten Makkaroni, die andere mit einem Gericht von fein geschnittenem Lauch und Zwiebeln. Löffel gab es keine. Wir machten uns selbst solche von frisch gebackenem Brote und aßen dann jedesmal den Löffel samt seinem Inhalte. Es waren unser vier, die in dieselbe Schüssel tunkten. Hier wurde mir das Wort des Herrn beim Abendmahl: „Wer mit mir in die Schüssel tunkt“[1] erst klar. Nach dem Essen gingen die meisten Männer hinaus vor die Hütte um zu beten. Dann kamen wieder alle herein. Man setzte sich neben ein angenehm erwärmendes Feuer hin. Mit Plaudern, Rauchen, Kaffeetrinken verbrachten die Leute einige Stunden in ganz gemütlicher Weise. Sie interessirten sich viel um meine Person und Nation, und weil mich

[1] Matth. 26, 23.

Abdallah zu einem Fransaue machte, hielten sie der tapfern Nation der Franzosen ein großes Lob. Die Engelländer hätten hingegen mehr Geld im Sack als Mut im Herz. All die Leute waren herzlich freundlich mit mir und ich fühlte mich unter ihnen so sicher, als ob ich zu Hause unter Freunden wäre. In solcher Hütte und in solchem Männerkreise bei dem hellflackernden Feuer saß der göttliche Meister mehr als ein Mal. Ja manches seiner herrlichen Worte gewinnt für uns erst seine volle Anschaulichkeit, wenn wir es in solcher Umgebung gesprochen wissen. Ungefähr um 9 Uhr ging einer der Gäste nach dem andern weg, selbst der Schech, und wir blieben mit einigen Arbeitsmüden allein, die sich neben uns auf die Matten hinstreckten und mit ihrem Oberkleid sich deckten.[1] Das Feuer erlosch und ein mattes Öllämplein erhellte einzig noch den weiten Raum: dasselbe brannte bis nach Mitternacht. Keiner der Gäste goß ihm neues Öl zu, so daß es langsam verglimmte. Aber draußen leuchteten vom reinen Firmamente herab die „Sterne Gottes"[2] mit ihrem ewig gleichen unauslöschlichen Glanze. Ein Lämpchen fehlt auch in der Hütte des armen Mannes nicht, hatte doch schon Abraham Bangen vor der Finsternis.[3] Es galt im alten Israel als Zeichen äußerster Not und Trübsal, keines zu besitzen, wie denn Bildad dort im Buche Hiob beteuerte: „Das Licht wird in der Hütte des Gottlosen zur Finsternis und seine Leuchte wird bei ihm ausgelöscht werden".[4] Auf dem Dache ob uns hatten die Ziegen ihr Nachtquartier genommen, weil sie dort vor den Angriffen der Schakale und Hunde sicher waren.

17. März.

Am folgenden Morgen stiegen wir zu der höchsten Spitze des Hügels hinauf. Wir schritten mitten durch die sehr engen Gassen des Dorfes hindurch. Die Hirten trieben ihre Kamele, Schafe und Ziegen

[1] 2. Mos. 22, 27. 5. Mos. 24, 13. — [2] Dan. 12, 3. Matth. 13, 43. — [3] 1. Mos. 15, 12. — [4] Hiob 18, 6. Jer. 25, 10.

hinaus zur Weide, während einzelne Bauern mit dem Pflug auf der Schulter an ihr Tagewerk gingen. Auf der höchsten Hügelspitze stand einst ein festes Kastell, von dessen Mauern aber nur noch wenige Steine erhalten sind; die Kreuzfahrer hatten es erbaut und blanche Garde (weiße Warte) genannt. Ich genoß dort oben eine weite herrliche Aussicht. Von Nordost nach Südwest der Kranz der Berge Judas in mächtigen Stufen hintereinander aufsteigend. Nach Westen die weite majestätische Ebene bis hinauf nach Ramleh, dessen Turm ich deutlich erkannte. Am fernen Horizonte hatten die rotgoldenen „Flügel der Morgenhelle" den tiefblauen Rand des Weltmeeres umschlungen und in sanft abtönenden Stufen verlor sich der leuchtende Glanz des Himmelssaumes in das unergründliche azurne Dunkel des hohen Himmels. Über 20 Ortschaften kann hier das forschende Auge entdecken. Unter den Bergen im Nordosten fällt der hohe kegelförmige Tell Keschum besonders ins Auge.

Wir stiegen den westlichen, zum Teil terrassirten und mit Hütten überbauten Abhang hinunter. Zahlreiche Tauben flogen um uns her, als wollten sie uns einen Morgengruß bieten. In etwa 10 Minuten langten wir auf der Ebene an. Hier ritt der tapfere Richard Löwenherz im Spätherbst 1191 oft mit wenigen Begleitern auf Abenteuer aus, wobei er einmal nur durch seines Pferdes Schnelligkeit der Schande entging, einer Reiterschar Saladins in die Hände zu fallen. Wir schritten über welligen Boden hin, auf dem Brachfelder mit wohl bestellten Saaten abwechselten. Daß es gut sei, den Boden eine Zeit lang ruhen zu lassen, wußten auch die alten israelitischen Bauern; aber während jetzt hier herum Wintersaat, Sommersaat und Brache mit einander wechseln, ließ Israel, einer Regel der Klugheit höhere Weihe verleihend, je das siebente Jahr alles Land brach liegen.[1] Das meist schwarze Erdreich war locker und schien sehr fruchtbar zu sein.

[1] 2. Mos. 23, 11. 3. Mos. 25, 4.

Diese altberühmten Ebenen von Philistäa und Saron haben jedenfalls noch eine Zukunft. In den Gärten von Jaffa kann man sehen, welche üppige Pflanzenfülle sie bei gehöriger Bewässerung entwickeln können. Nur der Mangel an Holz ist sehr empfindlich. Finden sich auch in der Saronebene noch dürftige Reste eines ehemals reichen und berühmten Eichwaldes, so entbehrt dagegen Philistäa jeder Spur von Wald, und müssen daher die Nachfolgerinnen der Philisterfrauen mitsamt ihren Töchtern fleißig Mist sammeln, und ihn zu Kuchen kneten, sonst fehlte ihnen zum Kochen und Backen der nötige Brennstoff.

In zwei Stunden hatten wir das Dörfchen Tell et-Turmus erreicht. Es lag auf kleiner Erdanschwellung westlich von Tell es-Safijeh. Hundert Schritte von den Hütten entfernt befand sich eine tiefe, wohlgemauerte und mit einem Gewölbe überbaute Zisterne. Zahlreiche Sperlinge machten sich in dem Brunnenschacht lustig. Die Zisterne stand durch einen Kanal mit einem gut gepflasterten, nur einen Meter tiefen Teich in Verbindung. Emsig schöpften Frauen und Mädchen auf den Abend Wasser aus des Brunnens Tiefe und sandten es durch den Kanal in den Teich, damit auch größere Herden rasch getränkt werden könnten. Auch hier waren die Hütten nur aus Lehm gebaut, das ist aus dunkler Schlammerde, die man mit Häcksel zusammengeknetet, zu Ziegeln geformt und an der Sonne getrocknet hatte. Wie leicht können die Diebe die Wände solcher Hütten in aller Stille durchgraben![1] Wie leicht auch kann's geschehen, daß die vom anhaltenden Regen durchweichten Wände zusammenstürzen![2] Welch geringen Widerstand leisten sie kriegerischer Wut oder dem strafenden Ernst des Gesetzes![3] Niedergerissen gleichen diese Hütten einem wüsten Erd- und Dunghaufen,[3] wie man deren so viele in der Nähe der Dörfer findet. Einige Männer saßen schon jetzt, da es noch früh am Tage war, plaudernd beisammen.

---

[1] Matth. 6, 19. 24, 43. Hiob 24, 16. — [2] Ez. 13, 13 f. — [3] Dan. 3, 29.

Von diesem schmutzigen, elenden Kotdörfchen wandten wir uns nach Süden. Es war doch ein herrliches Wandern auf dieser welligen fruchtbaren Ebene, über uns der tiefblaue Himmel, um uns grüne Auen und dunkle Brachfelder. Während auf dem Gebirge nur Schafe und Ziegen weiden, kamen wir hier an einer Herde von 50 Rindern vorüber. Dieser Anblick erinnerte mich daran, daß in dieser Niederung einst auch die Könige David[1] und Usia[2] große Rinderherden gehalten. Um 11 Uhr langten wir in Dschuser an. Neben den Philistern waren einst Gesuriter auf der Ebene angesiedelt.[3] Im Namen des kleinen Dorfes hat sich noch die letzte Spur dieses sonst längst verschollenen Volksstammes erhalten. Ein korinthisches Säulenkapitäl sowie Trümmer einer kannelirten Säule waren die stummen Zeugen, daß die Anmut griechischer Kunst auch hier einst ihren Einzug gehalten. Aber es muß lange her sein; denn ein späteres Geschlecht hatte eine zierliche Säule von weißem Marmor zur Einfassung eines Brunnenrandes verwendet und jahrhundertelanger Brauch tiefe Seileinschnitte durch die Schöpfgefässe in den harten Stein eingekerbt. In der Nähe des Dorfes hatte sich das Regenwasser in einer Mulde zum ziemlich großen Teiche gesammelt, in welchem Frauen Wasser schöpften und Kinder sich mit Baden belustigten. Kleine Mädchen liefen mit wild flatterndem Haar und schmutzigen Gesichtern herum. Die ganze Kinderwelt war nur mit Hemdlein gekleidet. Südwestlich vom Dorfe sah ich zu den Seiten eines Winterbaches die Ruinen gewaltig dicker Mauern, die sonder Zweifel einst einer Vorrichtung, die Regenwasser zu stauen, gedient hatten.

Mittags langten wir im Dorfe Faludscheh an, das sich auf einer in dieser flachen Gegend nicht unansehnlichen Anhöhe erhebt. Am Fuß derselben lag eine halb zertrümmerte Zisterne. Mehrere Säulchen von weißem blaugestreiftem Marmor mit vielen Seileinschnitten bezeugten

---

[1] 1. Chron. 27, 29. — [2] 2. Chron. 26, 10. — [3] Jos. 13, 2. 1. Sam. 27, 8.

deren hohes Alter. Oben auf dem ziemlich breiten Rücken stand eine muhammedanische Kapelle, umgeben von einem Totenacker. Einige Männer kamen hieher zu beten und hielten dann ihre Mittagsruhe, indem sie einen Stein zu ihrem Kopfkissen machten. Der vielgewundene Turban läßt die Härte solchen Kissens nicht stark fühlen.

Als wir einsam unsere Straße weiter verfolgten, setzten auf einmal unweit vor uns sechs zierliche Gazellen über den Weg, entschwanden aber bald unsern Blicken. Den Israeliten, welche so sinnig die Natur zu beobachten verstanden, galten diese Tiere als Sinnbild der Anmut und Schnelligkeit. Asahel, Joabs Bruder, rannte so schnell wie eine Gazelle[1] und in ihrem Liebesschwunge verglich die Geliebte im hohen Liede ihren Freund einer solchen.[2] Von Faludscheh wäre ich gerne mehr geradeaus nach Süden gegangen, um die Ruinen von Lachis und Eglon zu besuchen. Da fing aber Abdallah an, den Furchtsamen zu spielen. Es schweifen dort Beduinen umher, die uns töten werden, beteuerte er. Er habe Frau und Kinder und dürfe sich nicht preisgeben. Wie trefflich doch mein etwas mühescheuer Begleiter den Furchtsamen spielen konnte! Ich wollte zuerst nicht nachgeben, schließlich es aber auch nicht auf eine Plünderung ankommen lassen, als Leute, die uns begegneten, die Anwesenheit von Beduinen in dortiger Gegend bestätigten. So zogen wir denn südwestwärts auf Burer zu. Ein Reiter sprengte, wie wir harmlos dahin wandelten, mit der Lanze quer übers Feld auf uns los. Er that es aber nur in scherzhafter Absicht. Es war ein Baschibosuk, einer der berittenen, meist einheimischen Soldaten. Wir erreichten das Dorf, um welches herum viel Vieh weidete, abends gegen 4 Uhr. Die wellige baumarme Ebene bot wenig Abwechslung. Selbst einzelnen Dörfern fehlte der Baumschmuck fast ganz. Bei Burer gab es mit Feigenkaktus eingefriedigte Gärten und einzelne Palmen.

---

[1] 2. Sam. 2 18. — [2] Hoh. L. 2, 9 u. a.

Die Sonne schien heute sehr warm vom wolkenlosen Himmel, obschon wir erst im März standen. Der Landmann erwartete noch den Spätregen. Dieser Regen, als der letzte vor der langen Hitze des Sommers und die notwendige Bedingung für das Gedeihen der Sommerfrucht gilt für besonders köstlich, worauf auch jenes alte Sprichwort deutet: die Freundlichkeit des Königs ist wie die Wolke des Spätregens.[1] Bleibt letzterer aus, so wird die Erde durch die wie aus einem ehernen Glutkessel herabstrahlende Sonne eisenhart[2] und es ergibt sich nur eine sehr magere Ernte. Demütig nahmen die alten Israeliten solch' schreckliche Dürre als Zeichen des Zornes Gottes über ihre Sündhaftigkeit auf und mit um so frömmerm Blick schauten sie empor zu dem Gott, der vom Himmel her „ihre Furchen wässerte, ihre Schollen feuchtete, welcher die Erde weich machte mit Regenschauern und segnete ihr Gewächs".[3] Hier auf der weiten baumlosen Ebene ohne Bäche und Quellen, kann man sich wunderbar lebendig in das Gefühl jener Frommen hineinversetzen, die voll inniger Sehnsucht nach Gott gesprochen: „Meine Seele dürstet nach dir, mein Fleisch lechzet nach dir in dürrem und schmachtendem Lande, in welchem kein Wasser ist".[4]

Fast eine Stunde westwärts von Burer kamen wir links am Dorfe Simsim vorbei. Von Bäumen umgeben lag es lieblich auf einem Hügel. Auch am Eingang dieses Dorfes bemerkte ich wie bei vielen andern einen mit Dünger untermischten Erdhaufen, so daß ich vermutete, es werde von Gemeinde wegen Stoff für Lehmhütten gesammelt. Ob die Bauern der Ebene die Felder düngen, wie dies die alten Israeliten thaten,[5] konnte ich nirgends gewahr werden; wohl aber ist gewiß, daß es in der Gegend von Hebron geschieht. Große Rinder- und Schafherden weideten nahe und ferne den menschlichen Wohnungen. Weite Strecken Landes waren ganz unbebaut. Die

---

[1] Sprichw. 16, 15. — [2] 3. Mos. 26, 19. — [3] Ps. 65, 11. — [4] Ps. 63, 2. — [5] Beachte die häufigen Bilder vom Dünger im alten Testamente, z. B. Jer. 9, 22.

Sonne stand schon zu tief am Horizont, als daß wir heute noch hätten Gaza erreichen können. Wir entschlossen uns daher in dem kleinen Dorfe Nidschid, links am Wege nach dieser Stadt, der heutigen Wanderung ein Ziel zu setzen.

Zahlreiche Kamele, Rinder und Kälber grasten in den saftigen Wiesen, die sich vor dem Dörfchen ausbreiteten. An keiner Hütte des letztern zeigte sich eine ordentliche Mauer, überall nur ungebrannte Ziegel von schwarzer Erde. Aber die Lage auf dem Rücken eines sanften Hügels war recht freundlich. In der Umgebung wechselten kleine Ebenen mit welligem Hügelland, aus dem im Osten der Tell el-Hesy emporstieg. Dort liegen die Trümmer einer uralten Feste, Lachis einst geheißen.[1] Wir begreifen, daß sie sogar dem kriegsgeübten Assyrerkönig Sanherib Widerstand leisten konnte,[2] wenn wir wissen, daß ihre Grundmauern die gewaltige Dicke von 8 1/2 Metern besaßen. Bauschichten, zwischen denen Jahrhunderte liegen, kann der kundige Blick heute noch an den Trümmern unterscheiden. Der Schech zeigte sich anfänglich gegen uns etwas scheu. Er meinte, ich sei gekommen, um für den Pascha Notizen über die Anzahl waffenfähiger Männer aufzunehmen. Ich sah hier viele Unglückliche, die aus Aberwillen gegen den Soldatendienst sich das rechte Auge oder den Daumen verstümmelt hatten. Wir speisten wiederum in großer Gesellschaft, diesmal unter freiem Himmel. Man saß auf Matten, die aus Palmblättern oder Stroh geflochten waren. Alle Gäste hatten die Schuhe ausgezogen, wie man bei den Israeliten auch zu thun pflegte.[3]

Wir suchten dann bald in einer der Hütten das Nachtlager auf. Dieselbe gehörte zu einem in seiner Art stattlichen Bauerngehöfte. Um einen weiten gevierten Hof war nämlich Kammer an Kammer gebaut,

---

[1] Jos. 15, 39. Mich. 1, 13. 2. Chron. 11, 9. 25, 27. — [2] 2 Kön. 18, 14. 17. 19, 8. Beim Untergang der Feste zog sich deren Name auf die nächst liegenden Wohnstätten zurück, wie dies auch jenseits des Sees Genesareth mit Susitha und Gamala geschehen ist. — [3] 2. Mos. 12, 11.

jede eine Hütte für sich mit eigenem Eingang. Das platte Dach bestand aus rohen Baumstämmen, zwischen und über die man Erde fest gestampft hatte. Große Kornbehälter ebenfalls aus Erde geformt lehnten an die Wände unsers Ruhgemaches. In solch überaus einfacher Kammer pflegte der Baurenkönig Isboseth seinen Mittagsschlaf zu halten.[1] Zu uns kamen noch zwei Moslemin. Sie breiteten ihre Mäntel aus und begannen ein eifriges langes Gebet, in welchem das „Allah ist groß" bisweilen achtmal hintereinander folgte. So oft sie eine Gebetsstrophe hergesagt hatten, warfen sie sich zu Boden. Nicht anders verrichteten die alten Israeliten ihre Gebete; denn „sich beugen", „sich niederwerfen" heißt in ihrer Sprache auch „beten". Auch hier that mir die herzliche Freundlichkeit, mit der mich die Leute behandelten, sehr wohl. Als ich mich schon zur Ruhe niedergelegt, kam ein junger Bursche, um zu sehen, ob ich auch gedeckt sei und half dem nach, was mangelte. Nach Mitternacht standen unsere Schlafgefährten auf und machten im Vordergrund unsers Gemaches das erloschene Feuer wieder an. Auch andere Leute kamen noch herbei; denn es galt eine zweite Mahlzeit, da man am Tage nicht essen durfte, während man nach Sonnenuntergang dem Koran zufolge essen und trinken darf, bis man am Morgen einen schwarzen Faden von einem weißen unterscheiden kann. Als Cafir (so heißen die Araber den Nichtmuhammedaner) zog ich den Schlaf dem mitternächtigen Schmause vor.

18. März.

Wie es Tag geworden, hoben wir alle unser Bett auf,[2] ich nämlich mein Leintuch und meinen Shawl, die übrigen die Baumwoll- und Strohmatten, indem sie dieselben aufrollten und in einen Winkel stellten. Draußen im Hofe melkte ein junges Weib die Kühe und reichte mir freundlich eine Schale voll köstlicher Milch. Wir bestellten für einen Piaster Brot. Sofort brachten junge Leute Dorngestrüpp

[1] 2. Sam. 4, 5. — [2] Matth. 9, 6.

herbei, der Vater fachte das Feuer an, die Mutter bearbeitete den Teig und formte mit flinker Hand die Kuchen,[1] die in die heiße Asche gelegt werden sollten. Gleichwohl dauerte uns das Geschäft zu lang, sodaß wir mit leeren Händen aufbrachen, obschon wir unsere Bestellung bezahlt hatten. Das Wetter war schön und am frühen Morgen schon heiß. Gaza lag noch etwa drei Stunden von uns entfernt. Je näher wir der Stadt rückten, desto mehr wurde die Straße belebt. Die Landschaft behielt den wellenförmigen Charakter von gestern. Als wir $1^1/_2$ Stunden Weges zurückgelegt hatten, kamen wir zu einer von Nord nach Süd gestreckten Hügelkette. Durch eine ziemlich tief eingesenkte Bergfalte stiegen wir an derselben hinauf. Oben führte die Straße über einen breiten Sattel. Als wir harmlos dahinpilgerten, kam auf einmal ein Reiter hinter uns hergesprengt. Wer war es, der solch schnellen Ritt machte? Niemand anders als der Sohn der freundlichen Familie, der wir um einen Piaster (etwa 22 Centimes) Brot abgekauft hatten, und von der wir dann weggegangen waren, bevor dasselbe fertig bereitet worden. Nun war er mehr als eine Stunde weit uns nachgeeilt, um uns die drei Brotkuchen einzuhändigen. Solch ein rührender Zug von Treue gibt ein glänzendes Zeugnis für den edel angelegten Charakter des arabischen Volkes.

Hinter jenem Hügelzuge bekamen wir bald das Dorf Bet Chanun zu Gesicht, dessen Namen uns einen alten König von Gaza in Erinnerung ruft. Zur Zeit, da Hiskia über Jerusalem herrschte, also etwa ums Jahr 720 v. Chr., regierte in Gaza Chanun, ein kühner freiheitsliebender Mann. Auf der sanft ansteigenden Halde tummelten sich Rinder und Kälber, allerdings keine gewaltige „Ochsen Basans", die den Wanderer erschrecken,[2] sondern schmächtige unansehnliche Tiere. Auf den üppigen Getreidefeldern neben den Weideplätzen war die junge Saat schon in Halme geschossen. Die Lehmhütten von Bet Chanun

[1] Jer. 7, 18. — [2] Ps. 22, 13.

boten keinen besondern Reiz. Um so buntfarbiger gestaltete sich das Bild auf der großen Landstraße. Scharen von Landvolk, Männer und Weiber pilgerten der Stadt zu. In breiten Körben trugen die meisten der letztern Feldfrüchte, Eier, Käse und andere Dinge auf dem Kopfe, saure Milch in großen Töpfen. Dort wanderte eine Familie, die Mutter mit dem Kinde auf dem Esel, der Mann hintendrein. Hier jagte ein Kriegsmann auf flüchtigem Pferd vorüber. Manch einer von den hagern Fellachen trabte auf dem niedern Langohr einher und schlenkerte die nackten Füße fast an den Boden. Bald hinter Bet Chanun begann der große berühmte Ölbaumwald, der von Norden nach Osten zu Gaza in weitem Umkreis umgibt. Ich sah hier eine Menge uralter Bäume mit sehr umfangreichem Stamm.

Wir schlugen die Straße südlich von der Stadt nach dem Hügel el-Montar ein und erreichten denselben morgens gegen 10 Uhr. An einem Totenacker vorbei begann der Weg steil anzusteigen. Der Hügel fällt ziemlich schroff nach allen Seiten ab. Oben war ein Gesundheitswächter stationiert, der die von Ägypten herkommenden Karawanen ankünden mußte. Unter der Vorhalle eines kleinen Weli (einer muhammedanischen Kapelle) fanden wir den ersehnten Schatten. Der freundliche Wächter reichte uns einen Trunk frischen Wassers aus seinem Kruge. Auf dem freistehenden Hügel war die Aussicht sehr lohnend. Südlich schweifte das Auge über die grüne Niederung hin zur großen Sandwüste, jener gewaltigen Wehr für Kanaan schon in der Vorzeit gegen die Völkerstürme aus Afrika. Freilich die kriegerischen Herrscher Assyriens und Ägyptens[1] achteten dieser Schranke nicht mehr als die Handelskarawanen, die seit Jahrtausenden unaufhörlich auf dem „Schiff der Wüste" die öden sandigen Gegenden durchziehen.[2] Welch lautlose Stille herrschte über die ganze Gegend nach dieser Richtung! Aber an einem Herbsttage des Jahres 312 v. Chr. war

[1] 1. Kön. 14, 25. Jes. 20, 4. 37, 9, 25. 2. Kön. 23, 29. — [2] 1. Mos. 37, 25. Hoh. L. 3, 6.

es anders. Da tobte hier eine gewaltige Schlacht, die der jugendliche Held Demetrius gegen den bewährten Heerführer Ptolemäus gewagt. Welch ein aufregendes Schauspiel mag von dieser Höhe aus der Kampf geboten haben! Als der Tag zu Ende war und die Nacht ihre kühlen Schwingen über das Land ausbreitete, deckten 5000 Mann von den Regimentern des Demetrius das Schlachtfeld. Von el-Montar aus kann man die von Süden nahenden Reisezüge in weiter Ferne erblicken und darum auch nicht leicht besser als hier, sich das dichterische Bild des hohen Liedes vergegenwärtigen: „Wer ist die, welche von der Wüste heraufsteigt wie Rauchsäulen, welche geräuchert ist mit Myrrhen und Weihrauch und von allerlei Gewürzstaub des Kaufmanns?“ [1] In der von regellosen Thälern und Hügeln durchzogenen Wüste, wo die vordersten Reihen den hinteren oft aus den Augen entschwinden, ist das Vorantragen von Rauchsäulen des Tages und Feuersäulen des Nachts eine sehr praktische Maßregel. Solche Wüstenkarawanen machen in unglaublicher Zerstreutheit ihren Weg, daher man schon in ältester Zeit auf Einigungsmittel bedacht war. Heute noch soll es vorkommen, daß man zu Rauch und Feuer seine Zuflucht nimmt, indem man auf hohen Stangen Kohlen- oder Harzbecken trägt. In ähnlicher Weise trugen einst Leviten dem wandernden Volke Israel das Opferfeuer voran. Den Nachzüglern verbargen sich in hügliger Landschaft leicht die vorderen Reihen; aber das heilige Feuer, das als flammende rauchende Säule himmelwärts stieg, war ihnen immer sichtbar und diente ihnen als Bürgschaft für die Gegenwart ihres allmächtigen Herrn und Beschirmers. [2]

Östlich begrenzten die hohen Bergzüge Judäas die Aussicht, während am westlichen Horizonte der Blick auf dem Meere ruhte. Sein tiefes Blau bildete einen sehr malerischen Gegensatz zu den breiten gelben Sanddünen, die sich längs dem Strande hinzogen. Im

[1] Hoh. L. 3, 6. — [2] 2. Mos. 13, 21. 40, 38.

Nordwesten lag an und auf einem kleinen Hügel Gaza vor mir ausgebreitet, die altberühmte, heutzutage mit vielen Kuppeln und Minareten gezierte Philisterstadt. In den zahlreichen Gärten zwischen ihr und dem Hügel, auf dem ich stand, wiegten Palmen in Menge ihr hohes Haupt im sanften Mittagshauch. Mächtiger Feigenkaktus umhegte weite Gemüsebeete, über deren saftgrüne Kräuter da und dort zarte Orangenbäume ihre Schatten warfen. Alles prangte wie im Festschmuck, nur die armseligen Lehmhütten der Gärtner zeigten das Alltagsgewand.

Wir stunden hier oben wie auf einem Grenzstein verschiedener Lebensmächte. Seit frühestem Denken der Menschheit flutete bis nach Gaza der Strom des wilden Hirtenlebens; doch die edlere Kraft des Ackerbau's trieb die Beduinen immer wieder über das Weichbild der Stadt zurück. Bis nach Gaza hin herrscht Ägyptens Natur mit reiner trockener Luft, mit Palmenfülle, Sykomorenschatten und „fußgewässerten" üppigen Gärten; aber die Dattelpalme bringt bei Gaza ihre Frucht nicht mehr zur Reife und der große mattgrüne Wald im Norden der Stadt zeigt uns, daß wir in der Heimat des Ölbaums uns befinden.

Nachdem wir fast eine Stunde auf el-Montar verweilt, schritten wir der Stadt zu. Am Fuße des Hügels lag ein muhammedanischer Totenacker; über die Gräber hüpften kleine Kinder lachend und jauchzend, von Niemandem gestört. In den Wegen, die von da an meist zwischen Cactusgehegen hinführten, machte oft tiefer Staub und Sand das Gehen beschwerlich. Wir kamen zuerst in eine Vorstadt, die ihren eigenen kleinen Bazar und zwei Moscheen hatte. Fünf Minuten hernach traten wir in die eigentliche Stadt ein.

Im griechischen Kloster fanden wir freundliche Aufnahme. Der Vorsteher desselben, ein ehrwürdiger Greis mit langem silberweißem Barte, ließ uns Limonade und Kaffee reichen. Im Hofraume war ein kleiner Garten angelegt. Ein Klosterdiener gab mir zum Andenken

Gaza.

an denselben eine prächtig blühende Nelke mit. Das Kloster hält eine Schule. Ich sah in derselben etwa 30 Knaben am Boden sitzen. Auf den Schreib- und Lesetabellen waren viele der trefflichsten Sittensprüche in griechischer und arabischer Sprache aufgezeichnet, z. B. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", „Ehre Vater und Mutter", „Lerne dich selbst kennen" u. s. w. Wie freute ich mich, dies zu sehen! So können sich doch auch hier die jungen Leute, in denen ein höheres Leben überhaupt erwacht, den sittlichen Lebensgrund des Evangeliums aneignen.

Mehrere Male durchwanderten wir die Hauptgassen der Stadt. Der Bazar war besonders mit Lebensmitteln reichlich ausgestattet. Da waren Massen von getrockneten Feigen, Bohnen, Linsen, gedörrtem und anderm Korn, Mehl, Brot und Käse zum Verkauf aufgestellt. So mußte der Speisemarkt in Kanaan schon zu Davids Zeit ausgesehen haben.[1] Ob damals auch Datteln, Limonen und Orangen verkauft wurden, wie jetzt, berichtet uns die Geschichte nicht. Gaza hauptsächlich versorgt die nach der Wüste ziehenden Karawanen mit Lebensmitteln und bietet den von dorther kommenden den langentbehrten Genuß frischer Speisen in Hülle und Fülle. Die einzelnen Handwerke scheiden sich hier noch ganz wie einst bei uns nach Gassen. Da war eine Gasse, auf deren beiden Seiten nichts als Schneider in den offenen Buden saßen, dort Schuster. Letztere machten sich nicht viel Arbeit mit ihren leichten Schuhen aus rotem oder gelbem Leder, von denen ein Paar etwa drei Franken kostet. Auch die Schmiede hatten ihre eigene Gasse. Mit Vergnügen schaute ich zu, wie sie das glühende Eisen hämmerten und erinnerte mich dabei lebhaft jener Zeit, da ganz Israel hinabzog zu den Philistern, „wenn jemand seine Pflugschar, seine Haue, sein Beil oder seinen Spaten zu schärfen hatte, wenn die Schneiden an den Spaten und Hauen und Gabeln und Beilen stumpf geworden waren, auch um den Ochsenstachel zu schärfen".[2]

---

[1] 1. Sam. 30, 11 f. 2. Sam. 17, 28 f. — [2] 1. Sam. 13, 20 f.

Ungefähr in der Mitte der Stadt liegt die Hauptmoschee, ursprünglich eine christliche Kirche aus dem fünften Jahrhundert. Man machte mir keine Schwierigkeit, dieselbe zu besuchen. Ich mußte nur die Schuhe ausziehen. Nach uralt morgenländischer Sitte darf ein heiliger Platz nicht mit den Schuhen betreten werden, die vom Staube des gemeinen Bodens berührt worden sind. Die Moslemin halten jenes Wort aus Moses Zeit hoch in Ehren: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land.“[1] Von den vier Schiffen der jetzigen Moschee gehören nur drei der alten Kirche an, die durch Säulen mit korinthischem Kapitäl von einander getrennt sind. Das Mittelschiff erhebt sich hoch über die andern, indem es zwei auf einander gestellte Säulenreihen hat. Die untern Säulen dieses Schiffes lehnen sich übrigens an mächtige Pfeiler, deren jeder von vier Säulen umgeben ist. Hat das Mittelschiff ganz Basilikaform, so sind dagegen die Gewölbebogen der Seitenschiffe in arabischem Stil gebaut. Verschiedenartige Säulchen ohne Kapitäl tragen ein kleines Chor am Südende der Kirche. Überreste aus dem Altertum fand ich da und dort in der Stadt herum. Ich sah Schuster Leder klopfen auf schönen korinthischen Säulenkapitälen aus Marmor. Vor der Stadt gegen das Meer zu gab es mehrere Trümmerstücke von mächtigen Granitsäulen, deren eines nach meiner Messung vier Meter lang war. Der Hügelrücken, auf dem einst das alte Gaza ruhte, erhebt sich sanft und zu geringer Höhe aus der Ebene. Durch eine starke Einsenkung ist er in zwei Teile getrennt. Die Aussicht droben reicht nicht weit. Im Nordosten wird sie durch die Höhenzüge begrenzt, über die wir heute morgen gekommen. Südöstlich erhebt sich, durch seine freie Lage sehr in die Augen fallend, der Hügel el-Montar. Im Westen beginnen unweit der Stadt schon die Sanddünen, obgleich das Meer noch fast eine Stunde entfernt ist.

[1] 2. Mos. 3, 5.

Gaza besaß von Natur keine bedeutende Festigkeit, wenn auch die Terrasse, auf der es gebaut war, einst steiler und tiefer abfiel als heute. Es war der tapfere Arm seiner Bewohner, der es so fest machte. Jetzt ist's eine offene Stadt ohne Mauern und Graben; doch trifft man Überreste der alten Stadtmauer noch an vielen Stellen. Einzelne Gassen sind so gebaut, daß man sie leicht absperren kann, wie wir denn wirklich auch den Eingang von einer derselben mit einer Kette versperrt sahen. Hier, wo im Vergleich zu Jerusalem eine tropische Hitze herrscht, ist eine Überdachung der Gasse dringend geboten. Gemauerte Gewölbe bemerkten wir seltener als Holzgerüste mit einer Decke von leicht geflochtenen Matten. Auf einer Anhöhe im südwestlichen Stadtteil liegt ein großer Totenacker, Makbarat esch-Schech Schaban genannt. In der Nähe sah ich viel zerfallenes Gemäuer. So wird man denn auf jenem Platz eindringlich an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert. In der Einsenkung zwischen den beiden Hügeln der Stadt soll, wie man mir versicherte, das Haus des Gottes Dagon gestanden haben, wo Simson sein ruhmvolles Ende gefunden.[1] Vor mir lag el-Montar, jener Hügel, der sofort an die Sage erinnert, daß der Held aus Zanoah die Thore Gazas auf die Höhe des Berges vor Hebron getragen.[2] In der Stadt fehlt es nicht an solchen Mühlen, wie sie Simson einst treiben mußte, nämlich solche, die gewöhnlich von Eseln in Bewegung gesetzt werden.[3] Auch die Muhammedaner Gazas halten das Andenken des von der Sage so eigentümlich verherrlichten Nasiräers in Ehren und glauben, entgegen der Überlieferung,[4] innerhalb der Stadt Simsons Grab zu besitzen.

Die Stadt Gaza darf sich einer stolzen Geschichte rühmen. Wie oft haben ihre Kinder mit dem Mute der Verzweiflung für ihre

---

[1] Richter 16, 30. — [2] Richter 16, 3. Der Hügel südöstlich von der Stadt gelegen konnte in der unbestimmten Ausdrucksweise des Erzählers leicht so bezeichnet werden. — [3] Richter 16, 21. Matth. 18, 6. — [4] Richter 16, 31.

Freiheit gekämpft, wie unleidlich drückte sie das Sklavenjoch! Seit dem 15. Jahrhundert vor Chr. ist unsäglich viel Heldenblut für diese Stadt geflossen. In der Nachwelt lebt aber vor allem jenes Trauerspiel fort, in welchem unter den Streichen der macedonischen Soldaten Gazas Söhne niedersanken im November 322 v. Chr. Wie schon die Mauern von den Macedoniern erstürmt waren, verteidigten die Gazäer noch Gasse um Gasse bis auf den letzten Blutstropfen. Dann freilich wurden die wehrlosen Frauen und Kinder eine leichte Beute für die Sklaverei. Auch die Makkabäer erstürmten Gaza zu wiederholten Malen.[1] Aber immer wieder erstand die Stadt aus den Trümmern wegen der fruchtbaren Umgebung und der für den Handel so günstigen Lage. Die Kreuzfahrer errichteten hier im Jahr 1152 eine Zitadelle, die erst nach der verhängnisvollen Schlacht bei Hattin (1187) den Arabern in die Hände fiel. Heutzutage ist Gaza eine friedliche und ziemlich volkreiche Handelsstadt. Seine alte Herrlichkeit aber besitzt es nicht mehr. Nur die ewig junge Natur umkränzt es mit immer neuer Anmut.

Ich hatte im Sinn, heute noch eines der nächsten Dörfer nördlich von Gaza zu erreichen. Deshalb brachen wir gegen drei Uhr auf. Zunächst führte der Weg durch den großen Ölbaumwald, der von sehr vielen Pfaden durchschnitten war, breitgetretenen kunstlosen Straßen. Der immer tiefer ins Land hineindringende Dünensand hatte den Boden unter den Bäumen fast ganz bedeckt. Häufig stachen die grünen Grashalme noch unter der Sanddecke hervor, wie wenn der Wind die letztere erst vor kurzem dahin geweht hätte. Als wir aufs freie Feld hinaustraten, wurde die Gegend ziemlich einförmig. Gen Ost breiteten sich grüne Getreidefelder aus, während westlich vom Weg ununterbrochen Sandhügel an Sandhügel sich reihte, so daß wir das Meer nicht sehen konnten. Bisweilen war der Boden vollkommen eben, senkte

[1] 1 Makk. 11, 62. Josephus, Alterth. 13, 13, 3.

und hob sich dann wieder in flachwelligen Linien. Die winterlichen Regengüsse hatten viele kleinere und größere Rinnsale gegraben, über die uns der Weg quer hinführte. Felsen zeigten sich nirgends; sondern so tief auch der Boden aufgerissen war, ich sah nichts als gelbe, lockere Dammerde. Öfter deckte mühsam zu durchwatender tiefer Sand unsere Straße, welche die breite Grenzlinie zwischen dem grünen, reich gesegneten Feld und der Küstenwüste bildet. Bauersleute, Männer und Weiber, die ihrer Heimat zuwanderten, begleiteten uns eine Strecke. Ein Reiter auf dem landesüblichen Reittier, dem Esel, ritt in munterem Trab an uns vorüber. Sein Reiseziel war Ramleh, das er freilich erst spät in der Nacht erreichen konnte.

Eine halbe Stunde, ehe wir Der es-Snid erreichten, das Dorf, wo wir zu übernachten gedachten, kamen wir zu einer schönen steinernen Brücke. Sie war 40 Schritte lang über den Winterbach Simsim gespannt und ruhte auf einem kleinern und einem größern Spitzbogen. Ein spitz zulaufendes Joch trennte die beiden Gewölbe. Der Boden des kleinern lag etwa drei Meter über dem eigentlichen Bachbett und war mit kleinen tuffartigen Quadersteinen gepflastert wie die Brücke selbst.

Näher Der es-Snid sahen wir zahlreiche Herden von Eseln, Rindern und Kamelen friedlich neben einander weiden. Pflüger trieben das gejochte Rinderpaar vor dem leichten Pfluge mit dem langstieligen Stachel an und zogen fleißig die Furchen über die Äcker hin. Der Anblick solch ländlicher Szenen bewog den vielgereisten und in den Büchern erfahrenen Sohn Sirachs zu einem Ausspruch, der zumal bei den aller Bildungsmittel baren, tief verarmten Bauern dieser Ebene viel Wahres in sich schließt: „Wie soll der weise werden, der den Pflug hält und seine Freude an der Lanze des Ochsenstachels hat; der die Ochsen treibt und mit ihren Werken umgeht und nur von jungen Stieren zu reden weiß? Er richtet sein Herz darauf, Furchen

zu machen, und sein Fleiß ist, wie er die Kälber füttern wolle". [1] Von der Geschicklichkeit eines Pflügers im heiligen Lande dürfen wir allerdings nicht gering denken, zieht er doch oft schnurgrade Furchen auf die Länge von einer halben Stunde. [2] Unverwandt muß er vorwärts aufs ferne Ziel sein Auge gerichtet halten und darf nicht rückwärts schauen auf die, welche hinter ihm die folgenden Furchen schneiden. Wenn der, welcher für das Reich Gottes arbeiten will, nicht solch einem Pflüger gleicht, so ist er nach Christi Wort [3] zu dieser hohen Aufgabe ungeschickt.

In Der es-Snid, wo wir abends fünf Uhr anlangten, sah ich in Menge rundliche Fladen aus dem Mist des Viehes zusammengeknetet zum Dörren an die Wände der Hütten geklebt. Die wohlgedörrten Fladen brennen leicht und geben Hitze genug, daß in ihrer heißen Asche wie zu Ezechiels [4] Zeit geschickte Frauenhände Brotkuchen backen können. Wir setzten uns im Freien nieder, und bald war mein Führer mit unsern neuen Gastfreunden in eifriges Gespräch verflochten. Weiber gingen ab und zu bei uns vorbei und warfen aus gemessener Entfernung neugierige Blicke auf die seltenen Gäste; denn zum Gastmahl waren sie so wenig geladen wie die Frauen Israels. [5] Die Kinder hatten weniger Scheu. Ein ganz junges Bürschchen, das sich seiner mit ausgeschlagenem Blech verzierten „Beulenkappe" zu freuen schien wie Joseph seines bunten Rockes, war recht zutraulich. Mich dünkte, er wisse ganz gut, daß seines Vaters Augen mit Wohlgefallen auf ihm ruhten.

Mit dem einbrechenden Abend kehrten die Herden von allen Seiten heim samt ihren jungen und alten Hütern. Die Männer des Dorfes versammelten sich nach und nach in großer Zahl bei der Hütte des Schech und harrten sehnsüchtig des Augenblicks, da die Sonne ihre letzten goldenen Strahlen über die Ebene hingeworfen. Wie sie hinter

---

[1] Sir. 38, 26 f. — [2] An lange Furchen erinnert Ps. 129, 3. — [3] Luk. 9, 62. — [4] Ez. 4, 12. — [5] 2. Sam. 13, 23. 24.

den Sanddünen verschwand und nur noch die purpurne Abendröte am westlichen Horizonte glänzte, hielten einige das Ohr an die Erde. Sie horchten auf das Rollen des Kanonenschusses, der jeden Abend den Gläubigen von Gaza aus das Zeichen gibt, wann sie Mahlzeit halten dürfen im Fastenmonat Ramadan, wie einst Trompetenstöße von der Zinne des Tempels den Bürgern Jerusalems am Freitag Abend den Beginn des Sabbats verkündeten. Sobald man das dumpfe Rollen des Schusses vernahm, setzten sich alle mit freudigem Rufe nieder zum Essen. Es war die Zeit „zwischen den beiden Abenden",[1] das heißt die Zeit zwischen dem Sonnenuntergang und dem Aufleuchten der Sterne. Manche der Teilnehmenden hatten seit 24 Stunden gefastet. Doch kam ihnen dies nicht so schwer vor als uns, da sie nach Landesbrauch überhaupt nur am Abend eine reichere Mahlzeit halten, am Mittag gar nichts und am Morgen meist nur frisches Brot und saure Milch genießen als getreue Erben uralter Sitte. Wenn in der Bibel von einem glänzenden Mahl die Rede ist, so haben wir es uns meist als ein Mahl in der Abenddämmerung zu denken.[2] Um so eher begreifen wir, daß auch das Passahmahl „zwischen den beiden Abenden" gefeiert wurde.[3] Das Brot, das wir hier bekamen, hatte einen nichts weniger als angenehmen Geschmack und schien fast aus lauter Kleie zu bestehen. Man lebt ärmlicher in der Niederung als im Gebirge oben. Furchtsam schlichen sich die Hunde in die Nähe der Mahlzeit haltenden Gesellschaft, begierig wartend auf die Brocken, die etwa abfallen möchten. Zuweilen warf man ihnen einen Bissen Brot zu und verjagte hinwieder die unverschämten, die sich zu nahe gewagt hatten, mit Steinwürfen. Als wir schon am Essen waren, kam noch ein verspätetes Rind von der Weide. Ohne aber irgendwie von jemand geleitet zu werden, sprang es auf den Stall seines Herrn zu und stieß mit dem Kopfe die Thüre auf. In dem Augenblick, da ich das sah, fiel mir

---

[1] 2. Mos. 29, 3. 9. 3. Mos. 23, 5. 4. Mos. 9, 3. — [2] 1. Mos. 19, 3. 31, 54. Ruth 3, 7. Luk. 17, 7. 8. — [3] 3. Mos. 23, 5.

das Wort des Jesaia ein, der ähnliches beobachtete: „Ein Ochse kennet seinen Meister und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt mich nicht“ [1]. Wie das Essen vollendet war und die Männer zum Gebete aufstunden, zog ein sanfter Nachtwind vom Meer her über die Ebene und aus der dunkeln Himmelstiefe leuchteten die Sterne [2] mit unbeschreiblichem Glanz auf die schweigende Erde. Allah akbar „Gott ist groß“, so riefen die Männer in die Nacht hinein. „Gott ist groß“, so klang es wieder in der Seele des fränkischen Wanderers. „Dämmerung der Sehnsucht“ [3] nannte einst der Prophet diese Stunde, eine der geweihtesten Stunden auch dem heiligsten Beter auf den Bergen Galiläas. [4]

19. März.

In der Morgenkühle brachen wir auf. Schwerer Thau lag auf den Fluren. Die befiederten Sänger sangen kräftig ihre Morgenlieder, den einsamen Pilger in der wildfremden Umgebung an die ferne Heimat zu mahnen, wenn es dessen noch bedurft hätte. Wir schritten auf der großen Heerstraße, dem Tarik es-Sultan, weiter nach Norden. Bald bekamen wir einheimische Reisegefährten, aufs Feld ziehende Bauern, Handelsleute. Solche arabische Gesellschaft war meinem redseligen Führer umsomehr erwünscht, als er zu einem eingänglichern Gespräch in italienischer Sprache nicht Mittel genug hatte. Nach 1 1/2 Stunden erreichten wir das Dorf Barbarah, das rings von üppig grünen Gärten umkränzt war. Da wuchsen neben Mandelbäumen und Tamarisken Johannisbrotbäume, hervorstechend durch ihr dichtes sattgrünes Blattwerk. Solche reichgeschmückte Gärten sind ein um so erfreuenderer Anblick, als man fern von den Dörfern da herum weit und breit keinen Baum noch Strauch erblickt. Im Innern sah das Dorf so elend aus als irgend ein anderes und ermangelte auch nicht

[1] Jes. 1, 3. — [2] Hiob 3, 9 werden die Sterne des Wehens erwähnt, d. h. die Sterne, die mit Beginn des Nachtwindes am Himmel aufglänzen. — [3] Jes. 21, 5. — [4] Mark. 6, 46.

jener Mistfladen als Wandverzierung der Hütten. Doch besaß es eine kleine weißgetünchte Moschee mit zwei Kuppeln.

Hier bogen wir nordwestlich von der Hauptstraße ab, um nach Askalon zu kommen. Bald hinter den Gärten des Dorfes ging die Strandwüste an, die hier ihre Herrschaft fast zwei Stunden ins Land hinein ausgedehnt hat. Die grünen Grashalme verloren sich nach und nach, während Sonnenröschen, Heliotropien, Lippenblumen, Anchusen, Reiherschnäbel und andere Blumen mitten in sandiger öder Umgebung noch ihr Köpflein hervorsteckten, wie wir etwa auf unsern Alpen solch kleine freundliche Lebenszeichen da gewahren, wo unter dem Schnee alles Leben erstorben schien. Es gibt aber in dieser Wüste sehr zahlreiche größere und kleinere Oasen, sei es daß die Bodengestalt, oder der Fleiß des Landmannes der Versandung Einhalt that. In einer solchen liegt das Dörflein Nelijah, das wir nach etwas mehr als einer Stunde von Barbarah weg erreichten.

Hinter Nelijah bekam der Weg eine sanfte, nur durch wenige untiefe Einsenkungen unterbrochene Steigung. Die Aussicht auf Askalon und das Meer wurde uns durch einen von Nord nach Süd gehenden Hügelzug versperrt, auf dessen Rücken wir schon von Nelijah aus eine Ruine erblickten. Die dazwischen liegenden Vertiefungen und die reine Luft täuschten mich über die Entfernung der letztern. Wir hatten nach einer Stunde dieselbe noch nicht erreicht. Freilich konnten wir in dem tiefen losen Sand auch nicht so rüstig vorwärts kommen wie auf festem Boden. Jene Ruine bestand aus einigen zierlichen Spitzbogen und Mauerresten, Trümmern eines Baues, den Ibrahim Pascha im Jahr 1832 aus altem Material erbaut und Neu-Askalon benannt hatte. Vielleicht, daß hier eine Burg der Kreuzfahrer gestanden, die den Eingang Askalons von der großen Heerstraße her beherrschte. Jedenfalls eignete sich dieser Platz vortrefflich zu einem Luginsland. Der Blick gebietet hier über eine sehr weite Aussicht, während die Wächter auf den Thürmen Askalons den Feind erst ankündigen konnten,

wenn er schon hart an den Thoren war. Rings um uns breitete sich ein großes Leichentuch von Sand. Aber im Nordosten hob sich hinter dem gelben Wüstenstreif ein baumreiches Gefilde sehr freundlich ab. Im West hatten wir die Aussicht auf das große, in herrlichstem Blau schimmernde Meer. Ein von Südsüdost kommendes Thal schied uns von dem Strandhügel, auf dessen Rücken die zerfallenen Ringmauern der altberühmten Stadt sich dem Blick darboten. Im Frühling des Jahres 1192 hatte Richard Löwenherz diese Mauern, deren riesige Dicke wir bewundern mußten, in aller Eile aufbauen lassen. Damals erst sank die alte Säulenpracht Askalons vollends zusammen, indem die Bauleute es bequem fanden, hunderte von Granitsäulen in das Mauerwerk einzubetten.

Zu den Füßen der Mauern im Thalgrund lag ein von mächtigen Sykomoren überschattetes Weli. Wie gerne stiegen wir von der öden Sandhöhe zu dieser traulichen Stätte hinunter, und wie froh erstaunten wir, als uns drunten eine Schar Weiber mit einem muntern Glück auf! (Marchaba) grüßte und uns mit Rebekkas Freundlichkeit einen Trunk frischen Wassers bot. „Friede sei mit euch", riefen uns diese gutmütigen harmlosen „Töchter Askalons" noch zu, als wir schon den mit der Festungsmauer gekrönten Hügel hinanschritten. Dieser Hügel, der auch nach Westen steil abfällt, bildet einen natürlichen Festungswall und zieht sich im Halbkreis so um die Stadt herum, daß das Meeresufer die Sehne des Bogens bildet. Einzelne Mauerstücke sind wahrscheinlich durch Erdbeben losgerissen worden und den Abhang hinuntergestürzt. Um so leichter hatte ich es, den Mauerkranz zu besteigen und von da aus einen freien Überblick über ganz Askalon zu thun. Was sah ich aber vor mir? Wenige verworrene unkenntliche Ruinen, dort eine lange Mauer mit vielen spitzbogigen Fenstern, hier den Rest eines hohen Gewölbes vielleicht einer Kirche. Still ists in den Gassen geworden, über deren Marmorfliese einst jahrhundertelang die kauflustige Menge sich drängte. Verschwunden sind auf den öffentlichen Plätzen

die stolzen Sykomoren, deren Früchte einst jedermann umsonst brechen durfte. Längst hat die „Braut Syriens", wie Askalon noch im Zeitalter Saladins hieß, den Witwenschleier angezogen. Doch über die Gräber längst vergangener und vergessener Geschlechter breiten Palmen, Tamarisken, Sykomoren, Äpfel-, Mandel-, Orangen- und Feigenbäume ihren lebensvollen Schatten. Die Feigenbäume begannen bereits kräftig auszuschlagen, so daß am Mittag einige Männer unter ihrem Laubdach Schutz vor den Sonnenstrahlen suchten. Askalons Gärten genossen im Altertum wegen ihrer schmackhaften Zwiebeln (ascaloniæ, échalottes), ihres duftigen Weins, ihrer wohlriechenden Cypersträucher eines Weltrufes. Der Ruf ist verklungen; aber die Gärten haben ihre alte Herrlichkeit noch nicht eingebüßt, sah ich doch mitten im Trümmerfeld mit Feigenkaktus wohlumhegte Beeten kräftig sprossender Zwiebeln, Reben, deren starke Ranken sich bis zum Festungshügel hinaufwanden, einzelne Cypersträuche, die ihre mit aschweißen Blütenrispen und graugrünen ovalen Blättern geschmückten Zweige über zerfallene Mauerreste bogen. Rechts von der Stadt, durch ein kleines Thal von ihr getrennt, unweit des Ufers lag das Dorf Dschura, umgeben von vielem Grün. So bildet Askalon mit dem angrenzenden Dorfe eine äußerst fruchtbare Oase mitten in vollkommener Wüstengegend, obwohl durch die vielen Lücken und Risse des riesigen Steinwalles, der es umgibt, der Wind an einzelnen Stellen den Wüstensand auch in die Stadt hineingeweht hat.

Ich wanderte allein in den Gärten und Trümmern herum. Niemand wollte mir ein Leides anthun, so ungestraft es hier hätte geschehen können. Zuweilen begegnete ich Knaben, die mir Münzen aus Askalons Ruhmeszeit anboten, christliche und heidnische. Ich traf in allen Gegenden der Stadt halbzertrümmerte Säulenschäfte aus Granit, ferner marmorne Piedestale und korinthische Kapitäle von gleichem Material. Nicht weniger als vierzig tiefe, wohlausgemauerte Brunnen liefern reichliches süßes Wasser, und selten fehlt ein sorgfältig gepflasterter

Tränkteich in ihrer Nähe. Doch um der gut behauenen Steine willen, schont die zerstörende Menschenhand auch dieser Bauten nicht. Manchen Esel sah ich mit Brunnensteinen von Askalon beladen nach Nelijah oder Medschdel trotten. Da und dort waren Haufen von ganz kleinen Steinstücken aufgeschichtet, darunter zahlreiche Marmorsplitter, denen man bisweilen die schöne Skulptur noch anmerken konnte. Säulen schienen mir oft nur zerschlagen worden zu sein, um des die einzelnen Teile zusammenhaltenden Eisenzapfens habhaft zu werden. Besonders in der Nähe der Brunnen gab es viele kleinere und größere Reste von Altertum, darunter auch zierliche gewundene Säulchen in arabischem Stile. Seileinschnitte an schönen Marmorstücken bewiesen, daß letztere schon sehr lange Zeit als Trümmer am Brunnenrand gelegen hatten. Wie redeten diese stummen Zeugen so eindringlich vom Unbestand alles Menschenwerkes! Einst hatten hier Kanaans Kinder sich gesammelt, um ihrer Göttin Atergatis in maßloser Lust und maßlosem Schmerz zu dienen. In späteren Jahrhunderten milderte griechische Anmut die rauhen Züge dieses Gottesdienstes, ohne sie zu heiligen. Dem Kreuz erlagen die philistäischen und griechischen Götterbilder, das Kreuz dem Halbmond, bis endlich Dünensand die meisten Gärten Askalons deckte und die Ruhe des Todes über die alten Tempel, Theater und Kirchen sich ausbreitete. Doch zwischen den Trümmern blühten in alter Lieblichkeit Krokus, Anemonen, Adonisröschen und Narzissen. Vöglein flogen um mich und setzten sich von Zeit zu Zeit auf die verwitterten Mauern. Über mir der reine strahlende Himmel, vor mir das Meer mit seinem vom hellen Grün bis zum tiefen Blau abtönenden Farben, mit seiner wundersamen Brandungsmelodie und seiner unendlichen Einsamkeit, Himmel und Erde in unvergänglicher Pracht, als wollten sie mir diamantne Stäbe reichen, um daran die arme Frist menschlicher Herrlichkeit zu messen.

Auch dem Meeresufer entlang waren die Mauern teilweis noch erhalten, auf felsiger Grundlage ruhend, die sich durchschnittlich etwa

zwölf Meter über den Wasserspiegel erhebt. Es wäre mir nicht an allen Stellen möglich gewesen, zu der salzigen Flut selber, die in unaufhörlichem Spiel der Wogen vor= und rückwärts sich wiegte, hinunter zu steigen. Im Meeresgrunde entdeckte ich sechs bei einander liegende zerstörte Säulen. Der von den Wellen bespülte Strand war mit zahlreichen Muscheln übersäet. Mehrere Eingeborne vergnügten sich mit Baden in dem einladenden, klaren und lauen Wasser, ohne sich weit hinaus zu wagen, da dort Haifische nach Beute schnappen. Vom Meeresufer aus bot sich der Anblick der Festungsmauern gegen die Landseite besonders großartig dar.

Einen Seehafen besaß die Stadt jedenfalls auch in alter Zeit nicht; aber es lockte die reichgesegnete Natur und das warme, von der Meerluft gemäßigte Klima zur Ansiedlung.

Nachdem ich etwa drei Stunden in den Trümmern herumgewandert war und gelegentlich an den vielen Dornen meine Kleider etwas zerfetzt hatte, brachen wir auf nach Medschdel. Bei dem von uns erwähnten Weli am östlichen Fuße des Stadthügels sahen wir jetzt eine Menge Volks versammelt, um einen Leichenzug zu feiern. Die Mittagssonne warf glühende Strahlen auf den sandigen Boden. Das war eine der heißesten Stunden meiner ganzen Reise in Palästina. Als wir die Anhöhe unfern jener zerstörten Wachtburg erstiegen, schien Medschdel keine halbe Stunde von uns entfernt zu liegen. Das schlanke Minaret hob sich über die Häuser des großen Dorfes, das in üppig grünen Baumgärten und zwei kleinen Seen eine malerisch reizende Umgebung besaß, ein lieblicher Gegensatz zu den öden Sanddünen in der Nähe. Indem ich, den Tornister auf dem Rücken, bei der starken Hitze mühsam durch den knöcheltiefen Sand watete, schien das ersehnte Dorf gleichsam vor mir herzufliehen. An den bisweilen an uns vorüberziehenden Kamelen konnte ich den wie eigens für den Wüstensand geschaffenen Fuß bewundern. Es ist ein breiter, nur wenig gespaltener Huf von weicher Hornhaut, mit dem das Tier sehr sanft und leicht auftritt.

Von schweigenden Führern geleitet zieht eine ganze Karawane fast geräuschlos über die sandige Fläche hin. Der tiefe lose Sand verschlingt alsbald die Fußspuren und pfadlos bleibt die Wüste fort und fort.[1] Die Gärten von Medschdel, die wir nach mehr als halbstündiger mühvoller Wanderung erreichten, glichen denen Jaffas vollkommen. Hinter den hohen Kaktushecken grünten Pomeranzen-, Citronen-, Granaten- und Aprikosenbäume in dichter Menge. Natürlich durfte die edle Dattelpalme unter der bunt gemischten Versammlung nicht fehlen. Im Hintergrund, von Bäumen halb versteckt, winkte das zierlichschlanke Minaret. Es war Mittags Ein Uhr, als wir im Flecken anlangten. Mehr als eine Viertelstunde hatte sich der Weg zwischen den Gärten hingezogen.

Auf dem Bazar waren Massen von Pomeranzen und Limonen zum Verkaufe aufgehäuft. In andern Gassen sahen wir Baumwollenweber in den niedern Erdgeschossen beschäftigt. Wir kehrten bei einem reichen Manne ein. Den weiten Hof seines Hauses umgaben auf zwei Seiten spitzbogenförmige Arkaden. Von Pomeranzen, Milchschotten und ungesäuerten Broten hatten wir ein vortreffliches Mittagsmahl, das nachher noch von einem Schälchen dicken Kaffees gewürzt wurde. In einer flachen Pfanne wurde dasselbe vor unsern Augen geröstet. Zu unsern Füßen lag ein ausgehöhltes korinthisches Säulenkapitäl von Marmor. Es diente bei größeren Anlässen offenbar zum Mörser, in welchem man mit dem Stück eines kleinen Säulenschaftes die Bohnen zerdrückte. Ein solcher Stempel ruhte nämlich in der Höhlung. Für uns wurde diese schwerfällige Kaffeemühle nicht in Bewegung gesetzt. Mein Führer langte begierig nach dem Nargileh, über dessen gurgelnden Tönen und abgekühltem Rauche er selbst das Essen fast vergaß.

Erst um halb vier Uhr brachen wir wieder auf. Die Ebene zeigte sich uns auch hier von vielen Winterbachbetten durchschnitten. Pflügende Landleute, große Herden von Schafen und Rindern belebten

[1] Ps. 107, 40.

das Land rechts und links von der Straße. Esdud, unser Reiseziel, sahen wir aus ziemlicher Ferne. Es lag auf einem kleinen Hügel, umgeben von einem ausgedehnten Ölbaumwald. Am Fuße des Südwestabhanges breitete sich ein weiter Sumpf aus. Bei sehr vielen Dörfern hatten wir nun schon solche größere oder kleinere Sumpfteiche getroffen, die natürlich bald nach Sommers Anfang vertrocknen. Ehe wir in Esdud einzogen, sahen wir am Ostrande jenes Sumpfes etwa vierzig Schritte vom Wege entfernt ein großes quadratisches Gebäude. Ich maß eine Seite zu dreiundsiebzig Schritt. Das Innere bestand aus einem Hof, den spitzbogenförmige Hallen in arabischem Stil umgaben. Die einschließenden Mauern hatten eine Dicke von zwei Metern, erhoben sich aber nicht zu außergewöhnlicher Höhe. Auf dem Boden lagen einige zerborstene Granitsäulen. Das Gebäude gehörte zur Reihe jener öffentlichen Herbergen, Chan geheißen, welche schon vor Jahrhunderten von wohlgesinnten Landesfürsten an der großen Handelsstraße zwischen Ägypten und Damaskus waren erbaut worden. Gewöhnlich eine Tagreise von einander entfernt, bieten sie dem Reisenden eine sichere Nachtherberge, aber weder Nahrung noch Bette. Nahebei zogen junge Männer mittelst Seil und Wellbaum Wasser aus tiefem Brunnen und gossen es in einen Marmortrog, dessen Außenseite mit Bildwerk von Trauben und andern Früchten geschmückt war. Einst hatte dieser Trog einem müden Erdenbürger als Sarg gedient. Nun löschen Abends Rinder, Schafe und Ziegen daraus ihren Durst. Den Staub des Toten hat der Wind längst verweht. Des Toten Name ist vergessen und erfüllt das Sinnbild auf der Wand des Sarges: Auch des Mensch geht dahin wie eine reife Frucht, und kein anderes Schicksal haben seine Werke. Ein marmorner Säulenfuß stützte das eine Ende des Wellbaumes, doch vom Tempel, zu dem dieses Säulenstück einst gehörte, sah ich keine Spur mehr.

Das Dorf Esdud nahm nur einen Teil des Hügels ein, auf dem andern breiteten sich palmengeschmückte Gärten und ein Totenacker

aus. Noch am spätem Abend ließ auf letzterem eine Witwe ihr Klagegeschrei ertönen. Altertümer bemerkte ich im Dorfe selbst gar keine. Die Hütten waren nur aus Luftziegeln gebaut, wie in anderen Dörfern der Niederung. Von der alten berühmten Philisterstadt, die hier gestanden, jenem Asdod, um das sich assyrische[1] und ägyptische Heermassen oftmals lagerten, das einst der Pharao Psammetich I. nur nach einer Belagerung von 29 Jahren erobern konnte, ist bis auf den Namen alles spurlos verschwunden.

Die Männer hatten sich in der Wohnung des Schechs schon zur Mahlzeit hingesetzt, als wir daselbst ankamen. Unter ihnen befand sich ein Christ, der uns gastfreundlich in seine Hütte einlud. Wir verweilten indes noch einige Zeit im Freien, da die angenehme Kühle des Abends nach der großen Hitze des Tages mir sehr wohlthat. An solch frischen herrlichen Abenden brachten sie von allen Seiten zu dem großen Meister aus Nazareth Kranke und Gebrechliche.[2] Als die Nacht schon völlig eingebrochen war und wir unserem Gastfreunde durch eine lange Gasse zu seiner Hütte folgten, hatte sich der Himmel ganz mit Gewölk bedeckt. Lichtlos war das Firmament, in gestaltloser Öde lagerte sich die nächtliche Ebene[3] zu Füßen der Philisterstadt, und kein Laut durchbrach die rings waltende Stille. Unser christlicher Philister führte uns in eine gar arme Hütte ein und konnte uns in der kleinen Kammer, in der er mit uns sich schlafen legte, nur kümmerlichen Platz bieten, aber immerhin leuchtete ein Lämplein vom Leuchter an der Wand herab zu unseren Träumen von Heimatglück und Wiedersehen.

20. März.

Obgleich auch am folgenden Morgen der Himmel noch recht trübe aussah, kam doch der ersehnte Spätregen nicht; sondern gegen Mittag hellte sich das Wetter vollständig auf. Auf dem welligen Flachland, das wir während der ersten Stunden des Tages durchschritten, wechselten

[1] Jes. 20, 1. — [2] Matth. 8, 16 u. a. — [3] Jer. 4, 23.

die Getreidefelder mit großen Strecken von Narcissen, Crocus, Meerzwiebeln und Silenen ab. Ehe wir beim Dorfe Bet Schit anlangten, hatten wir schon drei größere Rinnsale überschritten. Dieses Dorf liegt zwei Stunden nordwärts von Esdud auf kleinem sanftem Hügel. Neben den Hütten sah ich einige Ruinen arabischen Ursprungs.

Unser Weg zog sich langsam immer mehr landeinwärts. Zur Linken begleitete uns in der Entfernung von etwa einer Stunde ein grüner niedriger Hügelstrich, auf dem das Städtchen Jebna, auch Jamnia geheißen, durch Einschnitte und Sättel von seiner Umgebung getrennt, einen recht malerischen Anblick darbot. Von den Mauern Jebnas aus schauten siebzig Jahre nach Christi Geburt ehemalige Ratsherren Jerusalems in tiefstem Schmerz zu den Bergen auf, hinter denen die heilige Stadt zertrümmert lag; denn nachdem das Heiligtum Israels auf Zion in Flammen aufgegangen und Jerusalem ein Schutthaufe geworden, sammelte sich der jüdische hohe Rat im kleinen Jebna. Als wir ungefähr in gerader Linie mit dem Städtchen uns befanden, überschritten wir den Wadi Rubin auf einer kleinen Brücke, welche von zwei steinernen Gewölben getragen war. Einige Minuten nördlich vor uns lag das Dörfchen Maghar auf einem Felsvorsprung von braunem Sandstein. Ob eine der Höhlen, die zu Füßen des Dorfes in den Sandstein eingelagert sind, einst die vor Josua flüchtigen Könige beherbergt habe,[1] ob hier die Höhle von Makkeda zu suchen sei, wie einzelne Forscher behaupten, wage ich nicht zu entscheiden.

Vormittags zehn Uhr langten wir in Agrun[2] an. Auch dieses Dorf war auf einem kleinen Hügel auferbaut, auf demselben Platze, wo einst die feste Philisterstadt Ekron gestanden.[3] Eine schlanke Palme ragte hoch über einem Feld niederer Tabakstauden am Abhang empor, und eine alte Akazie warf den dünnen Schatten ihrer zierlichen

---

[1] Jos. 10, 16 f. — [2] So und nicht Akir hörte ich daselbst aussprechen. — [3] 1. Sam. 5, 10. Amos 1, 8. Zeph. 2, 4

Krone über eine gut gemauerte Zisterne, die kein Wasser hatte, dafür aber einer Menge von Vögeln zur sichern Heimstätte diente. In der Mitte des Dorfes trafen wir die Grabkapelle des „Propheten" (Nebi) Akra. War dieser Prophet einst wirklich ein gotterleuchteter Mann, oder verbirgt sich unter seinem Namen ein Gott der alten Philister, unter dessen Schutz sich heutzutage noch Ekrons Söhne sicher fühlen? Das Dorf betrieb, wie ich sah, ziemlich viel Bienenzucht. Anstatt der Körbe brauchte man, wie überhaupt in ganz Palästina, große Töpfe, die wagrecht übereinander lagen und deren Öffnung vorn bis an das Flugloch mit Erde verklebt war. Da wir heute muhammedanischen Feiertag, nämlich Freitag hatten, so fehlte es nicht an jungem und altem Volk, das alsobald herbeieilte, den fremdländischen Gast zu sehen. Die Leute zeigten sich sehr gutmütig. In Hülle und Fülle reichten sie mir von dem schmackhaften Backwerk, welches sie auf das morgen stattfindende große Bairamfest bereitet hatten. Mehl, Butter und Datteln, in Ringlein zusammengebacken, bildeten diese Festspeise. Mehr als wir, schätzen die Südländer die Süßigkeiten; darum wollte das Volk Israel von seiner Heimat das Höchste sagen, wenn es sie pries als ein Land, da Milch und Honig fließt.[1] Daß aber die Leute von Ekron gutes Brot bereiten, das hat schon ein Wandersmann im Jahr 980 n. Chr. rühmend erwähnt. Ich saß am Boden vor einer Hütte und ließ es mir wohlschmecken, während vierzig Männer und Knaben mich umstanden. Unter meinen Zuschauern hatten einige ein Schaffell mit nach innen gekehrtem Vließe als Mantel über sich geworfen, wie dies einst bei den Hirten in Israel üblich war.[2] Die Menge begleitete mich nachher freundlich durchs Dorf und suchte meinem Forschungseifer nach Kräften Vorschub zu leisten. Auch hier entdeckte ich eine jener geräumigen wasserlosen Zisternen, die gewiß seit uralter Zeit zur Aufbewahrung des Getreides gebraucht wurden und die sonder Zweifel auch Johannes der Täufer vor Augen hatte.[3]

[1] 2. Mos. 3, 8. — [2] Jer. 43, 12. — [3] Matth. 3, 12.

Von hier wandte ich mich nordostwärts wieder zum Gebirge hinauf, voll Danks über die herzliche altmorgenländische Gastfreundschaft, die ich in der Niederung überall gefunden. Trotzdem daß es Freitag war, sah ich doch öfters muhammedanische Landleute mit Pflügen beschäftigt. Es hat dieser Tag bei ihnen nicht diese überwiegende Weihe und Heiligkeit erlangt, wie die entsprechenden Tage bei Juden und Christen. Um Mittag erreichten wir das Dorf Neaneh (Naama).[1] Neben einer sehr alten, mit roh zubehauenen Quadersteinen ausgemauerten Zisterne fand ich hier ein Stück Mosaikboden. In den nächstliegenden Feldern waren Zwiebeln massenhaft angepflanzt.

Abwechselnd führte der Weg durch unfruchtbare und sehr fruchtbare, wohl angebaute Striche. Leicht könnte aber die ganze Ebene dem Anbau gewonnen werden. Beim Dorfe Abuschuscheh, sieben Viertelstunden östlich von Neaneh, begann für uns das Steigen. Nun kam auch wieder der nackte Kalkfelsen zum Vorschein, und mit ihm sein unzertrennlicher Gefährte, der Christusdorn. Oben beim Dorfe aber freute ich mich des schönen Ausblicks auf die Ebene, zumal auf Ramleh. Das Dorf nimmt den südlichen Teil eines länglichen Hügelrückens ein, während auf dem mittlern und nördlichen die Trümmer der einst viel genannten Feste Gezer[2] (Gazara, jetzt Dschezar) liegen. Das Weichbild Gezers besaß noch in makkabäischer Zeit, wie sich aus neuerlich entdeckten Inschriften ergibt, die für eine Levitenstadt geforderte Ausdehnung.[3]

Hinter dem Dorfe gingen wir sogleich in ein kleines grünes Thal hinunter. Munter sprudelten im Grund zwei kristallhelle Bächlein über das Gestein. Rübenkraut umsäumte in dieser Gegend einzelne Weizenfelder, deren saftiges Grün von der Kahlheit der umgebenden Hügelrücken scharf sich abhob. Als wir auf der Höhe des östlichen

---

[1] Jos. 15, 41. — [2] Jos. 10, 33. 21, 21. 1. Kön. 9, 51—17 u. s. w. — [3] 4. Mos. 35, 4.

Thalrandes anlangten, hatten wir Latrun auf einzelstehendem Hügel vor uns in der Entfernung einer Stunde. Wir mußten schräg über den Abhang eines größeren Thales hinunterschreiten, um in die große Jerusalemstraße einzumünden. Wachttürme kündeten von weitem an, daß es sich hier um eine Hauptstraße handle, und bewaffnete Reiter, die in sausendem Galopp die Straße hinunterjagten, wollten dem wehrlosen Wanderer jegliche Furcht vor Räubern benehmen. Auch in dieser Gegend hatte Richard Löwenherz in den Jahren 1191 und 1192 manchen kühnen Strauß bestanden. Bisweilen schreckte er Hunderte von Feinden in die Flucht, wenn er unter laut hallendem Schlachtgeschrei mit eingelegter Lanze gegen sie rannte; aber mehr als einmal war er auch von Gefangenschaft und Tod bedroht. Wie belebt war doch die Straße im Thalgrund durch Reiter und Fußgänger, durch Scharen von Eseln und Maulesel! Rinderherden weideten auf den Triften am Abhang.

Als wir am Fuße des Hügels von Latrun angelangt waren, säumte ich nicht dessen Höhe zu besteigen. Steil ging es zu derselben hinauf; aber droben belohnte mich eine schöne Aussicht nach West. Über niedrige Anhöhen und die weiten Flächen der Ramlehebene schweifte das Auge bis zu den Sanddünen, hinter welchen sich das Meer als ein schmaler blauer Streifen schwach andeutete. Die Ruine aber war nichts anderes als eine gewaltige Feste von teilweis hohem Altertum. Viele Mauern, aus großen fugenrändrigen Quadern erbaut, haben dem Sturme der Zeit getrotzt. Reicht die Hauptmasse in römische oder altjüdische Zeit zurück, worauf auch noch der Schaft und das Kapitäl einer Säule hindeutet, so zeigen dafür einzelne Gewölbe und Mauern arabischen oder fränkischen Ursprung. Wo die Bodengestalt es forderte, wie im Westen, war auf einer tiefen Terrasse noch eine Mauer aufgeführt worden. Aus dem Namen Latrun schlossen einst christliche Pilger, hier hätten die zwei Räuber (latrones) gewohnt, die mit Christus gekreuzigt worden. Mit mehr Gewißheit können wir sagen,

daß diese Feste, welche eine Hauptstraße am Eingang ins Gebirge beherrscht, viele Jahrhunderte lang große Wichtigkeit gehabt haben muß. Wasser gab es oben keines, obschon sich ein ganzes Dorf in die Trümmer hineingebaut hat. Auch die Quelle am Fuße des Westabhangs floß spärlich. Von weither schleppten es Männer oder Frauen den Berg hinauf oder ließen Esel die großen Wasserkrüge tragen. Das Innere der Feste, ein Wirrwar von halb oder fast ganz zertrümmerten Mauern, vermochte ich nicht zu einem deutlichen Bilde zu gestalten. Mit wütendem Gebell verfolgten mich die Hunde, da ich ihre Lagerplätze aufstörte.

Die Pilgerstraße geht über einen Bergsattel nördlich an Latrun vorbei und senkt sich langsam einem neuen Thale zu, dem Wadi Ali. Aus den Pfützen, die sich von den Regenwassern im Bachbette zur Rechten des Weges gebildet hatten, tönte uns heimatliches Frösche-gequak entgegen. Wir zogen in diesem Thale fort, bis es sich zur schmalen Schlucht verengte. Hier, wo ein Araber eine Kaffee- und Nargilehwirtschaft errichtet hatte, nahmen wir unser Nachtquartier.

Ich schlief auf sehr unbequemem Lager, einer Art Bank, der um vieles die gehörige Länge fehlte. Abdallah schlief gar nicht, sondern rauchte und plauderte bis an den frühen Morgen. Es wurde ununterbrochen ein Feuer unterhalten. Soldaten kamen von den benachbarten Wachtposten Gesellschaft zu leisten, und fleißig kreiste Kaffee und Nargileh. Mein Führer, der als Koch des Pascha lange mit Soldaten zusammengelebt, fand sich jetzt recht in seinem Elemente. Für die Sicherheit der Pilgerstraße sind alle anwohnenden Haushaltungen verantwortlich. Klagend erzählte unser Wirt, welch schweren Schlag vor kurzem ein in der Nähe begangener Diebstahl ihm versetzt, indem die Regierung unerbittlich das Gesetz in Anwendung gebracht habe. In echt morgenländischer Weise haften so überhaupt die Genossen eines Dorfes

oder Bezirkes für einander. Die Regierung hält sich stets an die ganze Gemeinde und überläßt es dieser, die Schuldigen auszukundschaften. [1]

21. März.

Morgens in aller Frühe, als die Sonne noch hinter den Bergen lag und erst der Morgenstern den Aufgang ankündigte, verließen wir die unbequeme Herberge. Wie köstlich war in der Morgenkühle das Wandern zu Fuß! In der engen Schlucht, die wir betraten, ertönte der Gesang von Amseln und Drosseln überaus melodisch. Dorngebüsch bedeckte spärlich den felsigen Boden am Abhang und in der Tiefe. Doch mit schwerem Tau war alles benetzt und ein erquickender Morgenduft strömte uns selbst in dieser scheinbar so dürren Gegend entgegen. Wir trafen bald Gesellschaft, Reiter zu Pferd und Esel, doch keine Pilgrime zu Fuß. Nach anderthalb Stunden sahen wir zur Rechten auf stolzer Höhe das Dorf Saris. Ölbaumgärten stiegen terrassenförmig bis zu den Hütten des Dorfes hinauf.

Der Weg zeigte sich ziemlich steil, bis wir auf eine kleine Hochebene kamen. Hier öffnete sich dem Blick ein tiefes Thal zur Linken. Im Übrigen reichte die Aussicht bis nach Jerusalem nirgends weit; denn wir waren stets von hohen Bergen umgeben, die sich in regellos welligen, rundlichen, niemals schroffen Linien verliefen. Die Kahlheit des Bodens wurde von Zeit zu Zeit durch Ölbaumpflanzungen unterbrochen und die ödesten Gegenden belebte wenigstens das freundliche Rufen der Feldhühner. Allzusehr gleicht dieser Hühner Farbe dem gelblichen Gestein, als daß wir eines von ihnen hätten entdecken können. Aber ihr Ruf kündete uns, daß sie fleißig Eier legten. Nicht selten findet der Jäger zwanzig Eier im gleichen Rebhuhnnest und heimst sie als gute Beute ein. So gehts dem armen Huhn

[1] Vgl. damit die Sühnungszeremonien bei den alten Israeliten, wenn der Mörder eines auf dem Felde Erschlagenen unbekannt blieb: 5. Mos. 21, 1—9.

immer noch wie in Jeremias Zeit: „Es häuft Eier und kann sie nicht ausbrüten.“ [1] Fruchtbar und anmutig erschien mir das Thal von Abu Ghosch, das wir eine Stunde nach Saris erreichten.

Abu Ghosch selbst, das alte Kirjath-Jearim, wo zu Samuels Zeit die Bundeslade gestanden, [2] breitete sich als sehr stattliches Dorf am südwestlichen Bergabhang aus. Hoch oben standen einige große burgähnliche Häuser, das ganze Dorf beherrschend. Sie gehörten der berühmten und einst so gefürchteten Schechfamilie, von der letzteres seinen Namen erhalten. Seitdem die Regierung 1846 den Übermut der Familie schwer gezüchtigt, kann der Pilger sorglos nun auch an diesem Dorfe vorbeiziehen. Dem Reisenden muß, wenn er ins Thal von Abu Ghosch kommt, alsobald eine sehr gut erhaltene Kirche fränkischen Ursprungs in die Augen fallen, die am Ostrande des Dorfes steht. Das mit Strebepfeilern gezierte Mittelschiff überragt, wie bei den Basiliken, die beiden Seitenschiffe. Die innern spitzbogigen Hallen sind von mächtigen Pfeilern getragen. Durch drei rundbogige, nach innen sich verengende Fenster fiel einst das Licht in die Kirche. Der schöne Tempel dient jetzt als Viehstall. Wie ist doch die Herrlichkeit der Kreuzfahrer so elend zu Grunde gegangen! Aber wahrlich, man kann ihnen die Bewunderung nicht versagen, wenn man sieht, was sie alles mit gewaltiger Thatkraft binnem einem Jahrhundert als fast unverwüstliche Denkmale ihrer Macht geschaffen.

Eine Menge weißgekleideter Frauen zogen an uns vorüber. Sie kamen vielleicht von einer Totenklage. Im Grunde des Thales sprudelte eine sehr reiche Quelle. Der Weg war fast durchgängig schlecht, mit losen, spitzigen, eckigen Steinen oft wie übersät, um uns an des Propheten Ruf zu erinnern: „Bahnet, bahnet die Bahn, reiniget sie von Steinen.“ [3] Nachdem wir das Thal von Abu Ghosch verlassen,

---

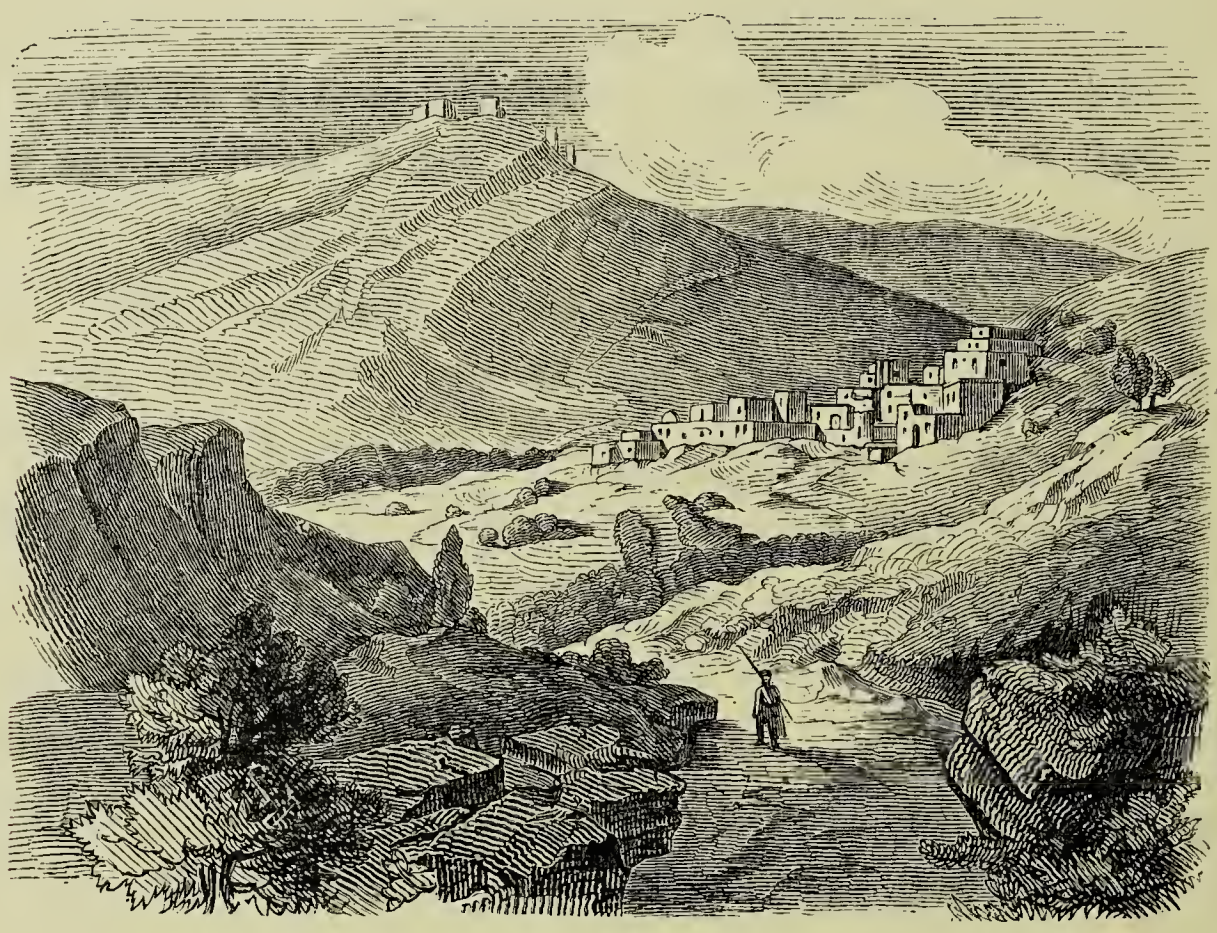
[1] Jer. 17, 11: Ein Rebhuhn häuft Eier und brütet sie nicht aus, so ein Mensch, der durch Ungerechtigkeit Reichtum sammelt. In der Mitte seiner Tage muß er ihn verlassen. — [2] 1. Sam. 7, 1. 2. Sam. 6, 2. — [3] Jes. 62, 10.

kamen wir an Stellen, wo er geradezu durch ein Bachbett hinführt. Da war es nicht ganz leicht, trockene Füße zu behalten; denn es hatte sich das Wasser in zahlreichen größeren und kleineren Lachen angesammelt, welche bisweilen die ganze Breite des Weges einnahmen. Wer sollte es glauben, daß jährlich viel tausend vornehme und geringe Pilger diese Straße ziehen! Wasser rieselte von der Höhe hernieder, als wir am Dörfchen Bet Nakuba vorüberzogen. Zur Rechten zeigte sich auf hochragendem Bergkegel über Felsbänken und Niederwald das Dorf Soba. So weltabgeschieden lag es da, daß der Prophet Jesajas auch diesen Ort eine „einsame Stätte des Waldes“[1] hätte nennen können. Durch Thäler und über breite, bald sanfter, bald steiler abgedachte Hügelrücken führte unser Pfad abwechselnd weiter. Lieblich sah ich mehrmals Feigenbäume umrankt von Weinstöcken. Von Baum zu Baum sich schwingend, bilden letztere im Sommer schattenreiche Lauben. Unweit rechts vom Wege ragte der zerfallene Turm von el-Kastel auf spitzem Hügel empor. In dem felsigen Thale, das uns nahe dieser Ruine vorüberführte, gab es mehrere Quellen, ein köstliches Ding für die durstenden Pilgrime. Das Wasser war in Felsenritzen verborgen und teilweise noch mit künstlicher Mauer eingefaßt. Dieses Thal mündet in den großen Wadi von Kalonijeh aus, zu welchem sich die Straße langsam absenkt.

Das Dorf Kalonijeh liegt hoch über derselben an der nordwestlichen Berghalde. Ganz nahe dem Thalgrunde aber fielen zwei Ruinenmassen sofort ins Auge, große gevierte Mauern, zum Teil aus mächtigen, fugenrändrigen Steinen aufgebaut. Wenige Schritte von da entfernt entdeckte ich am Rande des Winterbaches, der von Kalonijeh herabkommt, eine dritte Ruine. An beiden Ufern standen noch Mauerreste, so daß offenbar das Gebäude einst über den Bach hin gebaut gewesen war. Das felsige Bett des letztern hatte man quadratisch zu einem kleinen Teiche

[1] Jes. 17, 19.

ausgehauen und diesen mit dem gewöhnlichen Kalkgusse wasserdicht gemacht. Nahebei lag der Rest eines Säulenschaftes. Alle diese Trümmer gehörten einem längst verfallenen Kloster an. Zur Niederlassung hatte der liebliche Thalgrund gewiß in frühester Zeit angereizt. Eine reiche, unter Felsgewölben verborgene Quelle mit doppeltem Ausgang bewässerte Gärten, in denen zahlreiche Mandelbäume mit weißroten Blüten zwischen



Colonia (Emmaus).

dem dunkelgrünen Laub der Orangenbäume hindurchschimmerten. An den umgebenden Abhängen stiegen Rebgelände und Ölbaumalleen terrassenförmig auf. Die Aussicht reicht nach keiner Seite hin weit; aber die Abgeschlossenheit erhöht den Reiz des gesegneten anmutigen Thales. Unfern der Quelle hatte ein Kaffeewirt seine Zelte aufgeschlagen und hielt Kaffee, Nargileh, Brot, Wasser und Pomeranzen für die Pilger bereit. Man soll auch von Jerusalem aus gerne den stillen, heimeligen Ort aufsuchen, indem die Entfernung nur anderthalb Stunden beträgt. Colonia nannten einst die Römer diesen Ort; aber sein älterer Name,

unter welchem er den Christen teuer geworden, lautete Emmaus. Welchem christlichen Wandersmann kämen hier nicht die zwei Jünger in Erinnerung, die zu dem Auferstandenen sprachen: „Herr, bleibe bei uns; denn es will Abend werden.“[1] Wie die Rabbinen berichten, zogen nach dem Versöhnungstag die Jungfrauen Jerusalems nach diesem anmutigen Gelände hinaus den Jünglingen entgegen, um vereint mit ihnen singend und tanzend harmloser Freude über die wiedergewonnene Versöhnung mit Gott sich hinzugeben.

Über das breite Bett des Thalbaches, der in Winterszeit viel Geröll mit sich bringt und von den Regengüssen stark anschwillt, führt eine steinerne Brücke, auf vier Gewölbe sich stützend. Freilich jetzt hätte man auch ohne dieselbe trockenen Fußes hinübergehen können. In sanft geschwungener Linie lief das Rinnsal südwärts, da und dort von Oleander umsäumt oder von einzelnen Johannesbrotbäumen überschattet. Als Israel noch in vollem Glanz sein großes Herbstfest feierte, holten die Bürger der Hauptstadt scharenweis von hier die nötigen Ruten und Zweige für ihre Laubhütten.[2] Der Weg stieg von da an bald wieder bergan, so daß wir nach einer halben Stunde prächtig auf das tiefe Thal und das hochgelegene Kalonijeh zurück sahen. Bergwall auf Bergwall türmte sich hintereinander auf, Berg und Thal meist furchtbar öd und steinig. Zur Linken in der Tiefe zeigte uns sich Lifta, einst Nephthoa geheißen,[3] wo drei enge Thäler zusammenkommen, weiter nach Norden an den Berghalden noch einige andere Dörfer. In einem Thalgrunde rechts sahen wir zu gleicher Zeit das stattliche Kloster des heiligen Kreuzes.

Je näher wir Jerusalem rückten, desto mehr trafen wir urbaren Boden. Mächtige Steinhaufen waren zu losen Mauern aufgeschichtet und umgaben so schützend das Land, das sie einst öde und unfruchtbar gemacht. Etwa 20 oder 30 Minuten westlich von Jerusalem beginnt

[1] Luk. 24, 13. — [2] 3 Mos. 23, u. a. Neh. 8, 15. — [3] Jos. 15, 9. 18, 15.

ein breiter Bergrücken, der erst ganz nahe der Stadt allmälig sich absenkt. Auch einige abendländische Ansiedler haben sich auf diese Hochebene hinausgewagt, unter diesen der deutsche Waisenvater Schneller.[1]

Jerusalem kam mir erst in Sicht, als ich ihm bis auf zehn Minuten nahe gerückt war. Auf dem Davidsthurm flatterte zu Ehren des Bairamfestes die Fahne des Halbmonds. Froh begrüßte ich die mir gleichsam zur zweiten Heimat gewordene teure Stadt nach der achttägigen Rundreise in Judäa und zog schnellen Schrittes durch die bekannten Gassen, voll Freude, in einem trefflichen protestantischen Hospiz von allen Reisestrapazen mich erholen zu können.

Ausflug nach Jericho und dem toten Meere.

Wenn man auf dem Ölberge oder den Höhen nördlich von Jerusalem zu der Jordansebene und dem toten Meer hinunterschaut, gewinnt das Verlangen doppelte Stärke, jene Landschaft in der Nähe zu betrachten, mit der unsere Einbildungskraft in den Kinderjahren schon vertraut geworden.

Dort aber haben die ungezähmten Kinder Ismaels (die Beduinen) ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen. Sie gleichen noch ganz ihrem Stammvater, von dem in altersgrauer Zeit verkündet wurde: „Er wird ein Waldesel von Mensch sein. Seine Hand wird wider jedermann und jedermanns Hand gegen ihn sein".[2] Will man ihr Gebiet besuchen, so muß man sich zum voraus ihren Schutz zusichern, sonst überfallen sie schonungslos den Fremdling, plündern ihn bis aufs Hemde, töten ihn, wenn er sich zur Wehre setzen will. Ihre Häuptlinge aber, die einen rechtmäßigen sichern Gewinn dem unsichern des Raubes vorziehen, kommen

---

[1] Seitdem sind in dieser Gegend eine Menge europäischer Bauten entstanden. — [2] 1. Mos. 16, 12.

nach Jerusalem und lassen sich da von den Reisenden eine Geleitstaxe bezahlen. Gewöhnlich thut sich von den letztern eine ganze Gesellschaft zusammen. Geleitet von dem Beduinenhäuptling reist man alsdann so sicher durch jene wilden, einsamen Gegenden wie in den volkreichsten Gegenden der eigenen Heimat.

24. März.

Die Gesellschaft, der ich mich anschloß, hatte verabredet, sich in aller Frühe zu versammeln. Aber da die meisten Übrigen auch in der Wüste des Täufers Johannes der vielerlei Dinge nicht entbehren wollten, welche zur europäischen Lebensbequemlichkeit gehören, wurde es fast Mittag, bis man zur Abreise fertig war. Freudig begrüßte ich nach langem Warten den Augenblick des Aufbruches. Wir bildeten einen sehr stattlichen Zug und wie bunt gemischt! Voran ritt der Häuptling, ein äußerst hagerer Mann mit erdbraunem Gesicht, in ärmlichem Kleide. Sein schönes mutiges Pferd lenkte er nur mit der Halfter. Ihm zur Seite schritten zu Fuß einige seiner Stammesgenossen, auf der Schulter erbärmliche Flinten tragend. Hinter ihnen folgten wir Abendländer. Einige von uns hatten ihre Heimat bei den blauen Bergen jenseits des atlantischen Ozeans, einer kam vom Themseufer, zwei andere stammten aus Gegenden deutscher Zunge. Den Beschluß machte ein mulattischer Koch aus Ägypten mit vielen Mauleseln. Wir zogen an der Nordseite der Stadt hin, bei der Nordostecke herum ins Josaphatthal hinab.

Da man mir in Jerusalem des eindringlichsten versicherte, es sei durchaus unmöglich zu Fuß an den Jordan hinunter zu pilgern, so hatte ich mich, wenn auch mit großem Widerstreben, zum Reiten bequemt. Der elende Klepper, den mir mein Führer hergeschafft, gab mir aber solche Arbeit, daß ich nicht wenig am Reisegenuß verhindert wurde. Ich fand nachher, daß ich ganz leicht hätte den Weg zu Fuß machen können.

Als wir bei Gethsemane angelangt waren, zogen wir auf sehr sanft ansteigendem Wege den Abhang des Ölberges hinauf und überschritten den Sattel zwischen letzterm und dem Ärgernisberg. Wir kamen in ein von Feigen-, Mandel- und Ölbäumen lieblich geschmücktes Thälchen hinunter. Der Weg war breit, hie und da in den Fels eingehauen. Dieses Weges wanderte einst Jesus von

Bethanien.

Bethanien her, schmerzlich bewegt vom Gedanken, daß Israel noch immer nicht die von Gott gewollten Früchte bringe. Da sah er von ferne, es war in der Mitte des April, einen vollbelaubten Feigenbaum. Verwundert über die zu solcher Jahreszeit seltene Erscheinung trat er nahe hinzu, um auch die dem Laub entsprechenden Fruchtansätze zu finden; doch deren gab es keine. Da sagte er, der Kenner der Natur und der Menschenherzen: „Dieser Baum wird bald verdorren"; denn ein Feigenbaum mit vollem Laub im ersten Frühling ohne Fruchtansätze ist ein kranker Baum. Und siehe, als der Herr am nächsten

Morgen mit den Jüngern wieder vorüberging, war der Baum welk. Im Schicksal des Baumes las Jesus das Schicksal seines Volkes, das damals im vollen Schmucke seines heiligen Buches, seiner Feste und Gottesdienste prangte.[1] Wie wir östlich aus dem Thälchen aufstiegen, sahen wir Bethanien bald vor uns. Bethanien, oder wie es jetzt heißt el-Azarijeh, liegt an einem östlichen Vorhügel des Ölbergs. Über dem höchsten Punkt des Dorfes ragt die Ruine eines Turmes empor. Die berühmte Königin Melisindis hatte diesen erbauen lassen zum Schutze des Klosters schwarzer Nonnen, das sie hier gestiftet. Heimelig ist das kleine Dorf zwischen Hügeln und Bergen versteckt, anmutig zeigte sich seine nächste Umgebung durch grüne Getreidefelder und vielerlei Bäume, während der Ölberg hier auf der östlichen Seite viel öder und unfruchtbarer aussah, als auf der westlichen.

In diesem abgelegenen Orte am Rande der Wüste verlebte Jesus manche Stunde stillen Glückes. Umgeben und gepflegt von sinniger, treuester Liebe erholte er sich jeweilen von den harten leidenvollen Kämpfen, die er drüben mit den Häuptern seines Volkes zu bestehen hatte. Von früher her in Bethanien bekannt, durfte er ohne weiters bei seiner letzten Reise nach Jerusalem die Jünger ins Dorf vorausschicken, daß sie ihm eine Eselin von da brächten.[2] Nachher ging er jeden Abend bis zur Nacht, da er verraten ward, nach Bethanien und zwar wohl den Fußweg über den höchsten Gipfel des Ölbergs, weil dieser näher ist als der Kamelweg südlich herum. So treue, ihm innig ergebene Freunde hatte er in der Stadt drüben nicht wie hier. Durch die Schwestern Martha und Maria aber wird das Dörflein als die Heimat hochsinniger zarter Freundschaft den frommen Herzen ewig geheiligt bleiben.

Bald hinter Bethanien mußten wir eine neue Anhöhe ersteigen und kamen dann auf steilem Weg in einen Thalkessel hinunter. Hier

---

[1] Mark. 11, 12—14. 20. 21. — [2] Matth. 21, 2.

gings eine gute Weile auf ebenem Pfade zwischen hohen Bergen vorwärts. Wie still und einöd wars hier! Vergebens spähte man nach einer Hütte. Im Thalgrunde wuchsen einzelne knorrige Terebinthen; die Abhänge dagegen waren ganz von Dorngestrüpp und Steintrümmern bedeckt und konnten daher selbst dem Kleinvieh nur sehr kümmerliche Weide bieten. Gleichwohl fehlte es nicht an Herden weißlicher Schafe und schwarzer Ziegen. Es war recht hübsch zu sehen, wie die braven Schafe rechts vom Hirten, sittsam zusammengeschart, mit unverdrossenem Fleiß an den Dornen knupperten, während links die mutwilligen Ziegen hier an einem Stäudlein zupften, dort einen vereinsamten Grashalm erhaschten und dann wieder in ergötzlichen Sprüngen ihr Spiel trieben. Wie einfach, mußte ich mir sagen, sind doch die Bilder, in welche der Weiseste der Weisen die erhabensten Gedanken eingekleidet hat![1] Der junge Hirte vertrieb sich die Zeit mit Versuchen auf seiner Flöte. Sein Leben muß so einförmig sein, wie die Melodien, die er seiner Flöte entlockte. Den Löwen aus dem Gebüsch des Jordan hat er nicht mehr zu fürchten wie einst die Hirten Israels; wohl aber durchstreifen heute noch Hyänen, Wölfe und Schakale diese einsame Gegend. Wenn nun etwa ein Gewitter die Herden erschreckt, daß sie überallhin sich zerstreuen,[2] dann fällt leicht ein verirrtes Schaf den Raubtieren zur Beute. Der Hirte muß dasselbe nicht ersetzen, wohl aber, wie zu Amos' Zeit,[3] zur Bezeugung des Unfalls die zerrissenen Ohrläppchen des Schafes seinem Herrn vorweisen. An den zahllosen scharfkantigen Steinen kommen Schafe und Ziegen oft zu Schaden. Es verstehen sich jedoch heute noch die Hirten wie in den Tagen des Ezechiel[4] und Zacharias[5] außerordentlich gut auf Heilung der Beinbrüche ihrer Tiere. Mit Hilfe eines elenden Stückleins Holz, wie's die Steppe gibt, und eines Lappens, den sie von ihrem eigenen Rock abgerissen, heilen sie den Schaden wie der beste

---

[1] Matth. 25, 32. 33. — [2] Ez. 30, 3. — [3] Amos 3, 12. — [4] Ez. 34, 16. — [5] Zach. 11, 16.

Wundarzt. In diesem oder einem benachbarten Thale war es, daß der greise König David hinunter floh an den Jordan. So leicht läßt sich vorstellen, wie Simei oben am Rande eines steilen Thalabhangs hingehend Steine auf den König und dessen Begleiter warf,[1] indem er ihm fluchte und rief: „Heraus, heraus, du blutdürstiger Mann, du Mann Belials!“[2]

Nach einem Ritt von ungefähr drei Stunden machten wir bei dem zerstörten Chan Chadhrur Halt. Tal'at Dumm heißt heute der Hügel, auf dem er ruht, Adummim in der Bibel.[3] Stammen auch die jetzt gesehenen Ruinen nicht aus alter Zeit, so schließt doch nichts aus, daß es hier schon im Altertum eine „Herberge der Wanderer“, einen Chan, gegeben, aber doch vielleicht noch nicht zur Zeit Christi, als ein jüdischer Mann zwischen Jerusalem und Jericho unter die Räuber fiel.[4] Der harmlose Wanderer hatte sich wohl auf diese Straße getraut, weil sie damals von galiläischen Pilgerscharen, die den Weg über Samarien vermieden, sehr belebt war. Wie einmal die Römer diese Gegend in ihre Verwaltung nahmen, bauten sie hier, wie die Trümmer noch zeigen, eine sehr feste Burg und nannten sie „Soldatenkastell“.

Bei dem Chan Chadhrur ging der Herr auch durch. Hier ruhte er auch in der Mittagsstunde,[5] wie wir dies thaten. Welche Gedanken mochten seine Seele erfüllen auf dem letzten Gang, hier nur noch drei Stunden von Jerusalem entfernt!

Der Weg führte nun eine Weile ziemlich eben vorwärts. Es war ein ganz behagliches Reisen, da keine drückende Hitze uns plagte. Meist erst in den letzten Wochen des Frühlings kommt nach dem Bericht der Einheimischen zuweilen ein heißer heftiger Südostwind über die kahlen Höhen,[6] dessen Wirkungen furchtbar sein können. Der Himmel überzieht sich dannzumal mit tiefem Grau und die Sonne

---

[1] 2. Sam. 16, 13. — [2] 2. Sam. 16. 7. — [3] Jos. 15, 7. 18, 17. — [4] Luk. 10, 30. — [5] Mark. 10, 46. 11, 1. — [6] Jer. 4, 11.

verliert ihren strahlenden Glanz, um zuletzt ganz zu verschwinden. Über das in Dunkelheit eingehüllte Land rast der Sturm, macht Blumen und Gräser dürr und zerreibt sie, so daß der Boden, der am Morgen noch einem Blumenteppich geglichen, abends ganz öd erscheint. Mit frommem Schauer beobachteten einst die Dichter und Propheten Israels diesen glühenden Sturm, den „Hauch des Herrn", wie sie ihn nannten.[1] Am traurigsten Tag der menschlichen Geschichte ging solch ein Sturm um Mittagszeit auch über Jerusalem und steigerte das Bangen des Gekreuzigten auf das höchste Maß.[2]

Immer felsiger, schauriger wurde die Umgebung. Wir stiegen ziemlich steil durch einen in den Felsen gehauenen Engpaß hinunter. Die Aussicht blieb bis kurz vor der Jerichoebene sehr beschränkt. Bisweilen ritten wir an jähen Felswänden hin, bisweilen so jäh über Felsen hinab, daß es aller Vorsicht und Geübtheit unserer Reittiere bedurfte, um nicht zu fallen. Im allgemeinen fand ich aber den Weg doch nicht schlechter als die Kamelstraße von Jaffa nach Jerusalem.

Wie wir endlich am letzten Vorsprung des Gebirgs angelangt waren, hatten wir einen großartigen Überblick über die uns zu Füßen liegende Jordansebene und die sie umgebenden Berge. Stundenweit nach Nord und Süd dehnte sich das flache Land öd und dürre aus. Aber aus der unheimlichen gelben, pflanzenlosen Wüste hob sich unmittelbar vor uns lieblich eine Oase heraus, die in üppigem Grün prangte. Gesträuch umsäumte größtenteils die Ufer des Jordan, nur da und dort zeigten sich dieselben ganz kahl. Schön erhoben sich im Osten der Ebene die viel zerklüfteten gileaditischen Gebirge. Am südlichen Ende der Oase ragte ein Turm empor zum Schutz eines Dörfchens, dessen armselige erdbedeckte Hütten schwer zu erkennen waren.

Das letzte Stück Wegs zeigte sich noch recht steil und mühsam und doch bewiesen deutliche Spuren da und dort, daß man diese Straße

---

[1] Ps. 103, 15. Jes. 40, 7. Jer. 4, 28. — [2] Mark. 4, 33. 34.

schon vor Jahrtausenden gezogen. Wie wir bald in der Ebene waren, sahen wir in einer tiefen Schlucht zur Linken einen großen Bach zwischen den Felsen durchschäumen, dessen Bett weiter unten ganz von Oleandergebüsch umkränzt wurde. Wir trafen am Wege mehrere burgartige Ruinen, deren eine noch den Namen trägt, den einst Herodes I. zu Ehren seiner Tochter ihr gegeben: Kubra (arabische Form für Kypros). Wenn auf Jerusalem die kalten Winterregen niederrauschten, erfreute sich dieser ebenso leidenschaftliche als reichbegabte Fürst eines sonnigen milden Frühlings da drunten. Aber weder die linden Lüfte, noch die berühmten Datteln, noch die Balsamharze Jerichos konnten ihn erquicken, als er in dieser seiner Winterresidenz unter heftigsten leiblichen und geistigen Qualen seinem letzten Stündlein entgegensah.

Im Abendfrieden eines milden Frühlingstages lag der „Jordankreis" jetzt vor uns da, eine eigentümlich ernste Gegend. Ehe wir nach dem Dörflein, er-Riha heißt es, uns begaben, wandten wir uns in der Ebene angelangt nördlich, um die Elisaquelle zu besuchen. Wir mußten manchen Bach überschreiten, kamen an üppigen Weizenfeldern vorbei, die mit schwarzgrünen Feldbohnenäckern abwechselten. Aber das Gebirge, dessen östlichen Fuß entlang wir gingen, war furchtbar öde und bildete mit seinen starren Felswänden und tiefen Schründen einen ergreifenden Gegensatz zu der reichbelebten Ebene. In Jericho kommt alles einige Wochen früher zur Reife als im Gebirge oben. Nur von hier konnten schon an Ostern Erstlingsfrüchte auf den Altar Jehovas gelegt werden;[1] nur von hier aus war einst möglich, um Pfingsten reife Trauben der kaiserlichen Tafel in Konstantinopel zu senden. Wir sahen zahlreiche Pilger und Pilgerinnen bemüht, von Blumen, Zweigen und Schilfrohr sich Andenken zu sammeln.

Prächtig sprudelte die Elisaquelle unter Felsen hervor und füllte gleich am Fuß des Hügels, von welchem sie kam, ein großes Becken,

[1] 3. Mos. 23, 10.

das von Gebüsch und Röhricht dicht umwachsen war. Vor dieser schönen Quelle stand einst, so berichtet die Sage, Elisa mit seinen Schülern. Aber man konnte das Wasser wegen seiner Bitterkeit nicht trinken, da that Elisa Salz in die Quelle und seitdem giebt dieselbe gesundes süßes Wasser.[1] In viele Bächlein zerteilt, dient sie

Elisaquelle.

zur Bewässerung der Felder. Etwas weiter nördlich trifft man die noch größere Dukquelle, die, auf Kanäle geleitet, einst Mühlen trieb. Noch erblickt man am steilen Abhang nördlich von der Elisaquelle die Ruinen einer Zuckermühle.

Von dieser Quelle aus zieht sich wohl im Umfang von fast zwei Stunden ein dichter Niederwald über die Ebene hin. Aber wehe dem,

[1] 2. Kön. 2, 19—22.

der da eindringen wollte! Gleich denen, die das Dornröschen aufsuchten, würde er jämmerlich stecken bleiben; denn in dieser Strauchrepublik bilden die Dornen die große Mehrheit. „Heiliger Nachtschatten" (solanum sanctum), Nebek und Akazien lassen den Cypersträuchern, dem fingerblättrigen Keuschlamm (vitis agnus castus), dem silberfarbigen Oleaster und den Ricinusstauden nur einen bescheidenen Platz. Wie hübsch umwanden da und dort die feuerroten Blüten von Loranthus die stachligen Nebekzweige, wie freundlich schimmerten die goldgelben birnenähnlichen Früchte des heiligen Nachtschattens zwischen dem grünen Laub hervor. Die schöne Aue ist von den Menschen heutzutage sehr vernachlässigt. Einst wars anders. Als Christus durch diese Gegenden zog, bedeckten Palmenhaine weithin die Ebene. Ja als Palmenstadt wurde das benachbarte Jericho schon in urältester Zeit gepriesen.[1] Hier wurde auch bereits in den Tagen Josuas Baumwolle gepflanzt.[2] Der Balsam und Honig von Jericho waren gesuchte Handelsartikel. Im Namen der Weisheit aber verkündete der fromme Dichter: „Ich bin hochgewachsen wie die Palmen an den Gestaden und wie Rosen zu Jericho."[3] Maulbeerfeigenbäume[4] bildeten Straßenalleen wie heute noch in den Vorstädten Kairos. Mitten aber in den herrlichen tropischen Gärten lag eine reiche Stadt. Herodes der Große hatte hier mehrere Paläste und eine Rennbahn erbaut. Eine schöne, wohl gepflasterte Straße, von der unweit der Elisaquelle sich noch Reste erhalten haben, führte über die Ebene. Land und Stadt gingen zu Grunde mit dem Zerfall der römischen Herrschaft. Aber unter den Arabern und Kreuzfahrern blühte wenigstens das Land fast herrlicher wieder auf. Noch im 13. Jahrhundert zogen die von der Sonnenglut dunkel gefärbten Bauern Zuckerrohr, Indigo und Bananen in sorgfältig bewässerten Feldern. Die Ruinen von Wasserleitungen, die man

---

[1] 5. Mos. 34, 3. Richt. 1, 16. — [2] Jos. 2, 6, wo nach Hitzig Pischte ha'ez nicht Flachsstengel, sondern Baumwolle zu übersetzen ist. — [3] Sir. 24, 15. — [4] Luk. 19, 4.

heute noch bei er-Riha sieht, stammen aus dem Mittelalter. Wie hat sich alles verändert! Von der palastgeschmückten Palmenstadt ist so wenig übrig geblieben, daß man sich streitet, wo ihre Stätte gewesen. Er-Riha ist eins der armseligsten und schmutzigsten Dörflein vom ganzen Land.

Wir schlugen nahe beim Dorfe unsere Zelte auf. Unweit von uns hatte sich eine türkische Soldatenschar gelagert. Die Sonne war eben im Untergehen begriffen und färbte mit wunderbaren Purpurfarben die erhabenen Gipfel der Berge, als ich von einer kleinen Anhöhe aus noch einen kurzen Blick auf die umliegende Landschaft warf. In ungeheurem Halbkreis ziehen die westlichen Gebirge sich herum, während die gegenüberstehenden gileaditischen Gebirge mehr in gerader Linie sich von Nord nach Süd erstrecken. Unter allen Bergen aber zeichnet sich der, welcher ob der Elisaquelle sich erhebt, durch kühne, malerische Formen aus, so daß ich bei seinem Anblick sehr an heimatliche Berge erinnert wurde. Versuchungsberg nennt ihn die Sage, indem sie behauptet, auf der Höhe desselben sei Jesus vom Satan versucht worden.[1] In die steilen Felswände hatten Einsiedler in früher christlicher Zeit eine Menge Höhlen gehauen und die Spitze des Berges sogar mit einer Kirche gekrönt. Hunderte von Weltmüden verbrachten einst ihr Leben in diesen öden Felsgehängen. Heutzutage sind es nur noch zwei oder drei Einsiedler, die um so ungestörter den süßen Zauber unendlicher Stille und Einsamkeit droben in der Fluh genießen. Die Ebene freilich ist um die Osterzeit sehr belebt, wie ich jetzt selber beobachten konnte. Türkische Reiter spielten auf schnellen Pferden ein hübsches Kampfspiel, während innerhalb des Lagers die Trompeter sehr unmelodische gellende Weisen bliesen. Arabische Diener waren mit Aufschlagen europäischer Zelte beschäftigt. Beduinen zündeten aus Dorngestrüpp ein Feuer an. Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen weideten noch in der Nähe. Aber nach Süden zu lag für den Blick nichts

[1] Matth. 4, 1.

als traurige Wüste. Allmählich sank die Nacht auf Berg und Ebene hernieder, die Sterne zogen am reinen Himmel auf und erfüllten die erhabene großartige Landschaft durch ihr mattes flimmerndes Licht mit eigentümlichem Zauber. Doch den Gesang der Nachtigall, den man sonst in den Gebüschen der Jordansaue oft vernimmt, war mir nicht vergönnt zu hören.

Sehr ermüdet begab ich mich bald zur Ruhe und meinen festen Schlaf konnte das Geheul der Hunde in er-Riha und der Schakale in der Wüste nicht stören, so laut es auch sonst die Stille der Nacht hier unterbricht. Wie unheimlich und schreckhaft wird für den verirrten Wanderer die Nacht, wenn Wolken den Himmel decken und durch das tiefe Dunkel das Geheul und Zähneknirschen der hungrigen Meute an das Ohr des Einsamen schlägt: Wahrlich kein Bild könnte eindringender als dieses die Angst der Gottverlassenheit andeuten.[1] Die Beduinen lagerten sich bei ihrem Feuer und schliefen in ihren Oberkleidern. Des Oberkleides kann in der Nacht auch der rauhe Sohn der Wüste nicht entbehren. Mitleidsvoll befahl darum das mosaische Gesetz: „Ist dein Schuldner arm, so sollst du dich mit seinem Pfande nicht schlafen legen, sondern ihm dasselbe wiedergeben, wenn die Sonne untergeht, daß er in seinem Kleide schlafe und dich segne.“[2]

25. März.

Am folgenden Morgen waren wir alle schon lange vor Sonnenaufgang wach, indem wir bei Zeiten den Jordan erreichen wollten. Es war diese Nacht ein sehr schwerer Tau gefallen, der wie Regen das Tuch unserer Zelte durchnäßt hatte. Die Beduinen, welche am ausgebrannten Feuer unter freiem Himmel geschlafen, konnten mit dem Geliebten im hohen Liede sprechen: „Mein Haupt ist voll Tau und meine Haarlocken voll Tropfen der Nacht.“[3]

---

[1] Matth. 22, 13. — [2] 5. Mos. 24, 12. 13. — [3] Hoh. L. 5, 2.

Die Zurüstungen nahmen wieder so viel Zeit weg, daß, als wir aufbrachen, die Sonne bereits die Felsen des Versuchungsberges beschien. Wenn eine größere Gesellschaft zusammen reist, so beeilen sich die Treiber der Saumtiere in der Morgenfrühe keineswegs, sondern spannen die Geduld der Reisenden in nicht geringem Maße. Doch trösten wir uns. Schon in den Tagen des Jeremias bezeichnete man ein eifriges und doch meist fruchtloses Ermahnen mit dem Ausdruck: Ermahnen zu packen und abzusenden.[1] Auf sehr einförmigem Wege ritten wir südlich vom Bache Kelt dem Flusse zu. Eine halbe Stunde von er-Riha entfernt erhob sich am linken Ufer des Baches ein unbedeutender, teilweis mit Gestrüpp bewachsener Schutthügel, Dschildschulijeh jetzt geheißen, einst Gilgal (zu deutsch „Kreis"). Dort war es, wo Josua eine Zeit lang sein Standquartier hatte;[2] dort sah man noch im 7. Jahrhundert nach Christo einen Kreis von zwölf gewaltigen Steinen im Innern einer Kirche, deren Trümmer heute unter unförmlichem Schutte ruhen. Noch haben sich in andern Gegenden des heiligen Landes viele solche Gilgals, das ist Kreise aus großen unbehauenen Felsblöcken, erhalten als Zeugen höchsten Altertums. Der Pflanzenwuchs hörte in geringer Entfernung von unserem Lagerplatz gänzlich auf und begann erst wieder unweit des Flusses, nachdem wir einen kleinen Abhang hinuntergestiegen waren.

Mit hoher Freude erfüllte mich der Anblick des rasch dahin fließenden Stromes. Die Stelle, wo wir ihn zuerst sahen, bot uns eine überaus liebliche malerische Ansicht. Da er hier mehrere Krümmungen machte, konnten wir seinen Lauf nicht weit verfolgen. Auf beiden Seiten war er von hohem Gesträuch oder Röhricht eingefaßt, zur Linken sogar mit einem kleinen Wald geschmückt. Unter dem luftigen Dach von Tamarisken, syrischen Eschen, babylonischen Weiden,

---

[1] Jer. 25,. 4. 7, 13. — [2] Jos. 5, 10. Den Steinkreis in Dschildschulijeh schreibt die Überlieferung Josua zu, Jos. 4, 20—22.

Der Jordan.

Euphratpappeln und andern Bäumen wohnen viele „Vögel des Himmels“ und „lassen unter den Laubästen hervor ihre Stimme ertönen.“[1] Die reißenden etwa 27 Meter breiten Wasser strömen über lettigen Boden und tragen daher eine gelbe Farbe. Wenn im späteren Frühling der Schnee des Hermon stark zu schmelzen beginnt, überschwemmt der Jordan gewöhnlich sein niederes Ufer und setzt Schilf und Gebüsch unter Wasser. So trafen ihn, wie man in Israel erzählte, die Väter unter Josua: „Der Jordan war voll an seinen Gestaden die ganze Zeit der Ernte.“[2]

Nirgends giebt es in der Nähe von Jericho eine Brücke über den Fluß;[3] aber schon in ältester Zeit kannte und benutzte man eine Furt. Die Sage berichtet von blutigen Ereignissen, die im Jugendalter des israelitischen Volkes an derselben vorfielen. Einst seien Tausende flüchtiger Ephraimiten unter Jephthas Schwert gefallen, da sie an dem engen Flußpasse das Wort Schibboleth nicht aussprechen konnten und demnach als Feinde erkannt wurden.[4] Außer an den Furten wurden die Ufer des Jordan auch in alten Zeiten wenig von den Menschen besucht. Im dichten Schilf und Gesträuch längs dem Wasser hatte allerlei Wild seinen ungestörten Aufenthalt. Löwen hausten in dem einsamen Revier und zogen oft herauf „vom stolzen Jordan zu den festen Wohnungen“.[5]

Der also durch menschenleere Wildnis rauschende Fluß galt als überaus herrliche Zierde des Landes, war er doch der einzige, durch dessen Bett ohne Unterbruch reichliche Fluten strömten. Man hätte auch seinen mäandrischen Lauf rühmen können, denn, vom Ausfluß aus dem Genesarethbecken bis zur Einmündung ins tote Meer, auf einer Strecke, die in der Luftlinie 20 Stunden mißt, beschreibt er eine Bahn von etwa 70 Stunden. Zudem verherrlicht durch wunderbare Sagen

---

[1] Ps. 104, 12. — [2] Jos. 3, 15. — [3] In neuester Zeit ist eine eiserne Brücke erstellt worden. — [4] Richt. 12, 4—6. — [5] Jer. 49, 19. 50, 44.

und Geschichten aus der Ruhmeszeit des Volkes, mußte er dem für seine Heimat begeisterten Israeliten unter den Flüssen der Erde das werden, was Jerusalem unter den Städten. Seine Fluten waren ein im schönen Sinne des Wortes geweihtes Wasser, und wir begreifen daher wohl, warum Johannes gerade im Jordan taufte.

Welch ungeheurer Zeitraum liegt zwischen den Tagen des großen Täufers und uns! Wie haben sich die Zeiten so sehr geändert! Doch der Fluß strömt noch im alten Bette. Noch wiegt sich der Wind im schmächtigen Schilfe.[1] Noch ragen die alten Felsengipfel von Gilead und Juda zum Himmel empor und dehnt sich stundenweit nach West und Süd die tote Wüste aus, zu dem lebendigen Gewässer ein großartiger Gegensatz.[2] Da am Ufer stand Johannes in einen Mantel von Kamelhaaren gehüllt,[3] wie unsere Beduinen, hager, wie einer von diesen, feurigen Auges und voll hohen Ernstes. Wohl trug auch er gleich vielen arabischen Hirten der Gegenwart das Haupthaar unverhüllt und aufgelöst. Ihn umgab eine Schar Menschen, Getaufter und Ungetaufter, deren Ausdruck man leicht ein glühendes Verlangen abmerken konnte nach einem Retter, der sie erlöste aus tiefem Elend des Leibes und der Seele. Der Retter aber war unbekannt, ja ungeahnt in ihrer Mitte.[4]

Ich nahm ein sehr erfrischendes Bad in dem mäßig kühlen Wasser. Dasselbe ist nur an wenigen Stellen leicht zugänglich. Bald versperrt dichtes Gesträuch und Schilf den Weg, bald wehrt tiefer Schlamm dem Vordringen, besonders bei Einbuchtungen, bald ist das Ufer so jäh und hoch, daß ein Niedersteigen zum Wasser nicht möglich wäre.

Durch die Taufe Jesu[5] wurde der Jordan auch für die Christen ein heiliger Fluß. Jahr um Jahr ziehen in unsern Tagen noch

[1] Matth. 7, 11. — [2] Luk. 3, 3 f. Matth. 3, 1. — [3] Matth. 3, 4. — [4] Nach Matth. 3, 1 hat Johannes diesseits des Jordans in der jüdischen Wüste sich aufgehalten. — [5] Matth. 3, 13—17.

Tausende hin, um an der vermeintlichen Taufstelle zu baden. Die gläubige Menge hofft große geistige Wirkungen von einem solchen Bade, ohne viel daran zu denken, daß heute, wie zur Zeit des Johannes, der Erfolg von der „Gesinnungsänderung“[1] des Täuflings bedingt ist. Die Sitte, mit Jordanwasser frommer und unfrommer Leute Kinder zu taufen, kommt wieder häufiger in Brauch und macht dasselbe zu einem gesuchten Ausfuhrartikel.

Nachdem wir etwa eine Stunde am Jordan verweilt, brachen wir auf nach dem toten Meere. Wir ritten noch eine Zeit lang am buschreichen Ufer des Flusses hin, der oft sechs bis zehn Meter unter uns zwischen den senkrechten Wänden seines Bettes mit vielen Krümmungen dahin strömte. Man kann sich leicht vorstellen, wie ein besonders mächtiger Wogenschwall diese Mergelwände gelegentlich unterspült, so daß sie zusammenstürzen und für eine kurze Frist den Fluß stauen. Sollte nicht ein solches Ereignis nach göttlicher Fügung einst den Israeliten den Übergang über den Fluß, der sonst gerade damals sehr hoch ging, erleichtert haben?[2] Überall fanden wir weichen, erdigen Boden, aufgelockert von reichlichen Regengüssen. Doch etwas weiter vom Flusse weg verschwand in dem scheinbar so günstigen Erdreich aller Pflanzenwuchs. Die von Laugensalz durchdrungene Erde kann nichts Lebendiges hervorbringen. Salzland nannten darum die Israeliten eine gänzlich öde Gegend und mit Salz bestreuten sie in erbarmungslosem Hasse den Ort, auf welchem kein Leben mehr erblühen sollte.[3] Nur an den Betten kleiner, flacher Rinnsale, wo der Boden durch Regenwasser etwas ausgelaugt war, trafen wir Strandnelken, Gänsefüße, Salicornien und krüpplige Tamariskenstauden.

Wir zogen auf der untersten Stufe der Jordanebene dahin. Rechts erhoben sich die Mergelklippen der höheren Ebene mit welligem Saum. Diese dünengleichen, vielzerrissenen und doch mit einander

[1] Metanoia Matth. 3. 2. — [2] Jos. 3, 15. 16. — [3] Richt. 9, 45.

Das tote Meer.

verbundenen Mergelgebilde nennen die Beduinen in ihrer bilderreichen Sprache eine Reihe aneinander gehalfterter Kamele.

An ihrem nördlichen Ende sahen wir eine turmähnliche Ruine, Kasr Hadschla, Überreste eines Klosters, in welchem vor anderthalb Jahrtausenden 70 Mönche mit ihrem Vorsteher Gerasimus frommen Betrachtungen oblagen. Es gab in der Jerichoebene einst viele Behausungen für weltscheue Fromme, war ja doch diese Gegend in den Augen der Gläubigen durch Johannes den Täufer und Jesus recht eigentlich geweiht für das einsiedlerische Leben. Kaiser und Könige verfehlten auch nicht, huldvoll der hiesigen Klöster zu gedenken.

Wie wir näher dem toten Meere zurückten, wurde unsere Umgebung wieder etwas freundlicher. Strandcypressen, Tamarisken- und Agnuscastusstauden, prächtige Silberdisteln und Strandnelken waren über den fast ganz flachen Boden hingesät bis an die Ufer des Meeres hin. Letzteres erreichten wir nach etwas weniger als zwei Stunden. Es war Mittag, als wir ankamen; doch die Hitze fand ich nicht drückend. Das Norduser, auf dem wir standen, erhob sich nur wenige Fuß über der Wasserfläche. Kleine Wellen trieben in langsamer Bewegung ihr anmutiges Spiel an dem flachen Strand. Zwischen Sand und Kiesel hatten sie viel Treibholz halb vergraben. Wie düster erschienen diese ihres Blätterschmuckes, ihrer grünen Zweige, ja selbst ihrer Rinde beraubten Bäume mit ihren dürren sparrigen Ästen. Einem solchen nackten Baum der Steppe verglich einst Jeremias den Thoren, dessen auf Menschen gegründete Hoffnung jämmerlich zu Schanden geworden.[1] Großartig bot sich der Anblick des so viel besprochenen Sees dar. Östlich und westlich starrten hohe Felsenriffe aus dem Wasser empor, durch tiefe Klüfte voneinander geschieden. Unweit vor uns erhob sich eine kleine, ganz steinige Insel. Dem prächtig klaren Wasser hätte man seinen großen Salzgehalt nicht angesehen.

[1] Jer. 17, 6.

Unter dem blauen Himmel dehnte sich der See zwischen den gelben Felsenufern weithin nach Süden, selber in herrlichem Blau schimmernd. Es ist derselbe etwa 15 Stunden lang und durchschnittlich drei breit.

Ich beeilte mich durch ein Bad das einladende Wasser näher zu prüfen. Auf kiesigem Grunde konnte ich eine ziemliche Strecke vorwärts gehen, bis daß ich schwimmen mußte. Die Bewegung im Wasser war sehr mühsam, so daß ich nur langsam vorwärts kam. Die Unvorsichtigkeit, den Mund offen zu halten, mußte ich bitter büßen. Zweimal füllten mir ihn die Wellen mit dem ungemein widerlich schmeckenden Salzwasser, was mich fast nicht mehr zu Atem kommen ließ. Nachdem ich eine Weile geschwommen, gab ich mir eine senkrechte Stellung. Langsam aber nahm das Wasser die Füße in die Höhe und ich kam wagrecht zu liegen mit den Fußspitzen ob der Oberfläche. Ohne die geringste Bewegung zu machen, wurde ich also liegend von den Wellen geschaukelt gleich einem Stück Holz. Ich sank nicht und konnte so durch eigene Erfahrung bestätigen, daß dieses Wasser an Schwere den menschlichen Körper übertrifft. Ein vom Wasser benetzter Körper ist ganz ölig anzufühlen. Durchnäßte Tücher behalten diesen öligen Charakter, auch nachdem sie trocken geworden, gerade als hätte man sie in eine fette Flüssigkeit getaucht. Ich fühlte mich vom Bade sehr erfrischt und von unangenehmen Folgen spürte ich nichts, außer daß die Lippen aufschwollen und sprangen. Das Wasser, das auf die Kleider gespritzt war, ließ weiße Flecken zurück fast wie Wachstropfen und aus den trocken gewordenen Haaren konnte ich abends ein Häuflein Salz zusammenbringen. Doch von den 26 Prozenten festen Stoffes, der in diesem Wasser aufgelöst ist, gehören nur etwa sieben dem gewöhnlichen Salze an, den widrigen Geschmack hat es von Magnesiumchlorid bekommen.

Vögel singen an den Ufern des Sees in zahlreichem Chor und fliegen auch über das Wasser hin. Doch Fische, welche etwa der Jordan

in die salzige Flut bringt, müssen alsobald sterben. Auch Tiere einer tiefern Stufe finden in dieser gesättigten Lauge keine Lebensstätte.

Der Kessel des toten Meeres bildet eine ungemein tiefe Einsenkung der Erdoberfläche; denn schon sein nördliches Ufer liegt 390 Meter unter dem Niveau des mittelländischen Meeres. Nun mißt aber das Wasser an den tiefsten Stellen noch etwa 390 Meter. Eingezwängt zwischen schroffe Felsufer und so tief gelegen ist das tote Meer schon im späteren Frühling einer tropischen Hitze ausgesetzt, die alles versengt, was nicht durch Quellwasser geschützt wird. Wo aber solches sich vorfindet, da entwickelt sich ein tropischer Pflanzenwuchs, so bei Ain Dschedi. Dort plätschert den steilen Abhang hinunter eine reiche, warme Süßwasserquelle, welche einst Palmen und Balsamstauden erquickte. Das hohe Lied singt von der Cypertraube in den Weingärten Engeddis.[1] Hier gedeiht die Riesenasklepias, die jene unter dem Namen Sodomsäpfel so berühmten Früchte hervorbringt. Die reifen Früchte, die zu drei und vier schuppenartig übereinander hangen, gleichen auffallend den Orangen. Wenn man sie aber drückt und stößt, so brechen sie platzend auf wie eine Blase und nur die Fetzen der dünnen Schale und ein Büschel feiner seidenartiger Fasern bleiben in der Hand zurück.

Das Wasser des toten Meeres hat keinen Abfluß. Aber in dem engen, von tropischer Hitze erwärmten Felsenkessel ist durch Verdunstung genügend dafür gesorgt, daß die Höhe des Wasserspiegels nur unbedeutende Schwankungen erleidet. Von hier holen die nahewohnenden Beduinen und Fellachen das ihnen nötige Salz. Erstere bringen auch etwa Erdharz auf den Handelsmarkt, das von Zeit zu Zeit in größern oder kleinern Stücken an der Oberfläche des Wassers erscheinen soll. Südlich wird der See von einem großen Salzhügel begrenzt, dessen eigentümliche hohe Salznadeln schon in uralter Zeit zur Sage Veranlassung gaben, Loths Weib sei in eine Salzsäule verwandelt worden.[2]

---

[1] Hoh. L. 1, 14. — [2] 1. Mos. 19, 26.

Über dem toten Meere herrscht in der That fast die Stille des Todes. Wenn auch da und dort an den Ufern Vögel ihren Gesang ertönen lassen, mancherlei Pflanzen die Felsen überkleiden, Beduinen und Pilger es besuchen, so hebt dies doch den Eindruck unendlicher Einsamkeit nicht auf. Es ist eine Gegend voll furchtbaren Ernstes, die schon den frommen Kindern Israels viel zu denken gab. In das anmutvolle, heitere Freude, ungetrübte Seligkeit atmende Bild des messianischen Reiches gehörte das jetzige Salzmeer nicht hin.[1]

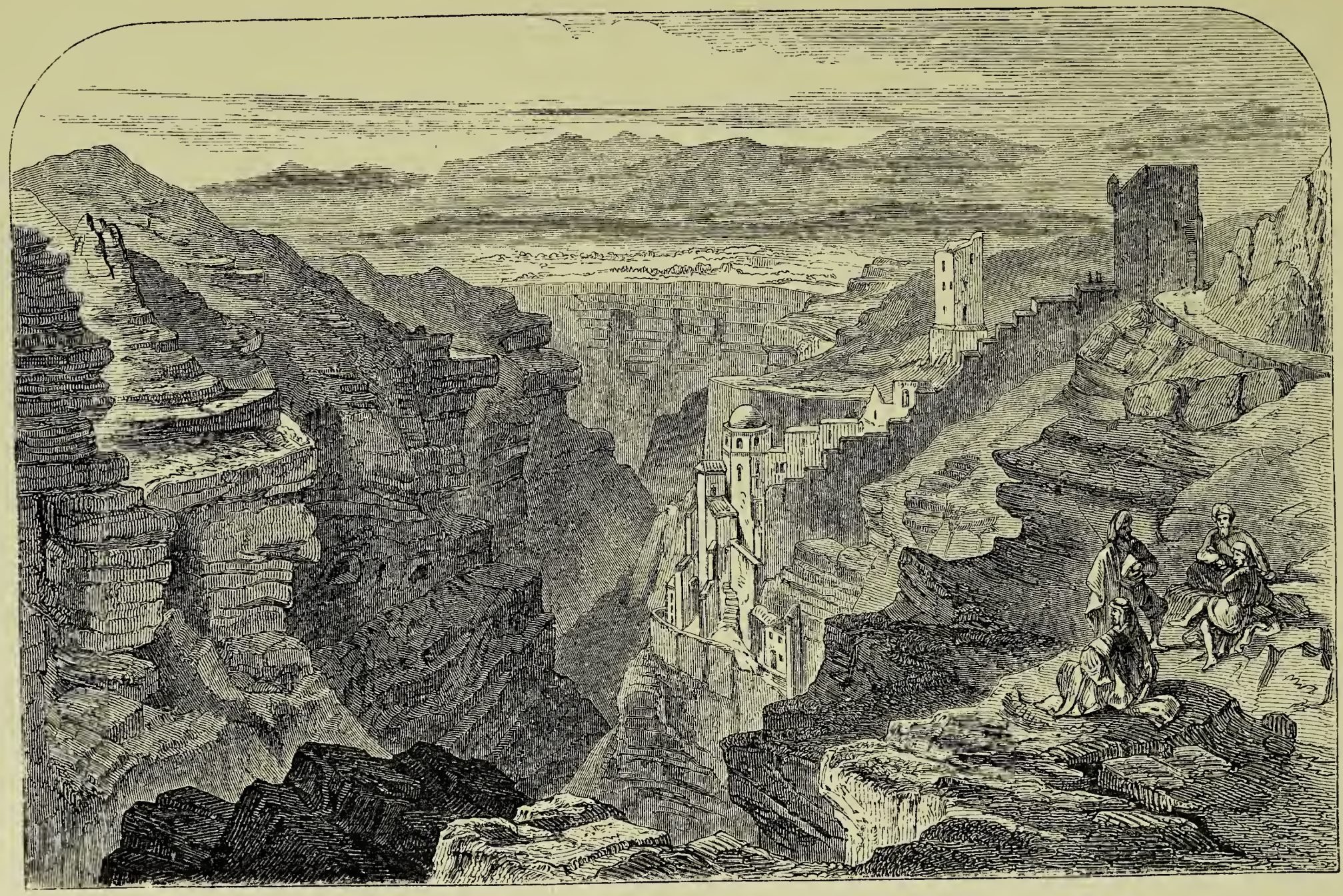
Wir schlugen nun den Weg westwärts nach dem Kloster Mar Saba ein. Anfänglich ritten wir zwischen Gesträuch und kleinen, lehmigen Erdwellen durch in der Ebene. Auch an Blumen und Röhricht fehlte es da nicht. Nach etwas mehr als einer halben Stunde begann das Land anzuschwellen. Wir zogen an einer mergeligen Lehne hinauf zu einer kleinen Ebene. Feuersteinknollen unterbrachen da und dort den Mergel und auch jener weiche asphalthaltige Kalkschiefer ließ sich stellenweis blicken, den die Beduinen wie Kohle verbrennen und die geschickten Handwerker von Bethlehem zu drechseln verstehen.

Die Mergelschichten verließen uns erst, als wir in das höhere Gebirge aufstiegen. Von da an hatte auch die Landschaft ein viel kahleres Aussehen, obschon hie und da dünnes Gras den Abhang der Berge deckte. Die Bildung des Terrains bot sehr viel Mannigfaltigkeit. Bald führte der Weg durch enge Wadi, die wenig Aussicht gewährten, bald den Berg hinauf zu kleinen Hochebenen, um alsbald wieder in neue Thäler hinabzuleiten.

Ungefähr eine halbe Stunde vor Mar Saba gelangten wir zu der gewaltigen kühnen Schlucht des Kidron, deren Hauptrichtung nach Ost hier eine stark südliche Beugung macht. In senkrechten Felsmauern türmen sich ihre Seiten mehr als 180 Meter über dem Grunde empor.

---

[1] Ezech. 47, 8.



Kloſter Mar Saba.

Ein gut gebahnter, mit einem festen Steingeländer versehener Weg führte uns an der westlichen Seite der Schlucht hinauf. Bald lag das mit hohen festen Türmen bewehrte Kloster vor uns. Hoch über dem Abgrund der Kidronschlucht, an jähem Felsabhang angeklebt, hat dasselbe eine wildromantische Lage. Östlich gegenüber erheben sich senkrechte Felswände. Die ganze Umgebung trägt das Gepräge furchtbarer Öde und Einsamkeit. Umsonst spähte das Auge weit und breit nach irgend welchem Grün, das den verwitterten Kalkstein des vielzerklüfteten Gebirges deckte. Im Sommer brennt fast unerträgliche Hitze auf den nackten Fels und die Winterregen rauschen nutzlos von den Höhen hernieder.

Dem weltentsagenden Gemüt mußte solche Gegend wunderbar anziehend sein. Es war so natürlich, daß dieselbe in jenen Zeiten, wo herbste Weltentsagung als unwiderstehliche Lust beinahe alle ernsten religiösen Gemüter ergriff, außerordentlich viel aufgesucht wurde. Noch heute kann man in der östlichen und westlichen Schluchtwand eine Menge kleiner Höhlen sehen, die einst den Einsiedlern zu Wohnungen gedient. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts sammelte der heilige Sabas die Zerstreuten in eine gemeinschaftliche Wohnstätte und legte so den Grund zu dem jetzt noch blühenden Kloster, das nach ihm Mar Saba genannt wird. Viele Stürme sind in der langen Zeit über letzteres hingegangen. Oftmals wurde es geplündert und verwüstet. Hunderte von seinen Mönchen mußten den Tod durch Feindeshand erdulden. Noch in unserem Jahrhundert wurde es von einem Beduinenschwarme überfallen und ausgeraubt. Die schutzlose Lage in der Wüste machte für dasselbe frühzeitig Befestigungen zum dringenden Bedürfnis. Der berühmte Kaiser Justinian ließ einen Wachtturm erbauen, wohl den gewaltigen Nordturm des jetzigen Klosters, dessen fugenrändrige Steine auf hohes Altertum deuten. Im Jahre 1840 wurde übrigens dasselbe samt seinen Befestigungen fast ganz neu hergestellt. Terrassenartig stuft es sich von Nord gegen Süd ab. Eine kleinere West-Ostschlucht trennt es von einem einzelstehenden Turme.

Um ins Kloſter eingelaſſen zu werden, muß man einen Empfehlungsbrief vom griechiſchen Kloſter in Jeruſalem vorweiſen. Der wachtſtehende Mönch läßt vom Turme einen Korb hinunter, in welchem er den Brief hinaufzieht. Alsdann wird die eine der zwei niedrigen Thüren geöffnet. Das Innere beſteht aus einem Gewirr von Höfen, Kapellen, Kirchen, Wohnungen, Lauben und kleinen Gärten. Ein ſehr freundlicher Mönch führte uns überall herum. Der heiligſte Platz iſt eine niedere Höhle, die zur Doppelkapelle umgewandelt worden. Da zeigt man das Grab des heiligen Sabas und einige hundert Schädel von Einſiedlern, die das Opfer heidniſcher Wut geworden. Öſtlich dieſer Höhle gegenüber, hart an dem Abgrund, von mächtigen Strebepfeilern geſtützt, ſteht die geräumige neue Kirche, mit Gold, Silber und häßlichen Ölgemälden im Innern reichlich ausgeſtattet. Im Turme über der Kirche hangen drei kleine Glocken. Ihr Klang dringt hinunter bis an das Weſtufer des Lothſees und ergreift wunderbar das Gemüt des chriſtlichen Wanderers in dieſen Orten voll Todeseinſamkeit. Auf der Dachterraſſe der Kirche ſchaut das Auge in ſchwindelnde Tiefe. Im Grunde aber gewahrt man einen Brunnen, aus dem die Mönche ihr beſtes Waſſer holen. Ungemein freundlich überraſchen die kleinen, wohlgepflegten Gärten, in denen Gemüſe und Blumen gezogen werden. Reben ranken ſich zu Lauben. Am äußerſten Rande des Kloſtergebäudes ragt eine hohe Palme über die Tiefe, durch Ketten vor dem Sturz in den Abgrund geſchützt. Lieblich zwitſcherten die Vögelein auch in dieſer einſamen Gegend ihr Abendlied. Die Kloſterleute ſtehen mit dieſen lieben wilden Sängern in traulichem Verkehr. Jeden Tag zur beſtimmten Stunde tritt ein Mönch auf eine der Kloſterzinnen und läßt milde, gedehnte Rufe ertönen. Dann fliegen wunderhübſche, ſchwarzblaue Glanzvögel mit roſtbraunen Schwingen aus Klüften und Höhlen herbei, zuletzt eine ganze Schar, ſchnappen im Fluge die Roſinen und Brotkrumen auf, die ihnen ihr Freund zuwirft; oder ſetzen ſich auf ſeine Schulter, freſſen ihm aus der Hand und laſſen ſich von ihm liebkoſen, ein Zeichen, daß dieſe ſonſt überaus

Glanzvogel (Amydrus Triſtrami).

ſcheuen anmutigen Tiere auch heute noch für den Reiz des Paradieſes empfänglich ſind.

Wie lebhaft ging es den Abend, da ich in Mar Saba weilte, an dem ſonſt ſo ruhigen Orte zu. Mehrere Reiſegeſellſchaften hatten in der kleinen Seitenſchlucht ihre Zelte aufgeſchlagen. Über 50 Pferde und Maultiere lagerten vor dem Kloſter. In dieſem ſelbſt war ein Treiben faſt wie in einem Gaſthof auf dem Rigi. Arme Leute boten allerlei merkwürdige Dinge von Mar Saba feil: Stöcke, Roſenkränze u. a. Arabiſche Dolmetſcher und Mukaris (Eſeltreiber), griechiſche Mönche, Abendländer franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Zunge ließen in wahrhaft babyloniſchem Sprachgewirre ihre Stimmen durcheinander tönen. Im Refektorium waren lange Tiſche mit weißen Tüchern bedeckt und Wachslichter auf hübſchen Geſtellen beleuchteten dunkle Weinflaſchen und helle Teller. Alles war angeordnet wie für eine europäiſche Gaſthofmahlzeit. Franzöſiſche Pilgrime ließen ſich alſo in der Wüſte bedienen.

Draußen aber vor dem Kloster bereiteten unsere Beduinenbegleiter Brotkuchen in der heißen Asche. Fleißig wendeten sie den Teig, damit er nicht verbrenne. So that Sara, als der liebe Gott einmal bei Abraham zu Tische war.[1]

Dem lauten Treiben der vielen Menschen entzog ich mich bald, um auf einer der Zinnen des Klosters meine Blicke zu den einsamen Höhen und Schluchten zu wenden, die, wie in Schlaf und Traum gehüllt, mir gegenüberlagen. Bald sank die Sonne hinter die Berge Judäas und warf scheidend einen Verklärungsglanz über die öden Felsmassen ringsumher. Welch eine unbeschreibliche Farbenpracht des Himmels, aufsteigend vom leuchtenden Rotgold des Horizontes bis zum tiefen Blau des Zenithes! Welch eine feierliche Abendstille waltete über dieser einsamen Landschaft! Die purpurnen Farben erblaßten und gen Osten hüllten sich die Berge in gespenstische Schatten ein. Aber im Westen leuchtete die Mondsichel auf. Stern um Stern tauchte aus dem Himmelsozean hervor, und mit entzückender Klarheit leuchtete bald ihr ganzes Heer[2] über der dunkeln, schweigenden Erde. Die Stunde war für mich gekommen, um den ganzen Zauber der Welteinsamkeit zu genießen und den Frieden nachzuempfinden, den in alter Zeit Weise und Mächtige fühlten, wenn sie „aus der stürmischen Lebenswelle" sich hieher gerettet hatten.

Als die Mondsichel untergegangen war, suchte ich das Lager auf, das die guten Mönche in hohem, reinlichem Zimmer mir bereitet hatten. Wie dankbar war ich für diese Wohlthat, nachdem ich gestern in Jericho unten auf bloßem Erdboden geschlafen.

26. März.

Früh am Tage schon war ein bewegtes Leben im Klosterhof. Die Mukaris rüsteten draußen Pferde und Maulesel. Um sieben Uhr

---

[1] 1. Mos. 18, 6. Der Prophet Hosea hat diesem einfachsten Brotbacken auch oft zugeschaut, Hos. 7, 8. — [2] Jes. 40, 26.

setzten sich alle Reisende in Bewegung, die einen, um nach dem Jordan zu ziehen, die anderen, um nach Jerusalem heimzukehren. Mit einem englischen Reisenden hatte ich verabredet, von Mar Saba den Weg nach Bethlehem einzuschlagen. Ein Beduinenhäuptling diente uns als Führer. Wir ritten der Kidronschlucht entlang, denselben Weg zurück, den wir gestern Abend gekommen waren. Nachdem wir auf dem Punkt angelangt, wo der Weg in der Tiefe weiter führte, bogen wir, dem Lauf des Wadi folgend, nach Westen um. Das Thal begann sich hier zu weiten und seine Abhänge verloren den schroffen, felsigen Charakter, obwohl sie noch gewaltig hoch sich auftürmten. Der Boden belebte sich mehr und mehr mit Grün und wir hatten das Bild der grausen Wüste nicht weiter vor uns. Am Abhang und im Thalgrunde weideten Schafe und Ziegen das spärliche Gras des jungen Frühlings ab.

Wir ritten an mehreren Dörfern der Beduinen vorbei und sahen bei der Gelegenheit, daß ihre Wohnstätten überall dieselbe Einrichtung haben. Je zwanzig bis dreißig schwarze langgestreckte Zelte sind nahe bei einander aufgeschlagen. Ein jedes enthält zwei Räume. Im hintern wohnen die Frauen mit den Kindern, im vordern die Männer. Die Hunde erhoben bei unserm Anblick ein wildes Gebell. Neugierig kam Jung und Alt gelaufen, um uns zu sehen, die Kinder zumal im elendesten Aufzuge. Wir begegneten auch einem wohlbewaffneten Beduinenhäuptling zu Pferd. Fürwahr es erweckt selbst auf sicherer Straße ein recht unheimliches Gefühl, wenn ein solcher Beduinenhäuptling mit hochgeschwungener Lanze daherrennt, dessen unter tiefschwarzen Augenbraunen hervorblitzendes Auge die ungebrochene Wildheit des Gemüts verrät.

Fast eine Stunde lang verfolgten wir den Lauf des Kidronthals, ehe wir südwestlich zu andern Thälern und Höhen uns hinwandten. Die Landschaft wurde zusehends freundlicher. Fruchtfelder zogen sich da und dort am Thalabhang hinauf. Bauern pflügten mit gejochten Rindern und

Eseln. Mannigfaltige Blumen begannen in Fülle längs des Weges zu sprossen. Schmetterlinge, „Vögel des Paradieses" von den Arabern genannt, und das übrige ungezählte Heer der leichtflügeligen Insekten schwirrten über den Blüten. Wurde der Blick auf der Höhe eines Thalabhangs frei, so schweifte er über eine überaus vielgestaltete Landschaft, die aber nichts Schroffes und Wildes an sich hatte. Die Bergzüge verliefen in sanften Linien, die Thäler schienen nirgends tief einzuschneiden. Doch wie schmerzlich vermißt der abendländische Pilger den Schmuck der Wälder auf nahen und fernen Höhen!

Unser beduinischer Begleiter erhob oft seine Stimme zu einförmigem, näselndem Gesang. Im ganzen Morgenlande habe ich von den Eingebornen nie anders als durch die Nase singen hören. Sie anerkennen nur diese Singweise als schön. Ohne Zweifel hat man es seit den ältesten Zeiten so gehalten, und auch David wird in solchen Tönen seine Psalmen gesungen haben. So bewegt und lebhaft die Araber in ihren Melodien werden mögen, letztere behalten doch immer etwas Einförmiges. Fast gleich verhält es sich mit der morgenländischen Landschaft in sehr vielen Gegenden.

Das Gebiet, durch das wir Bethlehem zugingen, fanden wir, trotzdem daß es an manchen Stellen angebaut war, sehr menschenleer. Wir berührten nirgends ein festes Dorf und erst nach Verlauf einer Stunde sahen wir in weiter Ferne Bethlehem. Südlich erhob sich der Frankenberg hoch über das umliegende Gebirge. Durch seine kegelförmige Gestalt fällt derselbe auch vom Ölberg aus, wie wir gesehen, sehr ins Auge. Seine oberste Spitze ist ein künstliches Werk des Königs Herodes. Dieser umgab den Bergrücken rings mit Türmen und füllte den Kreis mit herrlichen Palästen, die nicht blos im Innern einen glänzenden Anblick darboten, sondern auch an den Außenwänden, Gesimsen und Dächern mit den reichsten Zieraten bedeckt waren. Sodann leitete er mit großen Kosten einen reichen Wasservorrat hinein und führte eine Treppe von zweihundert blendendweißen Marmorstufen zum Schloß

hinauf. Am Fuße des Berges wurden gleichfalls Prachtbauten zur Aufnahme des Gerätes und des Gefolges errichtet. Die ganze umliegende Gegend bedeckte sich bald mit einer großen Stadt, vielen mächtigen Gebäuden und weiten Gärten, aus deren Mitte jene Herodesburg gleich einer Stadtzitadelle hervorragte.[1] Nun ist dort drüben alles öde geworden, die frühere Herrlichkeit fast spurlos verschwunden und der malerische Berg, einst wohl unter dem Namen Bethhakkerem bekannt,[2] ragt als ein ungeheurer Grenzstein gegen die Wüste über einsamer, selten besuchter Gegend.

Vor etwa dreitausend Jahren waren aber vielleicht die Thäler und Höhen zwischen Mar Saba und Bethlehem noch einöder als jetzt. Da weidete ein kräftiger, mutvoller Hirtenknabe, der jüngste Sohn des Isai aus letzterem Ort, seine Schafe. Löwen drangen etwa ins Gebirg hinauf aus dem Schilf des Jordan, wie man denn noch vor hundert Jahren Nachts in der Kidronschlucht ihr Gebrüll vernommen haben will. Als einmal der Knabe die Schafe seines Vaters hütete, „kam ein Löwe oder auch ein Bär und trug ein Schaf hinweg von der Herde. Da ging der Knabe ihm nach und schlug ihn und errettete es aus seinem Rachen. Und als er wider ihn, den Knaben, aufstand, ergriff dieser ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tötete ihn.“[3] Dort vielleicht, am Nordabhang des Wadi Umm Tuba, weideten die Schafe Davids. Der Hirte sammelte Dornen zu einem Feuer, holte Wasser aus einer Felsenritze, überzählte die Schafe,[4] lagerte sich im Schatten eines Felsens,[5] griff zu der von ihm selbst erfundenen Harfe,[6] und ihre Töne entlockten „der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.“ Ja es ist nicht der Krieger, nicht der von glänzendem Hof umgebene König, sondern der Hirte, welcher mit sinnigem Blicke Tag und Nacht viel tausendmal Gottes Herrlichkeit in den Dingen der

---

[1] Jos. jüd. Krieg 1, 21, 10. Antiq. 15, 9, 4. — [2] Jer. 6, 1. — [3] Sam. 17, 34 f. — [4] 3. Mos. 27, 32. Jer. 33, 13. — [5] Jes. 32, 2. — [6] 1. Sam. 16, 18. Amos 6, 5.

Natur betrachtete, es ist der Hirte, welcher so ergreifend jene Herrlichkeit besang: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündet das Werk seiner Hände. Ein Tag sagt es dem andern, und Nacht meldet der Nacht die Kunde. Da ist keine Sprache, da sind keine Worte, von denen man nicht verstände den Laut. Wie ein Bräutigam ist die Sonne, der hervortritt aus seiner Kammer. In Freudigkeit, wie ein Held, läuft sie den Pfad. Am Ende der Himmel ist ihr Aufgang und ihr Umschwung an ihren Enden, und nichts bleibt verborgen vor ihrer Glut.“ [1]

Je näher wir Bethlehem rückten, desto mehr trafen wir das Feld bebaut. Unser Führer, der für den Fellachen wenig Rücksichten hatte, führte uns einmal zu meinem Verdruß mitten durch einen schön grünenden Gerstenacker. Aber er folgte doch nur einem altjüdischen Brauch, denn wer den Weg kürzen wolle, erklärten die Schriftgelehrten, dürfe mitten durch die Äcker gehen, so lange der Spätregen nicht gefallen sei. Überraschend lieblich aber war uns der Anblick des Wadi Charubeh, des Thales, über dem hoch im Süden das Städtchen Bethlehem sich lagert. Da wuchsen Öl- und Feigenbäume in reicher Fülle. Rebgelände breiteten sich am nordwestlichen Abhang aus, deren Wachttürme freundlich an längst vergangene Zeiten mahnten. [2] In vielen Terrassen fast amphitheatralisch zieht sich das Südende des Thales gegen das Städtchen hinauf. Dieses selber schließt im Süden ungemein malerisch das anziehende Gemälde ab, während gen Osten der Frankenberg hervorragt. Bethlehem liegt auf der Höhe von zwei durch einen flachen Sattel verbundenen Hügeln [3] und dehnt sich in ostwestlicher Richtung der Länge nach aus. Viele Leute waren noch mit Pflügen beschäftigt. Ich sah Männer und Weiber auf dem Felde thätig.

Ungefähr unsern Weg ging einst Naemi, die mit ihrer Schnsfrau Ruth von Moab nach Bethlehem zurückkehrte, zwei betrübte

[1] Ps. 19, 1—7. — [2] Jes. 5, 2. — [3] 777 Meter über Meer.

Bethlehem.

Wittwen. Da im Wadi Charubeh und auf dem südöstlichen Hügelland hatte wohl Boas seine Felder und las die edle Moabitin Ähren auf hinter den Schnittern. Noch tragen viele Frauen einen Schleier, ähnlich demjenigen, in welchen Ruth sechs Maß Getreide fassen konnte.[1] Vom Scheitel reicht er über die Schulter bis zu den Fußsohlen. Hier vielleicht auf einer breiten Terrasse nordöstlich vom Städtchen worfelte Boas in der Nacht Getreide auf seiner Tenne. Von der letztern weg ging er als Freier um die Ruth hinauf ins Thor, setzte sich daselbst und fragte den nächsten Verwandten: „Willst du das Erbteil der Wittwe lösen?" Dieser aber erwiderte: „Ich kann es nicht lösen. Kauf du es für dich", und er zog seinen Schuh aus. Da kaufte es Boas und nahm die Ruth zum Weibe.[2] Die heutige Umgebung Bethlehems stimmt noch ganz zu dieser anmutigen Erzählung aus der Vorgeschichte Israels. Wie berühmt ist seitdem die kleine Stadt durch die Nachkommen des Boas, durch das Haus Isai geworden! Hier salbte der Prophet, wie die Bücher Samuels berichten,[3] den kleinsten der acht Söhne von Isai. „Er ließ den Knaben holen von den Schafen weg. Der Knabe war rothaarig mit schönen Augen und lieblich anzusehen."[4] Saul aber verlangte den David zum Harfenspieler. „Da nahm Isai einen Esel mit Brot und einen Schlauch mit Wein und ein Ziegenböcklein, und sandte es dem Saul durch seinen Sohn".[5] Also wird uns berichtet aus Davids Jugendzeit. Viele Jahre später bereitete sich der einstige Hirtenknabe eine neue und gar viel glänzendere Heimat auf Zion, doch Bethlehem blieb der Ruhm unvergessen, des großen Königs Vaterstadt gewesen zu sein. Ja in der Folgezeit hob sich der alte Ruhm noch unendlich dadurch, daß durch Prophetenmund Bethlehem als Geburtsstätte des Messias gepriesen wurde: „Du Bethlehem Ephrata, du bist zwar zu klein, daß du unter die Fürstenstädte Judas gezählt werdest. Doch wird mir einer aus dir herkommen, welcher ein Herrscher

---

[1] Ruth 3, 15. — [2] Vgl. Ruth. — [3] 1. Sam. 16, 13. — [4] 1. Sam. 16, 11 f. — [5] 1. Sam.16, 19 f.

in Israel sein wird, und sein Ursprung liegt in der Vorzeit, in den Tagen des Altertums."[1]

Aber erst der christlichen Sage blieb es aufbehalten, mit aller Sinnigkeit und Tiefe des kindlich-frommen Geistes das kleine Bethlehem mit einer irdisch-überirdischen Glorie zu umgeben, die es der Christenwelt teuer machen wird bis ans Ende der Tage. Dort im Osten, etwa dreißig Minuten fern vom Städtchen, zeigt man den Ort, wo die Hirten Nachtwache über ihre Herden hielten, als ein Engel des Herrn erschien und himmlische Klarheit die erschrockenen Männer umleuchtete. Dort habe sich der klare, nächtliche Himmel aufgethan, und die Menge des himmlischen Heeres Gott gelobt und gesprochen: „Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen".[2] Dort auf der Straße von Jerusalem her zog die Jubelschar der drei Könige aus Morgenland. Die Natur nahm Teil an der Freude der Menschenkinder und wandelte die Gegend ringsum in ein Paradiesesland nach der Sage, welche der Dichter so schön wiedergibt:

„Wie lieblich grünend stehn die Auen,
Durch die der Pfad nach Bethlem führt!
Wie vollbelaubte Hügel schauen
Ins Thal, das keinen Winter spürt!
Durch solches geht die Winterreise
Der Könige mit Lenzesmut.
Die Sonne sinkt: da gießt sich leise
Durchs grüne Feld Smaragdenglut.
Die Berge sind von Golde trunken,
Der Bäche Silber leuchtet fern.
Wohl ist die Sonne längst versunken,
Doch über ihnen geht der Stern".

Also umgab der kindliche Glaube der Völker nicht nur das Kindlein selbst, sondern auch seine Geburtsstätte mit einem himmlischen Abglanz, der thatsächlich über dem lehrenden und leidenden Erlöser aufgegangen.

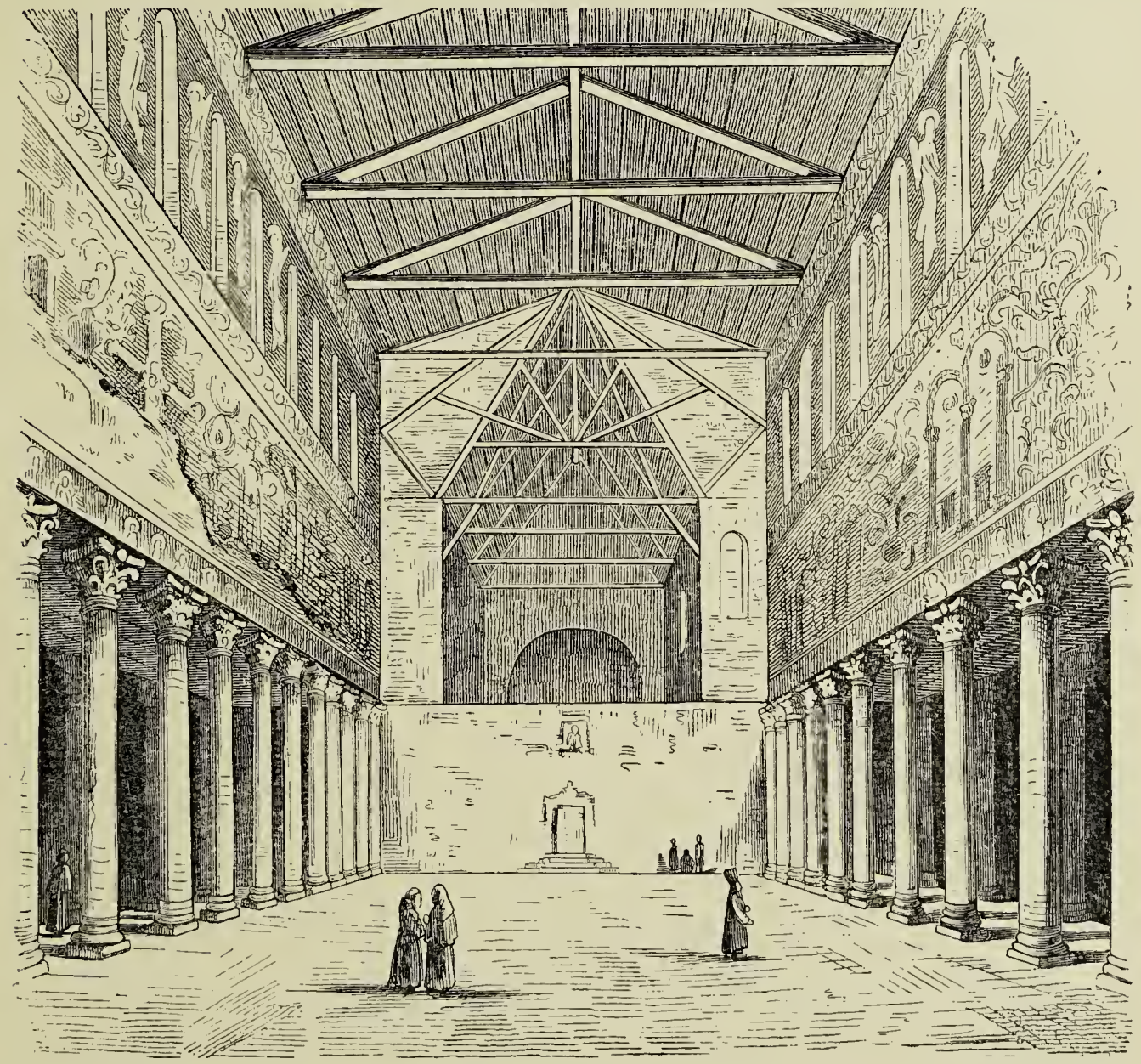
---

[1] Micha 5, 2. — [2] Luk. 2, 9—14.

Doch es ist Zeit, daß wir in Bethlehem selber uns umsehen. Wir stiegen auf der südöstlichen Thalwand des Wadi Charubeh zum Städtchen hinauf. Stolz erhebt sich am östlichen Ende des letztern das lateinische Kloster, gegen den Thalabhang mit starken Strebepfeilern gestützt, wodurch es ein burgartiges Aussehen erhält. Über ihm ragt das Dach der vielgerühmten Mariakirche. Das Städtchen selber fanden wir so schmutzig im Innern und so wenig anmutig, wie man es bei morgenländischen Städten nicht anders erwartet. Diese gelben, fensterlosen, zum Teil zerfallenen Kalksteinhäuser machen nirgends einen freundlichen Eindruck. Die Gassen waren nicht gerade sehr belebt. Nur auf dem Vorplatze der Mariakirche drängten viele Raritätenverkäufer auf uns ein, um uns ihre Waren anzubieten. Wir gingen aber sogleich in die Kirche.

Durch ein niedriges Thor gelangten wir zuerst in einen Vorhof, dann durch einen schmalen Eingang in das Heiligtum selbst. Dasselbe besteht aus einer schönen fünfschiffigen Basilika, die uralt christlichem Gebrauche gemäß in west-östlicher Richtung gebaut ist, mit einer Länge von 51 Metern. Schiff und Chor zusammen haben die Form eines lateinischen Kreuzes. Zweimal elf Säulen tragen das gerade Gebälk des Mittelschiffes, ebenso viele laufen ihnen parallel in den Seitenräumen. Je zehn große Bogenfenster werfen von den hohen Wänden des Oberbaus helles Licht in das Innere. Wie in manchen andern Basiliken ist die Decke des Hauptschiffes aus einfachen, unbemalten Balken von Cypressenholz gebildet in gewöhnlicher Giebelform. Die Decken der Nebenschiffe sind flach und kaum höher als die Säulenknäufe, nicht ganz sechs Meter hoch, während das Hauptschiff eine große Höhe erreicht. Ein mächtiger Bogen führt aus dem Mittelschiff in die Querhalle des Chors, durch welche das Ganze die Kreuzesform erhält. Ihre Arme sind tribünenartig ausgerundet. Mit ihren Fensteröffnungen ist sie geeignet, dem heiligen Raum des Altars und der hochgewölbten Nische hinter diesem reichen Lichtzufluß zu gewähren.

Gegenwärtig wird der Eindruck des edeln Baues dadurch gestört, daß eine weißübertünchte Wand das Schiff der Kirche vom Chore trennt. Einst glänzten beide Teile in hoher Pracht. Bunter Marmor deckte den Boden, wo sich jetzt nur noch gewöhnliche Steinplatten



Inneres der Konstantinischen Basilika in Bethlehem.

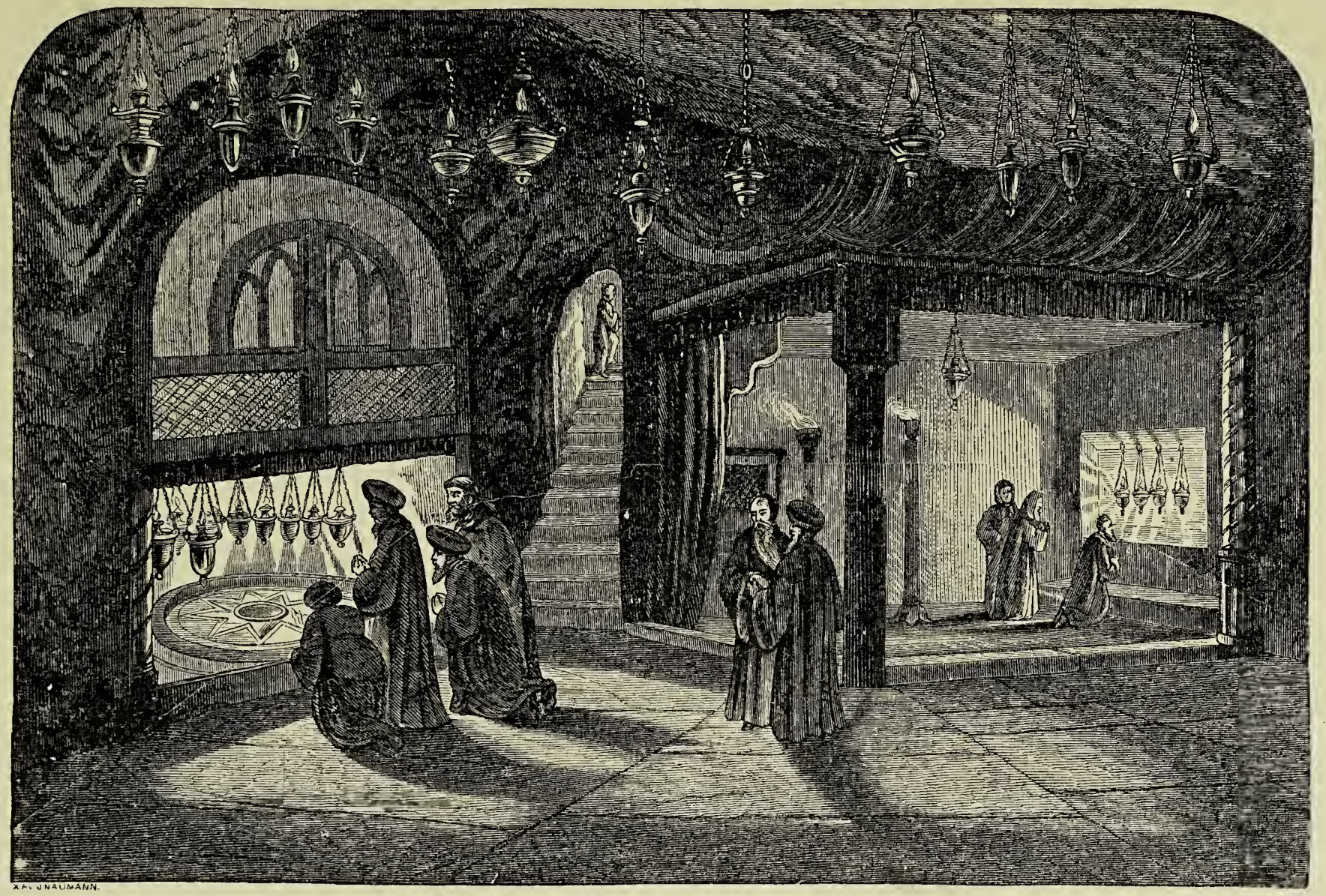
finden. Die Wände waren mit prächtig polierten Marmorplatten und Goldmosaik ausgelegt. Goldstrahlende Mosaikbilder stellten die menschliche Geschichte von Anfang der Welt bis zum jüngsten Gericht, insbesondere den Stammbaum Jesu dar. Nun sind die Marmorplatten längst abgerissen worden und von dem Mosaikschmuck sieht man nur noch wenige dunkel gewordene Reste.

Das Schiff der Kirche wird gar nicht mehr zum Gottesdienst benutzt. Krämer drängen sich selbst hier dem Pilger auf, so daß oft der heilige Raum zur Stätte widerwärtigen Feilschhandels entweiht wird. Auch uns lief ein solch leidiger Krämer nach. Mit dem morgenländischen Verhandeln bekannt, vermochte ich hier gar lebendig die Entrüstung nachzufühlen, die den Herrn ob der Krämermenge in den Tempelvorhöfen ergriff.[1]

Wir haben in dieser ehrwürdigen Kirche eines der ältesten Bauwerke der christlichen Kunst vor uns; denn nicht erst Kaiser Justinian I. (der von 527—565 regierte), sondern Konstantin I. (gestorben 337) hat sie erbauen lassen. Aber der Sturm der Zeiten machte wiederholte, oft tiefgehende Ausbesserungen notwendig. In diesem Sinne haben sich verschiedene christliche Fürsten um die Kirche verdient gemacht, so Kaiser Justinian I. (um 560), König Eduard IV. von England und Herzog Philipp von Burgund (1482). Die jetzige Bedachung ist ein griechisches Werk aus dem 17. Jahrhundert.

Um indes die großen Heiligtümer zu sehen, welche die Kirche ins Dasein riefen, müssen wir ins Unterirdische hinabsteigen. Da in einer Höhle unter dem Chor zeigt man den Ort der Geburt des Herrn, die Krippe, den Punkt, ob welchem der Stern stille gestanden, die Stelle, wo die Könige das Kind angebetet. Von Nord und Süd führt aus dem Chor eine Treppe in die Höhle hinunter. Die Decke der letzteren besteht freilich nicht aus natürlichem Fels, sondern ist ein gemauertes Gewölbe. Ein silberner Stern bezeichnet die Stelle, wo Jesus zuerst die Welt berührt haben soll. Mit silbernen Lampen, Marmortafeln, Ölgemälden von abendländischen Malern ist sowohl diese Stätte als die der Krippe reichlich geschmückt. Pilger kamen, ehrfurchtsvoll jenen Stern zu küssen, vor der Krippe zu knien. Die stille, von den Lampen matt erleuchtete Kapelle, deren Anblick schon

[1] Mark. 11, 15—18.



Grotte der Geburt Jesu.

seit manchem Jahrhundert viel tausend aufrichtig frommen Menschen Freudenthränen hervorgelockt, macht, wenn auch schmal und niedrig, doch einen eigentümlich feierlichen Eindruck.

Nach der Erzählung des Lukas übernachtete die heilige Familie in einem Chan.[1] In einem solchen sind oft Menschen und Tiere beisammen. Ich habe aber auch in andern übernachtet, wo die Tiere in einem abgesonderten Raum untergebracht waren. Nun kommt es vor, daß die eigentliche Herberge mit Reisenden überfüllt wird und die später Kommenden in der Abteilung für die Tiere ihr Lager aufschlagen müssen, die übrigens nur durch eine Wand von der andern geschieden ist. Ich wurde selbst späterhin Zeuge eines solchen Beispiels. Wo Höhlen sich vorfinden, und deren gibt es ja im Kalkgestein überall viele, benutzt man sie gern zu Viehställen und baut etwa die menschliche Wohnung vorn an ihren Ausgang. Die Volkssage widerspricht demnach dem Evangelisten gar nicht, wenn sie sich einen Chan denkt, an den hinten sich eine Grotte für das Vieh anschloß. Aber die Frömmigkeit der vergangenen Jahrhunderte konnte es nicht über sich bringen, der ohne Zweifel einst in Bethlehem vorhandenen Stätte ihr ursprüngliches Gepräge zu lassen.

Durch einen langen, zuerst unter dem Chor, dann unter der Kirche hinführenden Gang gelangten wir von der Geburtskapelle zur Grabesstätte des Hieronymus, der Paula und der Eustochium, jener weltentsagenden Menschen aus dem fünften Jahrhundert, die so viel zum Ruhme Bethlehems unter den Christen beigetragen. Nördlich von hier kommt man in die Grotte, wo Hieronymus die Bibel aus dem Grundtext ins Lateinische übertragen haben soll. Durch ein Fenster auf der Nordseite dringt da vom Kreuzgang des lateinischen Klosters etwas Tageslicht herein. Von hier stiegen wir in den letztern hinauf und besuchten die Katharinakirche, die nördlich an den Chor

[1] Luk. 2, 7.

der Basilika angebaut ist. Eben sangen die Franziskaner mit einer Knabenschar Meßgesänge. Noch klangen die edeln Melodien Palestrinas ziemlich rauh und herb aus dem Munde dieser jungen Söhne Bethlehems. Uns hatte ein sehr freundlicher, bescheidener Mönch durch die unterirdischen Heiligtümer geleitet. Die beiden Kirchen sind rings von Klöstern umgeben, welche den Lateinern, Griechen und Armeniern gehören. Wir besuchten das lateinische Kloster, einen stattlichen, ja mächtigen Bau aus behauenen Steinen. In einem der Höfe tummelten sich fette Schweine, die einzigen zahmen, die ich in Palästina zu sehen bekam. Einst durchstreiften Schweine, wie bei uns im Mittelalter, die Gassen der von Juden und Heiden zugleich bewohnten Ortschaften, so daß damals noch allem Volk das Bild verständlich war: „Werfet die Perlen (das heißt das in seiner Art Feinste, Kostbarste, die beste Speise) nicht vor die Schweine, die leicht über solches ihnen nicht zusagendes Futter erbost, gegen euch sich wenden könnten.“[1] Von einer Dachzinne schauten wir auf die umliegende Landschaft hinaus. Drüben im Osten die rauhe Bergsteppe mit ärmlichster Pflanzendecke, hier in der nächsten Umgebung ein reich gesegnetes Gelände, um dessentwillen dieser alte Ort den Namen „Brothausen“, denn das bedeutet Bethlehem, empfangen. Jerusalem war den Blicken verborgen; aber ein Stück des „Ostmeeres“[2] leuchtete aus der Tiefe herauf.

Ungeduldig hatte inzwischen ein junger Bethlehemite auf den Augenblick geharrt, wo wir mit dem Besichtigen der kirchlichen Gebäude zu Ende wären, indem er uns Treppe auf und ab nachlief und mit höflich dringenden Worten uns zu einem Besuch in seines Vaters Haus einlud. Gar zu gerne hätte er uns nämlich einige Andenken von Bethlehem verkauft. Eine große Zahl der christlichen Bewohner des Städtchens haben es sich schon seit vielen Jahrhunderten zum Berufe gemacht, solche Andenken zu verfertigen, sie an die herkommenden

[1] Matth. 7, 6. — [2] Ez. 47, 18.

Pilger zu verhandeln oder sie auch in die Ferne zu senden. Rosenkränze verschiedener Farben wissen sie aus den Früchten der Dompalme oder aus Dattelkernen zu machen. Sie schnitzen Kreuze aus schwarz gebeiztem Feigenbaumholz, formen Trinkschalen und Nippsachen aus Asphaltschiefer. Namentlich vielfältig aber zeigt sich ihre Kunst in

Frauen in Bethlehem.

Bearbeitung der Perlmutter. Sie gestalten dieselbe zu niedlichen Medaillons. Auf größeren Stücken stellen sie zahlreiche Geschichten aus dem Leben des Herrn dar von der Geburt bis zum Tod am Kreuze. Trefflich verstehen sie Holzarbeiten mit Perlmutter auszulegen. Priester segnen in Bethlehem oder in der Grabeskirche ihre Arbeiten ein.

Seitdem im Jahre 1834 das muhammedanische Viertel von Ibrahim Pascha zusammengeschossen worden, besteht die Einwohnerschaft Bethlehems fast ausschließlich aus Christen, unter denen die lateinische Konfession im Verhältnis zahlreicher denn irgend anderswo vertreten ist. Die Bethlehemiten sind ein leidenschaftliches, streitgeneigtes Völklein, das seit Jahrhunderten schon viele, oft blutige Fehden mit den Nachbarn in Jerusalem und Hebron bestanden hat. Meinem Führer nach zu schließen, der, wie ich berichtete, aus Bethlehem stammte, darf man ihnen dafür das Zeugnis des Mutes und der Unerschrockenheit geben. Ernsteren Stürmen war das Städtchen, obwohl hochgelegen und tapfer verteidigt, nicht gewachsen. Im Jahr 1244 sank auch es wie hundert Ortschaften des heiligen Landes unter der verderbenden Hand der wilden Chowaresmier fast gänzlich in Trümmer. Überhaupt hat sich im Lauf der Jahrhunderte jene herrliche Weihnachtsverheißung: „Friede auf Erden" gar wenig an dem sonst so friedlich und freundlich daliegenden Bethlehem verwirklicht.

Drohend waren inzwischen die Wolken aufgestiegen, als wir unsern Weg weiter südwärts zogen den Salomonsteichen zu. Der Wind wehte und die Sonne zeigte sich nur noch auf Augenblicke, alles Anzeichen des herannahenden, noch sehnlich gewünschten Spätregens, der unmittelbar vor Anbruch des Sommers außerordentlich wohlthätig auf die junge Saat wirkt. Wir hofften indes, der Regen werde noch bis Nachmittag verziehen und brachen wohlgemut auf. Unser Führer ging mit uns zuerst eine kurze Strecke steil den Berg hinunter. Kleine Felder am Rande des Städtchens waren mit Feigenkaktus umgeben. Am Abhang konnte man neben dem Grün manche nackte große Felsplatte sehen.

Wir kamen bald auf den Grund des von Westen herlaufenden Thales Taamirah. Hier trifft man gewöhnlich Frauen an, damit beschäftigt, durch zwei Öffnungen Wasser aus der Tiefe zu schöpfen, das unter einem Gewölbe durchströmt. In Schläuchen tragen sie es

zum Städtchen hinauf. Das Wasser kommt von den Salomonsteichen her und floß einst, wie wir bereits erzählt, in die Vorhöfe des Tempels zu Jerusalem. Nachdem wir die Südwand des Thales erstiegen, sahen wir nach wenigen Minuten den Wasserkanal mit eigenen Augen. Unser Weg ging demselben von da an entlang bis zu den Teichen hin. Es war ein schmaler Pfad, nur ein Privatweg nach altjüdischen Begriffen, ja kaum von der richtigen Größe eines solchen, die zwei Meter betrug, während die Straße nach Hebron an eine israelitische Asylstraße erinnert, die 14 Meter breit sein mußte. Munter rauschte das Wasser und füllte das etwa ein Fuß weite und ebenso tiefe Bette ganz. Letzteres war mit rohen Steinen kümmerlich gedeckt. Da an vielen Stellen die Decke über dem Kanale fehlte, so konnten unsere Pferde reichlich ihren Durst mit dem köstlichen Wasser stillen.

Wir zogen um die östliche Seite eines steilen Berges herum, der teilweise Schafen und Ziegen zum Weideplatz diente. Wie wir uns dann gen West hinwandten, überraschte uns der Anblick des von jähen Bergabhängen eingefaßten Wadi Artas. Es lag uns tief zu Füßen. In der düstern Umgebung aber machte der äußerst liebliche Thalgrund einen um so freundlichern Eindruck. Ganze Wäldchen von Mandelbäumen standen eben in schönster Blüte. Da unten gedeihen, wie die südländischen Früchte Zitronen, Pomeranzen, Feigen und Granaten, so auch die Birnen, Äpfel und Kirschen unseres Himmelsstrichs, alles in reichlicher Menge. Blumenkohl, Rüben, Kartoffeln und andere Gemüsearten sind in vielen Gartenbeeten angepflanzt. Eine von West herkommende Quelle bewässert dieses kleine Paradies das ganze Jahr durch, und nie fehlt hier erquickendes Grün. Am steilen Nordabhange zerstreut, lagen viele sehr zerfallen aussehende Hütten, oberhalb deren wir dann vorbeiritten. Sie gehören zum Dorfe Artas.

Einst, so erzählt man, hatte König Salomo noch viel herrlichere Gärten im Thale Artas. Hier besaß er ein Lustschloß, zu welchem er oft in königlichem Pomp von Jerusalem hinausfuhr. Trümmer

südlich über dem Gelände auf steilem Felsberg werden auf dasselbe gedeutet. Halten wir uns einfach an die Bibel, so können wir mit Bestimmtheit nur sagen, daß dort die feste Burg Etham gelegen, deren Namen noch an dem angrenzenden Seitenthal und dessen Quelle haftet.[1] Den lieblichen Artasthalgrund soll der Dichter im Sinne haben, wenn er die Geliebte singen läßt: „Hebe dich auf o Nordwind und komme Südwind und durchwehe meinen Garten, daß seine Balsamgerüche sich verbreiten! Mein Geliebter ist in seinen Garten hinabgegangen zu den Balsambeeten, daß er weide in den Gärten und Lilien sammle.“[2] Oder wenn er die Geliebte vergleicht „einem Paradiesgarten von Granatäpfeln, von allerlei edlen Früchten, Cypern mit Narden, Narden und Safran, Kalmus und Zimmet, ja mit allerlei Bäumen des Weihrauchs, der Myrrhen und Aloe, mit den allerbesten Gewürzen.“[3] Die Fülle von Anmut, die heute das Artasthal darbietet, läßt gar wohl glauben, daß einst der berühmte König die Freuden des Frühlings in all ihrer Herrlichkeit hier genossen. Herodes hat die segensreiche Quelle nach dem Frankenberge geleitet, um die dort sein Schloß umgebenden Gartenanlagen zu bewässern. Von seinem Werke sind noch deutliche Spuren erhalten.

Von Artas weg erreichten wir bald die am Westende desselben Thales liegenden Teiche. Mit Recht erregen dieselben in der einsamen Gegend das Erstaunen der Reisenden. Es sind drei ungeheure Wasserbehälter, die, durch größere Zwischenräume voneinander getrennt, von West nach Ost, in übrigens nicht ganz gerader Linie, also übereinander liegen, daß der Boden des einen höher ist als die Oberfläche des zunächst darunter befindlichen. Der oberste (westlichste) hat eine Länge von 116 Meter, der mittlere von 123 und der unterste von 177 Meter. Gen West sind alle drei Teiche schmäler als an der östlichen Seite, so daß z. B. der unterste an der Ostseite 83 und

---

[1] 2 Chron. 11, 6. Jos. 15, 59 nach der griechischen Übersetzung. — [2] Hoh. L. 4, 16. 6, 1. — [3] Hoh. L. 4, 13 f.

an der Westseite nur 45 Meter mißt. Letzterer Teich, der längste und breiteste von allen, hat auch die größte Tiefe, nämlich 15 Meter. Die Grundfläche zeigte sich bei allen dreien gegen Ost geneigt, so daß diejenige des untersten Teiches, welcher wenig Wasser hatte, nicht ganz davon bedeckt war. Treppen führen bis an den Grund. Die Wände sind zum größten Teil gemauert, teilweise aber bestehen sie aus dem natürlichen Fels und waren ehedem ganz mit Kalkkitt überzogen. Der Boden, in den Fels gehauen, stuft sich gegen die Mitte zu in mehrern Terrassen der Länge nach ab. Wir stiegen in den östlichsten Teich hinab, um ein Bad zu nehmen. Das Wasser war aber so kalt, daß ich nicht lange in demselben herumschwimmen mochte. Mit dem zweiten Teich steht der unterste durch einen schräg laufenden Kanal in Verbindung; es strömte jedoch durch letztern kein Wasser, sondern dieses plätscherte von der nördlichen Wand hoch herunter. Einen besonders prächtigen Anblick bot der oberste Teich, der ganz mit Wasser gefüllt war. Oft wiegen sich buntfarbige Enten und wilde Schwäne auf der klaren Flut; leider waren bei unserer Ankunft diese geflügelten Gäste verscheucht. Die Hauptquelle dieser merkwürdigen Wasserbehälter liegt etwa zweihundert Schritt nordwestlich an dem Berge, Karn el-Borak genannt, der gegen West das Artasthal abschließt. Nahe beim obersten Teiche kann man in eine Art Brunnenstube hinuntersteigen, wo das Wasser sich zerteilt. Ein Teil strömt den Teichen zu, ein anderer fließt direkt nördlich den Teichen entlang nach Bethlehem.

Gleich nordwestlich von der Wasserkammer steht eine verlassene, weitläufige Burg sarazenischen Ursprungs. Arme Araber scheinen in ihr einen zeitweiligen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben, und Herden von allerlei Vieh übernachten in den großen Höfen, so daß es in denselben etwa aussieht wie bei einer Sennhütte auf den Schweizerbergen. Die Burg war seiner Zeit zum Schutze des Wassers angelegt worden. Rings um die Teiche wuchsen viel Gras und Blumen, aber die Berg-

abhänge in Nord und Süd, die das Thal enge einschließen, boten einen ungemein öden und ziemlich wilden Anblick dar, ähnlich einem Bergabhang in der Schweiz, wo gewaltige Regenströme, ohne einen Widerstand in Bäumen oder Gesträuch zu treffen, das gute Erdreich fortgerissen, die Felsen tief ausgewaschen und in wildester Ordnung die mächtigen Blöcke hingesät haben.

Von Karn el-Borak fällt das Artasthal sehr steil ab, so daß man eine riesige Quermauer hätte aufführen müssen, wenn man den Plan gehabt, anstatt der drei nur einen größern Teich zu machen, wie etwa im Hinnomthal bei Jerusalem. Die Erbauung der Teiche erforderte eine ungeheure Arbeit, muß aber in einer Zeit geschehen sein, wo man noch wenig verstand, solche Werke durch genaue Verhältnisse schön zu gestalten. Sie leiden an sehr vielen Unregelmäßigkeiten. Die Sage schreibt ihren Bau dem König Salomo zu und bezieht darauf die Worte des Predigers: „Ich machte mir Wasserteiche, aus denselben den Bäume sprossenden Wald zu wässern.“[1] Aus solch alter Zeit können die Teiche wohl stammen. Salomon führte seine Prachtbauten mit Hilfe der geschickten tyrischen Bauleute aus. Wo er aber nur sein eigenes Volk zur Hand hatte, mußte das Werk viel unvollkommener ausfallen und konnte die Ausführung der Weisheit des Plans nur annähernd entsprechen. Am Ende des 15. Jahrhunderts wandte ein ägyptischer Sultan, Herrscher über das heilige Land, den Teichen große Aufmerksamkeit zu, suchte ihnen neue Zuflüsse zu verschaffen, indem er ihre wichtige Bedeutung nicht nur für die nächste Umgebung, sondern vor Allem auch für Jerusalem wohl erkannt hatte. Offenbar sollten dieselben als Behälter dienen, damit es der Stadt nie an gutem Trinkwasser mangle, gleichwie Konstantinopel heute noch all' sein gutes Wasser aus ähnlichen ungeheuren Teichen erhält.

---

[1] Pred. 2, 6.

Noch ehe wir bei den Teichen angelangt waren, hatte uns ein Regenschauer überrascht. Doch dauerte derselbe nicht lange. Heiter lächelte nach etwa einer halben Stunde die Sonne wieder zwischen den Wolken hervor, so daß wir die Teiche mit Muße betrachten konnten. Die warmen Sonnenstrahlen thaten nach dem Regen, der uns tüchtig durchnäßt, sehr wohl.

Wir gingen nicht mehr denselben Weg zurück, sondern zogen beim Borakschloß vorbei nördlich einen sanft ansteigenden Abhang hinauf und ritten dann über ebenes Feld. Die Straße, die wir also einschlugen, kam von Hebron her und führte nach Jerusalem. Da dieselbe sehr belebt ist und doch nie verbessert wird, so zeigte sie sich an den meisten Stellen sehr breit getreten. Das ebene Feld, über welches wir hinritten, war ungemein steinig, einer Allmende bei uns gleich, die nur Schafen und Ziegen Weide bietet, für den Anbau aber nicht taugt. Doch auf dem magern Boden, welche Fülle von Pflanzenarten! Aus Sonnenröschen, Glanzgras, Osterluzei, Salbei, Pfefferkraut, Gundelien, Traganth, Lappkraut, Hasenöhrchen hatte der Frühling einen bescheidenen Teppich gewoben und neben der Hauhechel sich auch die spitzige Becherblume (poterium spinosum) mit ihren überaus zarten Blättchen einen Platz erobert. Rechts von uns erhoben sich die Höhen, um die wir vor einer Stunde östlich herumgezogen waren. Da die Winde heftig über die Steppe wehten und neue Regenschauer drohten, schlug unser Beduinenhäuptling wieder den nächsten Weg ein. Er führte uns über frischgeackerte Felder, deren niedere Steingehege unsern Pferden kein Hindernis boten, an besser geschützten Weinbergen vorbei, schräg über langsam ansteigende Halden hin. Hier wuchsen Ölbäume in reicher Zahl. Im Sonnenglanz erscheinen die Olivenblätter silbergrün, aber unter regendunklem Himmel düstergrau. Der Himmel grauschwarz, die Erde graugelb, dazu diese graugrünen Bäume, wahrlich graue Farbe genug, um über die ganze Landschaft eine schwermütige Stimmung auszubreiten. Als wir Bethlehem nahe waren,

überschritten wir die von Jerusalem herkommende Straße und gelangten dann bald zu einem Brunnen, den wir Bir en-Nebi Daud (Brunnen des Propheten David) nennen hörten. Derselbe besteht aus einer großen, in den Fels gehauenen Zisterne. Wir vermochten aber durch alle fünf Schöpflöcher, die wir bemerkten, kein Wasser in ihr zu entdecken.

Hieher, berichtet die Überlieferung, seien jene drei tapfern Gefährten Davids gekommen, um für den in Adullam durstenden König Wasser zu schöpfen. Ein Haufe Philister lag im Grunde Rephaim bei Jerusalem und ein anderer Haufe hatte seinen Standort bei Bethlehem. „Da brachen die drei Helden in das Lager der Philister und schöpften von dem Wasser aus dem Brunnen zu Bethlehem unter dem Thor und trugen und brachten es dem David.“[1] Die Zisterne, die man seit Jahrhunderten als diesen Brunnen zeigt, liegt am Nordabhang des Dschebel Kilkel, Bethlehem nordwestlich gegenüber. Gar wohl können hier die philistäischen Krieger, die wahrscheinlich Bethlehem belagerten, ihre Zelte aufgeschlagen haben. Sehr anmutig und malerisch zog sich das Städtchen vor uns am Bergessaume hin, umkränzt vom Schmucke stattlicher Ölbäume und kräftig sprossender Saaten. Näher zur Linken hatten wir das tiefe, fruchtbare Charubehthal und im fernen Ost den Frankenberg.

Von hier wandten wir uns weiter nach Nordwest zum Grabmal der Rachel. Wenn man von Jerusalem nach Hebron geht, so kommt man nach etwa anderthalb Stunden an einem sehr unscheinbaren muhammedanischen Tempelchen vorbei, an das nördlich eine Vorhalle mit plattem Dache angebaut ist. Es steht in einem ebenen, steinbesäeten Felde unweit von der Stelle, wo sich die Wege nach Bethlehem und Hebron scheiden. Im Innern dieses Tempelchens sollen die Gebeine von Jakobs Weib, Rachel, begraben liegen. Nach bib-

[1] 2. Sam. 23, 13—16.

lischer Überlieferung nämlich starb Rachel „an dem Wege gegen Ephrat, die nun Bethlehem heißt. Und Jakob richtete auf ihrem Grabe eine Säule auf.“ [1] Ohne Zweifel verehren die Muhammedaner dieselbe Stätte, bei der einst zu Christi Zeit [2] die Kinder Josephs und Benjamins das Grab ihrer Stammmutter suchten, während nach Samuels Weisung das Grabmal der Rachel viel weiter nördlich in den Landmarken Benjamins zu suchen ist. [3]

Nördlich von dem Tempelchen findet man viele erbsengroße Steinchen auf dem Boden zerstreut. Über dieselben hat sich im Volk die Sage gebildet, Christus habe einst im Vorübergehen einen Bauer, der daselbst Erbsen pflanzte, gefragt, was er da säe und dann von diesem die Antwort erhalten: „Steine“, worauf der Herr erwiderte: „So wirst du auch Steine ernten“. Von dieser Zeit an sei der Acker unfruchtbar geworden und voll von Erbsensteinen.

Beim Rachelgrab entließen wir unsern beduinischen Führer, da ein Geleit nach Jerusalem sehr unnötig gewesen wäre. In großer Menge pilgerten Leute der verschiedensten Nationen nach Bethlehem oder von da nach der Hauptstadt, die einen zu Pferde, andere auf dem Esel, die meisten zu Fuß. Da spazierte ein abendländisches Pärchen gemütlich Arm in Arm, dort jagten einige Engländer auf schnellen Pferden den Abhang hinan, dem Eliaskloster zu. Langsam zog eine Griechin mit ihrem Kinde auf einem Eselein fürbaß. Scheltworte des nebenhergehenden Mannes sollten das müde Tier antreiben. Deutsche Handwerksburschen, an derbem Stock weitausschreitend, überholten mehr als einen langsamen Reiter. Aber auch an Landeskindern fehlte es nicht. Frauen aus Bethlehem kehrten von Jerusalem zurück, rüstig watschelnd in ihrem engen blauen Gewand, den leeren Korb auf dem Kopfe, mit lautem fröhlichem Geschwätz sich den Weg kürzend. Züge

---

[1] 1. Mos. 35, 19 f. — [2] Matth. 2, 18. — [3] 1. Mos. 35, 19. 20. 48, 7. 1. Sam. 10, 2.

von beladenen und unbeladenen Kamelen wanderten in plumpem langsamem Schritte Hebron zu. Mein Begleiter eilte jenen Engländern nach, so daß ich allein die Straße zog. Eine fromme Russin hatte den Weg zwischen Bethlehem und Jerusalem mit großen Kosten verbessern lassen, wofür Reiter und Fußreisende ihr sehr danken müssen. Von Gaza bis nach Dan fand ich keinen solch guten Weg mehr, obgleich auch dieser noch nicht fahrbar gewesen wäre.

Vom Grabmal der Rachel an senkt sich der Boden ein wenig, steigt dann aber gegen das griechische Eliaskloster zu wieder höher an. Östlich mir zur Rechten that sich ein großes fruchtbares Thal auf, das weiter nach Süd mit dem Charubehthal zusammentrifft. Auf der Höhe beim Kloster angelangt, genoß ich eine ganz eigentümlich schöne Aussicht. Nach Süden schaute ich Bethlehem auf dem Gebirge und im Norden jenseits einer weiten Ebene wurde Jerusalem sichtbar. Östlich schweifte der Blick über eine sehr gebirgige Landschaft bis hin nach Moab, während im Westen nahe Höhenzüge den Blick begrenzten.

Die Stelle, wo ich jetzt stand, wo der von Süden kommende Wanderer zum ersten Mal Zion, den Tempelberg, sieht, mußte in der Seele des frommen Israeliten eine schöne Erinnerung wecken. Als Abraham von Beerseba ausging, um nach Gottes Befehl sein einziges Kind Isaak auf Morija (das ist Zion) zu opfern, hob er am dritten Tage seiner Wanderung die Augen auf und sah den Ort aus der Ferne, davon ihm Gott gesagt hatte. Da sprach Abraham zu seinen Knechten: „Bleibet ihr hier mit dem Esel, aber ich und der Knabe wollen dorthin gehen und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.“ [1] Das war bei Mar Elias. Ganz nahe dem Kloster findet sich eine Zisterne Bir Kadismu. Bei diesem Brunnen sei, wie ein Pilger aus dem Jahr 530 erzählt, Maria auf ihrer Reise nach Bethlehem von

[1] 1. Mos. 22, 3–5.

der Eselin abgestiegen und habe den Ort gesegnet. Hier, berichtet eine spätere Überlieferung, sei der Stern der Weisen wieder erschienen, der sich ob Jerusalem verborgen hatte. Wie hätte ein Ort, von dem aus man gleichzeitig Jerusalem und Bethlehem sehen kann, nicht das Sinnen und Träumen kindlich frommer Gemüter anregen sollen!

Die Umgebung des Klosters sah sehr freundlich aus. Die Felder waren gut angepflanzt. Ölbäume und andere umgaben jenes in großer Menge. Mit anerkennungswerter Thatkraft haben sich die Griechen auf Verbesserung des Bodens geworfen, gerade auch bei Mar Elias. Gewaltige trocken aufgeführte Mauern umgeben daselbst ihr Besitztum. Das Kloster selbst, dem Elias geweiht, ist ein großes und sehr festes Gebäude, stark genug, daß es nötigenfalls den Sturm einer Beduinenhorde aushalten könnte. Doch wer sollte wagen es anzugreifen, da nach dem Glauben des Volkes „der Herr" Elias überirdische Gewalt besitzt und jeweilen am Ende des Herbstes Sturm, Gewitter und Ströme Regens auf die lechzende Erde sendet, als wäre er selbst Jehovah, dessen machtvolle Gegenwart die alten Israeliten einst am tiefsten bei den Schauern des Gewitters empfanden. [1]

In sanfter Linie senkt sich von Mar Elias die Straße nach Norden. Sie führt durch eine weite fruchtbare Ebene, die bis zum Thal Hinnom sich erstreckt. Prächtig grünten die Felder zu beiden Seiten des Weges. Das Land war zum größten Teil angebaut und versprach reichliche Ernten, wie zu den Tagen, da Jesaias den Schnittern zuschaute in diesem schönen Thal. [2] Doch umsonst würde man nach einem Wald von Maulbeerbäumen suchen, deren Rauschen einst dem David möglich machte, unvermutet den Philistern in den Rücken zu fallen. Letztere lagerten sich öfters im Grunde Rephaim, und in „männermordenden" Schlachten wurde schon in jener alten Zeit das Ackerfeld

[1] Ps. 18, 9 fg. 97, 2—4. — [2] Jes. 17. 5.

mit Blut getränkt.[1] Während ich in Jerusalem weilte, fiel hier ein Bethlehemit auf offener Straße durch Mörderhand.

Lieblich strahlte die Abendsonne, als ich in das Hinnomthal einbog. Alles Grün atmete frischer auf. Mein Pferd hatte einen sehr langsamen Schritt, und es belustigte ein Judenknäblein auf einem kleinen ungesattelten Esel, mich zu überholen. Ich ritt am Westabhang des Hinnomthales oberhalb vom Sultansteich vorbei, stieg die grüne Anhöhe hinan zum Jaffathor, wo ich, meines Gaules herzlich satt, denselben gerne seinem Herrn zurückstellte. Freudig wanderte ich zu Fuß durch die Gassen der h. Stadt ins gastliche Hospiz.

Am Spätabend türmten sich aufs neue schwarze Wolken am Himmel empor, die sich in der Nacht unter starkem Windesbrausen als äußerst heftige Regenströme zu ergießen anfingen.[2] Welch ein wonnigliches Gefühl, unter sicherm und gutem Dach geborgen zu sein, als die Wasser des Himmels auf die Kuppel meines Zimmers niederklatschten und Windstöße Thüre und Fensterladen erzittern machten! Aber rechtes Mitleid empfand ich mit den armen Reisenden, die diese Nacht in den Zelten zubringen mußten. Ich dachte an die amerikanische Reisegesellschaft.

27. März.

Den Morgen darauf stürmte und regnete es in gleicher Heftigkeit fort. Die unwirsche Witterung brachte zugleich Kälte mit. Ich bekam einen Begriff von dem morgenländischen Winter.

Gegen Abend, als das schlimme Wetter noch kein Ende hatte, zog ich mit dem Regenschirm aus. In fast allen Gassen war vor Schmutz ziemlich schwer durchzukommen. Ich mußte vorsichtig vorwärts schreiten, wollte ich nicht, zumal in den gepflasterten Straßen, von Zeit zu Zeit einen Fall thun. An dem Laufe des Regenwassers in den Gassen konnte ich Erhöhung und Einsenkung der letzteren leicht beobachten.

---

[1] 2. Sam. 5, 17—25. — [2] Jer. 4, 13.

Im Bazar, der überwölbt war, herrschte trotz des Regens viel Leben. Brotverkäufer boten ihre Ware herum, mochte sie auch ganz durchnäßt worden sein von dem Regen, der noch reichlich genug durch die Licht- und Luftöffnungen hineindrang. Bei solch massigem Regen konnten die Zisternen sich füllen, an denen die von Quellwasser wenig gesegnete Stadt so reich ist. Ängstlich waren einst die Juden auf Reinhaltung der also gesammelten Wasservorräte, dieser „Augen" ihres Haushaltes, bedacht. Wenn nun trotz aller Vorsicht ein Holzsplitter in einen solchen Sodbrunnen gefallen war, und ein böswilliger Nachbar wurde dessen gewahr, wie schadenfroh verkündete er diese Entdeckung mit den Worten: „Halt, Nachbar, ich will dir doch den Splitter aus deinem Brunnen herausziehen." Während er aber des Nachbars Brunnen ausspionierte, schwamm in seinem eigenen ein ganzes Balkenstück herum, das seine sich selbst überlassenen Kinder hineingeworfen. Wer kennt nicht das Wort: „Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge, des Balkens aber in deinem Auge achtest du nicht?"[1]

Während mehrerer Tage blieb das Wetter kalt und regnerisch, so daß ich mich nicht weit von den Mauern Jerusalems entfernen konnte. Am Freitagabend begleitete ich eine jubelnde Judenprozession durch die äußerst schmutzigen Gassen des jüdischen Quartiers. Auf dem Klageplatz traf ich jenes Tages nur zwei Männer, die, mit dem Angesicht gegen die Haramsmauer gerichtet und den Oberkörper unaufhörlich vor- und rückwärts bewegend, aus Büchern ihre Klagen herauslasen. Der eine von ihnen war ein deutscher Jude, ein ächtes Kind seines Volkes schon in seiner äußern Haltung. Den Weg zum Klageplatz hatte mir ein Hebräer aus Amsterdam gezeigt, von welchem ich gefragt wurde, ob ich ein Christ sei. Als ich ihm die Frage bejahte, meinte er, ich kenne den Weg des Heils noch nicht, wenn ich nicht die jüdische Religion

[1] Matth. 7, 3. Das Auge bedeutet an dieser Stelle Brunnen. Es werden nämlich in der Sprache, die Jesus gesprochen, Auge und Brunnen mit demselben Worte, ‚ajin', wiedergegeben.

für die allein wahre halte. Zweifelsucht kann man in der That keiner der vielen Religionsparteien in Jerusalem vorwerfen. Ich wanderte in diesen Tagen auch einmal in der Bezetha herum und verirrte mich dabei in schmalen Sackgäßchen, zwischen überaus elende und armselige Hütten. Die Menschen teilten hier noch altväterlich die Wohnstube mit Ziegen und Hühnern.

Als der Himmel wieder aufzuheitern begann, bereitete ich mich zu einem zweitägigen Ausfluge nach Bethschemesch. Am Abend vorher ging ich noch einmal auf den Ölberg und bestieg das früher erwähnte Minaret. Regenwolken trieben sich noch am Himmel hin; aber da und dort zeigte sich ein Stück schönes Blau, dessen düsteres Aussehen mildernd. Ein kalter Luftzug beugte die Äste der vollbelaubten Ölbäume. Selten vernahm ich vereinzelte Laute von Singvögeln, die sonst im Frühlinge auch den Ölberg mit lautem Gezwitscher beleben. Doch zu meinem Troste war die Aussicht frei, mochten auch am fernen Horizonte Nebelstreifen ab und zu den Gebirgssaum verhüllen. Auf der Zinne des Minarets schrieb ich einen Brief über das, was ich als lebensvolle Wirklichkeit unmittelbar um mich sah. Das Schreiben war etwas mühsam, aber ich fand dafür reichlichen Ersatz in dem unverwischlichen Bilde, das sich mir gerade dadurch von der Rundsicht auf dem Ölberge einprägte.

Ausflug nach Bethschemesch.

31. März.

Morgens gleich nach acht Uhr wanderte ich mit meinem Führer Abdallah zum Jaffathore hinaus. Zwischen dem grauen Gewölk strahlte hoffnungsvoll die Morgensonne hervor, so daß ich glaubte, einen schönen

Frühlingstag erwarten zu dürfen. Muntern Schrittes zogen wir nach West über das obere Hinnomthal hin, bei den neuen Baumpflanzungen der Griechen vorbei. Der Weg zeigte noch sehr deutlich die Spuren des vergangenen Regens. Es war nicht immer leicht, über den tiefen Kot und die großen Lachen schmutzigen Wassers wegzukommen. Nach einer Viertelstunde erreichten wir die Anhöhe, auf welcher wir noch einen letzten Blick auf Jerusalem zurück thaten. Der Weg senkte sich von da bald nach Westen in ein neues Thal. Auch hier hatten die Griechen große Pflanzungen von Maulbeerbäumen angelegt, wo noch vor wenigen Jahren fast alles öde gewesen. Diese Baumgärten zogen sich bis zum Kloster des h. Kreuzes.

Als wir wenige Minuten durchs Thal hinabgegangen waren, sahen wir zu unserer Rechten im Grunde eines ungemein lieblichen Seitenthales ein sehr großes, ganz neu aussehendes Gebäude. In den fünfziger Jahren ließ der griechische Patriarch von Jerusalem hier eine geistliche hohe Schule errichten, zugleich mit einer Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen. Das alte Klostergebäude, das hier stand, wurde fast ganz niedergerissen, und mit Hilfe russischen Geldes konnte das geistliche Oberhaupt der griechischen Christen dafür einen viel größern und schönern Bau herstellen, dessen hohe, luftige, gut eingerichtete Räume auch den abendländischen Besucher sehr ansprechen müssen. Seit mehr als tausend Jahren gab es an dieser Stätte ein Kloster, indem früh schon die Meinung aufkam, es sei hier das Holz für Christi Kreuz gehauen worden. Auch lateinische Pilger strömten vor Zeiten zahlreich hin, die Stelle zu küssen, wo angeblich der Kreuzesbaum gestanden. Ein französischer Pilger vom Jahre 1231 berichtet, das Holz des Kreuzes stamme von einem Zweige des Baumes, dessen Frucht einst Adam gegen Jehovahs Gebot genossen. Sterbend habe Adam mit seinem Munde den Zweig erfaßt und mit ins Grab genommen. Der Zweig aber sei zum herrlichen Baume aufgewachsen, Adams Schädel umschließend. Die Sintflut habe den Baum nach dem Libanon ge=

schwemmt, und von dort sei er zum Tempel Salomos gebracht worden, hier aber vor der Schwelle des Heiligtums liegen geblieben, so daß die Leute ihre Schuhe daran abwischten, bis die weise Sibylle ihn erkannt und verehrt habe. Dann sei er zum Kreuze Christi verwendet worden. „Als des Herrn Blut am Stamme herabfloß, trat der Schädel Adams aus dem Fuß des Kreuzes heraus und trank das Blut.“ Seitdem werde im heiligen Lande kein Kruzifix mehr gemacht ohne einen Schädel am Fuße zur Erinnerung an Adams Haupt. „Ein Holz war es, so dichtete Sophronius schon ums Jahr 610, das den Tod erzeugte, indem Adam dessen Früchte aß, ein Holz war es, welches den Tod vernichtete, indem es mit Nägeln Christus festhielt.“ In solchen Erzählungen voller Sinnigkeit suchten treue Menschen der Vorzeit die Gedanken und Empfindungen auszudrücken, welche die dankbare Liebe für den gekreuzigten Herrn in ihnen geweckt hatte. Die alte Kirche ließ man bei den Neubauten stehen, nur krönte man sie mit einem in russischem Stile gehaltenen Glockenturme, in welchem eine klangvolle Glocke traulich die Stunde schlägt und mit ungewohntem Schalle zu den nahen muhammedanischen Dörfern hinübertönt. Westlich vom Kloster, Der el-Mussallabeh bei den Einheimischen genannt, lag am Abhang ein prächtiger Olivenhain, der nicht wenig zur Anmut des kleinen Thales beitrug.

Der Wadi, durch den wir zogen, weitete sich bald hinter dem Kloster auf beiden Seiten stark aus, so daß Höhen und Querthäler ihn sehr malerisch umgaben. Im westlichen Hintergrund zog er sich dagegen zur engen Schlucht zusammen. Nördlich krönte das Dorf Malchah einen der freundlich grünen Hügel, und südlich ihm gegenüber sahen wir esch-Scherafat auf stolzer Höhe, während zur Linken ein Ölbaumwald den Thalgrund belebte. Wo weiterhin das Thal von hohen steilen Felswänden eingeengt wurde, unweit der Quelle Jalo, sah ich zur lieblichen Erinnerung an die Heimat herrliche

Rosengärten, von denen dasselbe mit Recht seinen Namen Rosenthal trägt.

Eine halbe Stunde von Malchah entfernt, sprudelt die Quelle Jalo am südlichen Thalabhang hervor. Aus einer steinernen Rinne gießt sich das Wasser über eine kleine Mauer. Ich sah es sehr reichlich fließen. Männer, Weiber und auch Kinder kamen, davon zu holen. Singende Frauen waren unterhalb der Quelle mit Waschen beschäftigt. In der Nähe lag ein Teich, der einiges Regenwasser enthielt. Nebenbei floß die Quelle gleich zum Thalgrund hinunter, um Gartenbeete zu bewässern. Feigen und Ölbäume bedeckten den wohlbewässerten Abhang. Über der Quelle erhebt sich mächtig das felsenreiche Gebirge, einer hohen steilen Alpe vergleichbar. Wie süße Melodie tönt in diesem durstigen Lande das Rauschen einer Quelle. Und wer zu Füßen eines schattigen Baumes mit ihrem kühlen krystallhellen Wasser sich erquicken kann, in dem erwacht von selbst ein dankbar andächtiges Gefühl. So überraschte es mich denn nicht, hier noch einige Säulenreste zu finden als Trümmer eines kleinen Heiligtums, mit welchem frommer Sinn in alter Zeit schon diese Stätte geschmückt hatte. Aus geheimnisvollen Tiefen strömt der Quell unerschöpflich, den Hirten, die seit unvordenklicher Zeit ihre Herden daraus tränken, ein unerklärliches Rätsel, eine unmittelbare Gabe ewiger Güte.

Wir wanderten links etwas ob dem Thalgrund weiter. In den Äckern war die Saat am ersten Aufsprossen und konnte der Gegend noch wenig ihre falbe Farbe benehmen. An einer Felsbank bemerkte ich den Eingang zu einer kleinen Höhle, der mit einiger Kunst geschmückt war. Im Innern traf ich zu den Seiten der größern Höhlung fünf Nischen. Das Ganze schien mir eine nicht vollendete Familiengrabstätte zu sein. Neben den grünenden Saaten wucherte die Hauhechel und jener schon vom römischen Bauer gefürchtete Burzeldorn (tribulus) mit kriechendem Wurzelstock, dornigen Nüßchen und teilweise dornigen eiförmigen Blättern. Uns schien, als wäre hier das Land

ganz besonders arm und dürr. Doch bald wurde unser Ohr vom Plätschern einer Quelle überrascht.

Ain Hanijeh, sog. Philippusquelle.

Wie wir näher kamen, sahen wir einen reichlichen Bach ins Thal hinunter fließen, der uns zur Linken aus kunstvoll eingefaßtem Brunnen hervorströmte. Eine schöne, mit korinthischen Pilastern gezierte Nische erhob sich über der Quellmündung. Zu beiden Seiten der letzteren war eine etwa sechs Meter hohe Mauer aufgeführt und zur Linken eine Treppe, auf welcher man leicht zu dem ob der Quelle liegenden Ackerfeld gelangte. Ich konnte in diesem den Kanal derselben eine ziemliche Strecke weit verfolgen. Bis zur Hälfte hinauf waren hier die Höhen in Nord und Süd terrassenförmig angebaut. Feigenbäume, deren Blätter eben anfingen auszuschlagen, wuchsen da in Fülle. Neben ihnen fehlte

der Weinstock nicht, den ja schon die alten Hebräer zum Gefährten des Feigenbaums gemacht. Wie lieblich muß es hier sein im Maien, wenn auch jener seinen grünen Schmuck trägt. Schon am heutigen Tage ergötzten Sternblumen, Ranunkeln, Tulpen und Lilien das Auge, anmutig hingestreut am Saume der Weizenfelder. Zur Rechten des herrlichen Brunnens lag ein trockener Teich, neben dem der Bach ohne Aufenthalt gleich in die mit Zwiebeln reich bepflanzten Gärten des Thales hinunterströmte.

An diesem Brunnen, den die Eingebornen Ain Hanijeh nennen, soll Philippus den Kämmerer der Königin Candace aus Mohrenland getauft haben; durch dieses Thal habe nämlich einst die Straße nach Gaza geführt. In der That war unser Weg von Ain Jalo an bis hieher an felsigen Stellen breit und wie künstlich geebnet gewesen, so daß man sich denken kann, es sei der Gewaltige Candaces auf dieser Straße von Jerusalem heimgefahren. Vielleicht war das Thal von Menschen nicht belebter, denn da wir es durchwanderten. Langsam zog der Kämmerer seine Straße, im Wagen sitzend, im Propheten lesend, als Philippus zu Fuß ihn einholte.[1]

Während ich die Quelle näher betrachtete, saß mein Führer bei einem großen, künstlich gerundeten Felsblock, der ganz einem Mühlsteine in meiner Heimat glich und wohl einst als Reibstein für eine Ölkelter gedient hatte. Ein einziger Landmann kam, seinen Durst zu löschen und war bald mit meinem Begleiter ins Geplauder verflochten.

Von der Quelle weg stiegen wir in den Thalgrund hinunter. Bauern, die das Feld pflügten, Hirten, die Ziegen und Schafe auf die Weide trieben, grüßten uns mit einem „Friede sei mit euch" oder mit „Glück auf". Wie stark mußten die Regenwasser letzter Tage geströmt haben, da sie hier ein Bett von vier bis sechs Meter Breite sich gefurcht und den Feldweg weggerissen hatten. Bei einer starken Biegung

[1] Apostg. 8, 26—39.

des Thales nach Nordwest sahen wir das Dorf Bettir links hoch oben am Bergesabhang über prächtig grünen Terrassen. Ein starker Bach stürzte von dem Dorfe in unser Thal herunter. Den hohen steilen Berg hinauf, an Bettir vorbei, soll sich die Straße nach Gaza weiter fortziehen.

Die liebliche Lage dieses Dorfes, dessen Felder von Wasser reichlich getränkt werden, das heute noch ein Schmuck von Öl- und Feigenbäumen umgibt, wo auch die Rebe und der Maulbeerfeigenbaum gedeiht, war sonder Zweifel den Israeliten schon reizend genug, um sich da anzusiedeln. Die benachbarten Berge im Westen sind jetzt von Strauchwald überwachsen und dienen allerlei Gewild zum Aufenthalte. Nordwestlich, eine starke Viertelstunde von dem Dorfe, erhebt sich eine nach allen Seiten abgeschnittene Hügelkuppe. Auf ihr befinden sich einige Trümmer, Chirbet el-Jehud von den Eingebornen genannt. Da stand in alten Tagen eine starke Feste, Namens Bethar, um die sich eine blühende fromme Stadt ausbreitete. Sie zählte nach ohne Zweifel übertriebenen Angaben der jüdischen Überlieferung 400 Synagogen. Hier war es, wo das jüdische Volk fast siebenzig Jahre nach dem Untergange Jerusalems seinen letzten Verzweiflungskampf kämpfte, wo seine letzte jugendliche Heldenschar mit ihrem Führer, dem „Sternensohn" (Barkochba), den Untergang fand, nachdem sie in der Feste drei Jahre dem römischen Heere Widerstand geleistet. Überraschend ist es, nur wenige Trümmer an dieser Stätte zu sehen; doch jüdische Münzen aus jener Zeit sind hier in großer Zahl gefunden worden.

Wir selber gingen nicht nach Bettir hinauf, sondern ließen es, im Thale weiter ziehend, zur Linken. Das Wasser des Bettirbaches strömte noch eine Weile fort in breitem Bette und verlor sich dann allmählich unter den Steinen. Eine halbe Stunde lang folgten wir den Windungen des Thales, das von der Gegend bei Bettir an selten mehr die Spuren menschlichen Fleißes zeigte, sondern

verlassen und von Dornen und anderem niederem Gestrüpp überwuchert war. Nachdem wir darauf den Abhang zur Linken erstiegen, entfalteten sich neue Thäler und Schluchten vor unseren Augen. Wie wild und einsam die ganze Landschaft! Nirgends sahen wir ein Dorf oder ein Haus. Nur am Thalabhang südwestlich vor uns lagen ein paar Äckerlein gleichsam verloren mitten in der Wildnis. Aber von Ferne vernahm ich die taktmäßigen Schläge einer Holzaxt, die mir liebe heimelige Erinnerungen aus meinen jungen Tagen wach riefen. Holzsuchende Kinder stiegen mit uns auf sehr steilem Pfade in eine große tiefe Schlucht hinab. Vielerlei Gesträuch, eine Menge Salbei und Thymian wuchs neben weißlichen Felsbänken. Über die zerbröckelten eckigen Kalksteinchen wurde das Gehen etwas beschwerlich. In solchen strauchbewachsenen Wildnissen, wie wir jetzt eine vor uns hatten, holen die Leute auf dem Gebirge Juda ihren Holzbedarf. Waldbäume giebt's da keinen einzigen, sondern nur bald mehr bald weniger großes oder krüppliges Buschwerk. Dasselbe wird gewöhnlich mit der Wurzel ausgereutet und zu Kohlen verbrannt. Der Beruf des Holzhackers aber galt schon im alten Israel als ein sehr armseliger, da er eben nur solchen zufiel, die keinen Grundbesitz hatten.[1]

Abdallah kannte den Weg nach Bethschemesch nicht, so daß wir denn ziemlich aufs Geratewohl in westlicher Richtung fortmarschierten. Es war Mittag, als sich südlich zu unserer Linken ein tiefer und weiter Wadi aufthat, an dessen Südende oben auf der Höhe wir zu unserer Freude wieder einmal ein Dorf erblickten. Wir schwenkten in den Wadi ein. Der Weg führte ziemlich hoch über dem Thalgrund hin. In den Felswänden, die sich neben uns erhoben, bemerkte ich viele kleine Höhlen und tiefe Spalten oft von schönem großblättrigem, grünrotem Gebüsch überhangen. Näher dem Dorfe wurde die Gegend belebter, anmutiger. Wir sahen Ackerterrassen an den Thalabhängen,

[1] 5. Mos. 29, 11. Jos. 9, 21. 27.

weidende Rinder und Ziegen; freundliche Landleute gesellten sich zu uns auf den Weg.

Um Ein Uhr trafen wir in dem kleinen, schon von weitem erblickten Dorfe ein. Er-Ras nannte man mir dasselbe. Alsobald umringte uns junges und altes Volk, dem wohl selten ein Abendländer zu Gesicht kommen mochte. Wir lagerten vor dem Dorfe draußen auf einem weiten Platz voll großer Felsplatten. Dem Winde sehr ausgesetzt, wird derselbe ohne Zweifel als Tenne benutzt werden. Jetzt trug er die nur zu deutlichen Spuren, daß er Kamelen, Rindern und Ziegen zum häufigen Versammlungsort diente, weshalb ich es nicht leicht hatte, ein sauberes Sitzplätzchen zu finden. Nachdem wir uns hier mit Brot und saurer Milch (Lebben) gesättigt, zogen wir fürbaß, vor dunkelm Gewölk uns nicht fürchtend.

Wir gelangten nach wenigen Schritten an die Halde einer schmalen, kleinen, aber äußerst malerischen Schlucht. Von zwei Seiten stürzten helle Quellen über die Felswände in die Tiefe. Unten aber, eingeengt zwischen das falbe Gestein, prangten vollbeladene Limonenbäume in ihrem prächtig grünen und goldenen Schmuck neben Feigenbäumen und Weinstöcken. Den Boden zierte ein Pflanzenteppich mit saftigstem Grün. Wahrlich ein ungemein liebliches und ansprechendes Flecklein Erde, wie man es im Gebirge Judas kaum erwarten würde.

Um so öder erschien uns daher der Berg, zu dem wir von der Schlucht südwestlich aufstiegen. Auf dem breiten Bergrücken wuchsen zwischen den dicht gesäeten Steinen nur Dornen. Einst ging ohne Zweifel der Pflug des fleißigen Landmanns auch über diesen Boden. Soll es aber auch fortan da oben einsam bleiben, so wird doch in der künftigen Freudezeit nach der Verheißung des Propheten die Cypresse statt des Kreuzdorns und die Myrte statt des Stechdorns aufwachsen.[1] Noch bezeugen mehr als 14 Trümmerstätten in der Umgebung von

[1] Jes. 55, 13.

er-Ras die einst große Zahl der hier herum lebenden Bevölkerung. Wie oft sanken unter dem Ansturm wilder Kriegshorden Israels Dörfer in Trümmer! Immer jedoch suchte die Bauersame, die sich in Höhlen und Klüften[1] geborgen hatte, die alte Heimstätte wieder auf und beeilte sich, die zerfallenen Hütten wieder wohnlich zu machen.[2] Aber es kamen Verheerungen über das Land, nach denen niemand mehr heimkehren konnte, so daß die abgebrannten Hütten vollends zu unkenntlichen Schuttmassen wurden. „Chirbet" heißt bei den heutigen Bewohnern des Landes solch eine verödete Stätte, Chareb einst bei den Israeliten.[3] Schon seit einigen Stunden hatte der Westwind geweht, der Regenwind,[4] und nun begann ein feiner Regen zu fallen. Die trübe Witterung stimmte gut zu dieser unfreundlichen Gegend.

Außer einem Hirtenknaben, der Ziegen hütete, begegneten wir lange Zeit keinem einzigen menschlichen Wesen. Von kleinen und großen Rinnsalen war diese einsame Gegend stark durchfurcht. Gebüsche mit reichem glänzendem Blätterschmuck, sowie einzelne dunkelgrüne Johannesbrotbäume unterbrachen da und dort die Einförmigkeit des niedern Dorngestrüpps und der weißlichen Trümmer des Kreidefelsens. Erst weiter unten trafen wir angebaute Äcker. Dort öffnete sich der Blick auf eine gewaltige westwärts ziehende Schlucht, Wadi Ismail (auch Sarar) geheißen. Als wir auf den Südrand derselben hinaustraten, sahen wir in der Tiefe uns zu Füßen eine mit Bäumen reichgeschmückte kleine Ebene. Soviel Anziehendes dieser welteinsame und überaus liebliche Erdenwinkel hatte, wir blieben doch oben, denn auch die Hochfläche, auf der wir hinschritten, prangte im Frühlingskleid saftgrüner Weizen- und Bohnenfelder, von denen das hellere Grün zahlreicher Ölbäume wirksam sich abhob. Weiter hinauf freilich zeigten die Bergstufen uns zur Linken dasselbe düstere unwirtliche Aussehen, das bei den höheren Berglehnen des Gebirges Israel durchaus vor-

---

[1] Richt. 6, 2. 1. Sam. 13, 6. — [2] Hagg. 1, 9. — [3] Jer. 33, 10. — [4] Sprüchw. 25, 23.

herrscht. Wir kamen in die Nähe menschlicher Wohnungen, für uns um so erwünschter, als die Regentropfen immer dichter fielen. Nicht ein roter Kirchturm wie daheim, sondern die weiße Kuppel einer kleinen Moschee grüßte zuerst die durchnäßten Wanderer. Hinter ihr tauchten etwa zwanzig Hütten aus dem reichen Grün vollbelaubter Bäume hervor. Der esch-Schech, zu deutsch „das Kloster des Greisen", lag vor uns. Ein christlicher Waldbruder muß hier wohl sein hohes Alter einst beschlossen haben; aber keine Überlieferung nennt uns seinen Namen. Nordwestlich ragte jenseits des Dorfes eine stolze Bergkuppe hervor, Tantur Abu Jusef genannt, auf deren Höhe man nach Versicherung Abdallahs[1] eine herrliche Aussicht auf die Ebene und das Meer haben soll. Uns vor dem Regen ein wenig zu schützen, stiegen wir auf einer kleinen Treppe zur Vorhalle der Moschee hinunter.

Glücklicherweise ließ der Regen bald nach, und der Abend versprach noch recht sonnig zu werden. Da brachen wir wieder auf, nun aber geleitet von einem des Weges kundigen Knaben aus diesem Dorf. Bald hinter dem letztern begann die Wildnis von neuem ihre Herrschaft geltend zu machen. Etwa 200 Meter tief unter uns wälzte der Wadi Ismail seine trüben Wellen laut rauschend nach Westen zu. Das Rauschen hatte ich schon früher vor Der esch-Schech vernommen. Nun sah ich zugleich unmittelbar in den großartigen Bergstrom hinunter. Diese mächtig rauschenden Wasser zwischen hohen Bergklüften übten einen wundersamen Reiz auf den Pilger, der in dem wasserarmen Gebirge nie solches zu sehen gehofft.

Wir folgten dem Strome immer hoch am Thalrand hin, bis wir eine mehr südliche Richtung einschlugen. Im Süden bekamen wir das stattliche Dorf Bet Atab zu Gesicht, das auf freistehendem Hügel einer sehr schönen Lage sich erfreut, vor Jahrhunderten einst das Besitz-

---

[1] Er war auf anderem Wege früher mehrmals nach Der esch-Schech gekommen.

tum des Franken Johannes Gothmann. Der hohe und breite Bergrücken, auf dem wir hinschritten, war von vielen kleinern Schluchten durchfurcht und bot ein Bild wilder Einsamkeit dar. Wir störten häufig Rebhühner auf. Große Eidechsen huschten über die Felstrümmer hin. Nicht allenthalben herrschte aber nur der Christusdorn über dem weißlichen Kalkfels. An manchen Stellen bildeten Erdbeerbäume, leicht erkenntlich an ihrer korallenroten Rinde, Seidelbast, Goldregen, Myrten, Oleaster, Mastix, Laurus, Storax und andere Sträucher einen lichten Niederwald von so mannigfach abgestuftem Grün, daß man sich nicht satt sehen konnte. Wenn die Menschen der Natur freien Lauf ließen, welch ein herrlicher Hochwald müßte daraus werden! In einer der Schluchten trafen wir einen Hirten, der vom Hunde begleitet Schafe und Ziegen weidete. Malven, Kamillen und andere Kräuter kleideten hier den Abhang. Bald nachher kamen wir zu dem hoch und frei gelegenen Dorfe Der el-Hawa, das weithin über die Lande schaut, von den Vorbergen Judas bis hinunter in die große philistäische Ebene. Auf viel gekrümmtem Wege ging es nun manchmal sehr steil den Berg hinab. Am Ostabhange eines kleinen fruchtbaren Thales, des Wadi Ankalun, sahen wir das große Dorf Der Aban. Kaktushecken, welche die Gärten desselben dicht umschlossen und jedenfalls vortrefflich gegen Füchse und Schakale schützten, kündeten uns, daß wir eine wärmere Zone erreicht hatten. Schon neigte sich die Sonne stark gen Abend, als wir nördlich am Dorfe vorüberzogen.

Ungern folgte mir Abdallah zu dem noch eine Stunde entfernten Bethschemesch. Wir schritten eine Zeit lang nordwärts im Thalgrund fort auf sehr breit getretenem Wege, dann wendeten wir uns links den niedern Hügelrücken hinauf nordwestlich. Bald hatten wir den großen Wadi Sarar erreicht, ein weites Thal, das in wunderschönem Grün prangte. Kräftig sprossende Saaten überdeckten beinahe den ganzen Thalgrund. Während Sitten und Gebräuche der Menschen hier mit erstaunlicher Treue aus fernen Jahrtausenden sich erhalten

haben, sind dagegen der Mutter Erde im Laufe der Zeiten manche fremde Pfleglinge anvertraut worden. Es reichen aber, wie die ägyptischen und assyrischen Denkmale uns zeigen, künstliche Verpflanzungen wertvoller Gewächse ins graue Altertum zurück. Einst war weder die Banane noch die Orange auf der Küstenebene des heiligen Landes einheimisch. Aber als man in Israel von Kleidern aus Feigenblättern [1] sich erzählte und das Sprichwort durch das Land ging von goldenen Äpfeln mit Beiwerk von Silber, [2] da kannten die Israeliten beides, sowohl die mächtigen Blätter der Bananen als auch die goldgelben Orangen, an die sich oft am gleichen Zweige silberfarbige Blüten anschmiegen. Weit später wanderte die Rose aus Persiens Gärten ins Gebirge Juda ein. Aus der neuen Welt haben neben dem Feigenkaktus Kartoffeln, Tabak, Mais und Tomaten ihren Weg ins Land der Verheißung gefunden.

Mitten durchs Thal schlängelte sich das jetzt fast trockene Wasserbett wie eine breite Heerstraße. Hoch erhoben sich im Norden die Berge, während der südliche Thalabhang sehr niedrig und an den meisten Stellen sanft geneigt war. Freundlich schien die Abendsonne durch die Blätter der Ölbäume, welche da und dort am Wege standen. Hirten trieben zahlreiche Herden von Rindern heim. Bauersleute, den Pflug meist auf den eigenen Rücken ladend, verließen den Acker. Sie hatten alle Eile, die guten Leute; denn nachdem sie gesetzestreu den ganzen Tag über gefastet, wollten sie bei Sonnenuntergang daheim sein, weil alsdann sogleich die ersehnte Mahlzeit begann. Der eine und andere sang auf der Heimkehr nach Herzenslust. Das schöne grüne Thal, die Hirten mit ihren Herden, die Bauersleute mit den Pflügen, alles malerisch beschienen von der milden goldnen Abendsonne, welch liebliches, anmutsvolles Bild ländlich froh bewegten, friedlichen Daseins! Es schien dies auch einem Storche recht gut zu gefallen, der auf einem

---

[1] 1. Mos. 3, 7. — [2] Sprüchw. 25, 11.

Felsen nahe am Wege gravitätisch die Welt anschaute, ohne sich vom Lärm der übrigen Wesen stören zu lassen. Vielleicht war der vielgepriesene Frühlingsvogel ein Freund aus der Heimat. Schon Jeremia kannte den „Storch unter dem Himmel" als Zugvogel, „der da weiß seine bestimmte Zeit, gleich wie die Turteltaube, die Schwalbe und der Kranich acht haben auf die Zeit ihrer Ankunft."[1]

Kurze Zeit vor Sonnenuntergang langten wir in Bethschemesch an. Ich hatte geglaubt, hier ein Nachtlager im Hause eines gastfreundlichen Mannes zu finden, aber ich traf nur eine große Trümmerstätte unfern dem großen Wadi, am Ostabhang eines kleinen, von Süden herkommenden Seitenthales, so daß wir uns genötigt sahen, unser Nachtlager eine Stunde weiter zu suchen.

Über der sanft ansteigenden Fläche lagen die Ruinen eines bedeutenden Dorfes ausgebreitet, unter denen sich die Reste eines festen Turmes auszeichneten. Nordwestlich von den Ruinen stand ein noch gut erhaltenes muhammedanisches Heiligtum. Niedere spitzbogige Arkaden umgaben einen offenen Hof, in welchem ich eine Zisterne bemerkte. Wir benutzten das daneben liegende Seil und Schöpfgefäß, um Wasser aus der Tiefe zu holen. Die Hallen waren mit plattem Dache bedeckt, und ich konnte dasselbe durch eine Treppe von dem äußern Hof aus besteigen.

Obgleich ich keine einzige bewohnbare Hütte in der Nähe erblickte, so war doch das umliegende Feld gut bebaut. Feigenkaktus umgab einzelne Äcker. An den Hügeln gegen Süden warfen zahlreiche Ölbäume ihre langen Abendschatten. Zwei Büblein kamen mit mehreren Kamelen dahergezogen. Sie ließen letztere frei laufen und zerrten sie nur etwa an der Halfter, wenn sie nicht ordentlich gehen, sondern lieber am saftigen Grase längs des Weges sich weiden wollten. Westlich, jenseits des kleinen Thales, hatte ich das verlassene Dörfchen Ain Dschineh

[1] Jer. 8, 7.

das Engannim der Hebräer,[1] mir gegenüber. Am fernen südlichen Horizont ruhte das Auge auf freundlichen dorfgekrönten Höhen. Das hochgelegene Bet Nettif,[2] in römischer Zeit der Bezirkshauptort Betlepthephe, dessen sommergrüne Artischocken man einst in den Synagogen pries, war sehr deutlich zu erkennen. Gen Norden lag das herrliche Wadi Sarar, das Thal Sorek, in welchem einst Simsons Braut Delila[3] daheim war. Noch haftet der alte Name an einer hochgelegenen Ruinenstätte nordwestlich von Bethschemesch. Auf den steilen Bergen, die ihn nördlich begrenzen, wurde die weiße Häusermasse des Dörfchens Zora sehr malerisch vom letzten Abendschein beleuchtet. Nach Nordwesten verfolgte der Blick den Lauf des großen Thales, bis es sich dem Gebirge entwindend in der Ebene verlor. Es lag Mildes und Erhabenes zugleich in der mich umgebenden Landschaft. Dazu mochte wohl der Umstand Vieles beitragen, daß in sehr eigentümlicher Mischung hier die Aussicht fast eng begrenzt war, dort in jener ungemessenen Ferne sich verlor, wo Himmel und Erde unbestimmt ineinander schwimmen.

Ich befand mich mitten in einer durch die ehrwürdigen Sagen und Geschichten des israelitischen Volkes berühmt gewordenen Gegend. Bethschemesch lag an der Landmarke zwischen Israel und den Philistern.[4] Raschen Schrittes zogen einst Kühe ohne Führer auf zweirädrigem Wagen eine goldglänzende Kiste zu diesem Dorfe hin, die Bundeslade Israels. Dieses Beutestück hatte den Philistern keinen Segen gebracht; darum überließen sie es jungen Kühen, dasselbe zu führen, wohin ein göttlicher Trieb sie leitete.[5] Friede atmete in der gegenwärtigen Abendstunde die Flur von Bethschemesch. Wie ganz anders war das einmal zu König Amazias Zeit, als hier die „Ceder Israel den Dornstrauch

---

[1] Jos. 15, 34. — [2] Ich glaubte Bet Lettif zu hören. L und R wechseln sehr häufig. Ich hörte auch immer Wadi Jsmail für Jsmain, umgekehrt Wadi Sunem für Sulem auf der v. de veldischen Karte. — [3] Richt. 16, 4. — [4] 1. Sam. 6, 12. [5] 1. Sam. 6.

Juda zertrat!“[1] Vor mir nach Norden und Westen sah ich den Schauplatz, wo der junge Held Simson, der Liebling der Volkssage, manchen kühnen Streich ausführte. Dort im Dörfchen Zora oben, „gebar das Weib Manoas, des Daniters, einen Sohn und hieß ihn Simson. Da der Knabe größer ward, fing der Geist des Herrn ihn zu treiben im Lager Dan zwischen Zora und Esthaol.“ Eine Stunde von Zora entfernt, westlich von Bethschemesch, lag Thimnath. „Simson ging in dieses Dorf und nahm daselbst ein Weib unter den Töchtern der Philister.“[2] „In den Weinbergen von Thimnath kam einst ein junger, brüllender Löwe ihm entgegen, und er zerriß den Löwen, als wenn er ein Böcklein zerrisse und hielt doch gar nichts in seiner Hand.“[3] Wo ich jetzt die weiten Saaten so prächtig grünen sah, da hatten damals schon die Philister das Feld bebaut, Korn gesäet und Ölbäume gepflanzt, also daß dieses Thal seit einigen Jahrtausenden vielleicht ununterbrochen denselben anmutigen Anblick dargeboten. „Wie nun einst das Korn der Philister zu reifen begann, ging Simson hin und fing dreihundert Füchse und nahm Fackeln und kehrte einen Schwanz zum andern und that je eine Fackel mitten zwischen zwei Schwänze und zündete dieselben mit Feuer an und ließ sie unter das Korn der Philister.“[4] Noch schweifen heutzutage zahlreich die Füchse oder Schakale in diesen Gegenden herum; aber kein Jäger hats mehr versucht, ihrer dreihundert lebendig zu fangen. Ich war übrigens auch froh, daß mir im Wadi Sarar kein junger Löwe entgegen kam; denn die zwei kleinen Pistolen Abdallahs, für die wir weder Pulver noch Blei besaßen, hätten ihn wohl nicht stark erschreckt, und den Löwen bei der Mähne zu nehmen und ihm mit einem kräftigen Stock eine Lektion zu erteilen, dafür hätte unser vereinter Mut nicht ausgereicht.

Als die Sonne unterging, schieden wir von Bethschemesch und richteten unsere Schritte nach Nordosten, wo wir am Bergabhang zwei

---

[1] 2. Kön. 14, 8—14. — [2] Richt. 14, 5—7. — [3] Richt. 14, 5. 6. — [4] Richt. 15, 4 f.

Dörfer bemerkt hatten. Das eine derselben, das uns näher liegende, hieß Artuf. Wir hatten eine volle Stunde zu gehen, obschon wir in gerader Richtung querfeldein marschierten. Die einzelnen Fruchtfelder fanden wir nach Fülle und Üppigkeit sehr verschieden. An einigen Orten sproßte die Saat so dünn und so klein, wie man es bei uns im Spätherbst sieht. Daneben war sie so dicht und hoch, daß wir auf dem engen Feldweg nur mühsam fortkommen konnten. Als in der Nähe des Dorfes die Nacht uns nötigte, mitten durch die Saat zu schreiten, erschöpfte mich dies ungemein. Hier waren die Halme nämlich schon über zwei Fuß hoch aufgeschossen. Den Boden, aus dem so üppiges Getreide sproßte, fanden wir gleichwohl sehr steinig. So oft schon war ich an steinbesäetem Ackerboden vorübergekommen. Hier sah ich, welche Wunder der Regen wirkt, „der die Furchen tränkt“.[1] Er hatte die Flur, die noch vor Kurzem trostlos nackt mir erschienen wäre, in grünes Gewand gekleidet.[2] Der merkwürdige Unterschied in den einzelnen Fruchtfeldern rührt hauptsächlich von der Ungleichheit der Saatzeit her. Die einen Fellachen säen sehr früh, andere sehr spät. Als ich meine Reise im h. Land antrat, sah ich viele Äcker, die schon für die Sommerfrucht bestellt waren; aber ich begegnete noch fünf Wochen später Bauersleuten, die den Pflug aufs freie Feld hinaustrugen.

Im eigentlichen Bette des Thales floß kein Wasser mehr, aber noch konnte man die Spuren sehr deutlich erkennen, daß die Regenflut vor kurzem, hie und da selbst über die Ufer hinaus, ihren Strom ergossen hatte. Wie wäre es auch anders möglich, da eine ungezählte Menge von Thälern in diesen großen Wadi ausmündet. Seltsam und für diese Gegend bezeichnend ist, daß wir weiter oben im Gebirge die Wasser in der Tiefe desselben Thales hatten rauschen hören und mit eigenen Augen die schäumende, wellende Wassermasse gesehen, während hier kein Bächlein mehr floß. Aber es war schon

---

[1] Ps. 65, 11. — [2] Ps. 65, 14.

in den Tagen der Propheten mit diesen Regenbächen nicht anders, sondern als „Lügenbäche" dienten sie zum Sinnbild der Unzuverlässigkeit. In einem Augenblicke düstern Unmuts und verzweiflungsvoller Stimmung wirft der von Schmerz zerrissene Dulder dem Jehova vor: „Willst du mir denn sein wie ein täuschender Bach, wie Wasser, das nicht beständig ist?"[1] Sehr anschaulich schildert der Dichter im Buch Hiob „die Waldwasser, die Bäche im Thal, welche vorbeilaufen, die, wenn man sie eindämmen will, verschwinden, und, wenn sie die Wärme empfinden, von ihrem Ort versiegen."[2] Es mögen jedoch einst die ausdauernden Waldbäche, „an deren Ufer man weder säet noch erntet", häufiger gewesen sein als heutzutage, waren doch die Dorfleute im ganzen Land verpflichtet, einen Mord, dessen Thäter unbekannt geblieben, an einem solchen Bache zu sühnen.[3]

Artuf liegt auf einem in den großen Wadi vorgeschobenen Hügelrücken, der denselben in zwei Arme teilt. Tief eingeschnitten ziehen diese östlich durchs Gebirg hinauf, der eine bis in die Nähe Jerusalems. Ob den Saatfeldern zeigte sich der Boden des Hügels sehr felsig. Spärlich wuchsen da und dort einige Dornbüsche, wo die Regengüsse die nährende Erde nicht hatten wegwaschen können. Aber die vielen in den Fels gehauenen Zisternen zeigten, daß man einst die Regenmassen sorgfältig gesammelt, die unter der Sonnenglut lechzende Erde damit getränkt und also auch dem jetzt so kahlen Boden eine gute Ernte abgerungen hatte. Als wir im Dorfe anlangten, herrschte schon gänzliche Dunkelheit. Wir kehrten in der Gemeindeherberge (Madhafa) ein, wo auf Kosten des ganzen Dorfes Gastfreundschaft geübt wurde. Wie uns zahlreiche Inschriften aus dem Land östlich vom Jordan melden, waren solche Herbergen im Altertum weit verbreitet und verursachten Dörfern und kleinen Städten nicht geringe Kosten. In dem weit und hoch gebauten Hause saßen etwa acht Männer

---

[1] Jer. 15, 18. — [2] Hiob 6, 15. 17. — [3] 5. Mos. 21, 4.

um ein Feuer herum. Mit freundlichem Gruß empfingen sie uns und trugen alsbald Brot, Eier, saure Milch und Wasser herbei, daß wir uns reichlich sättigen konnten. Mein redseliger Führer unterhielt mit eifriger Erzählung unsere Gastfreunde, die sich immer noch vermehrten, und von denen auch einige unser Nachtlager teilten. Auf Strohmatten hingestreckt, schliefen wir alle in unsern Oberkleidern.[1] Das Feuer, das mit Dorngestrüpp und Wurzeln bis spät in die Nacht unterhalten wurde, war uns sehr angenehm. So heiß es am Tage werden mag, im Frühling sind die Nächte fast immer noch kalt. Aber wenn um Mitternacht ein Frösteln mitten durch die Seele geht, dann hilft, wie der arme Petrus erfahren mußte,[2] auch das wärmste Feuer nicht.

1. April.

Morgens 6 Uhr brachen wir von Artuf auf und zogen über den Hügel hin nach Osten. Nordwärts sahen wir auf das Dorf Eschuah[3] hinunter, das in freundlicher, grüngeschmückter Einsenkung lag. Mehrere Stunden lang trafen wir kein Dorf, sondern nur menschenleere Wildnis. Hingegen bezeugten die vielen Ruinen, welche wir rechts und links zu Gesichte bekamen, daß es einst hier ganz anders ausgesehen. Das Gebirge, über das wir hinzogen, zeigte sich ungemein klüfte- und schluchtenreich. Nirgends hatte ich westlich von Jerusalem die Natur des heiligen Landes so großartig gesehen, als wie sie sich hier auf unserm Heimweg uns darbot. Die Berge des heiligen Landes heben sich meist in sanften Linien ab. Hier aber wurde ich sehr oft an die wilde, schroffe Gebirgswelt der Heimat erinnert. Mir schien, daß manche Höhen wohl 300 m über den Grund enger Schluchten sich erheben.

Eine Stunde östlich von Artuf konnte ich auf einem Bergrücken, den selber wieder höhere Berge von Nord und Süd umgaben, einen

[1] 2. Mos. 22, 26. 27. 5. Mos. 24, 13. — [2] Mark. 14, 67. — [3] Esthaol Jos. 19, 41. Richt. 13, 25. 16, 31.

schönen Rückblick nach Westen thun. Auf fernem, von Südost nach Nordwest sich ziehendem Hügelkranze wies man mir die Dörfer Bet Nettif, Tell Zakarijeh, el-Bardesch. Näherzu breitete das schöne Thal Sarar sich aus. Deutlich erkannte ich das muhammedanische Heiligtum zu Bethschemesch. Über die niedrigen Vorberge hinaus schaute ich auf die große Ebene bis zum Meere hin. Ramlehs hoher Turm beherrschte stolz das flache Land seiner Umgebung. Gegen Norden lag einsam der Grenzort des Stammes Juda, Chesalon,[1] jetzt Dscheßle, über einer tiefen Schlucht, während südwärts die hohe Bergwand des Ismailthales die Aussicht abgrenzte.

Mitten in der Wildnis waren hie und da lose Mauern oder auch nur ein kleines Häuflein Steine künstlich aufgetürmt. Ich sah solches auch an andern Orten, sollte aber erst später erfahren, daß einheimische Pilger, einem uralten Brauche folgend, also den Weg bezeichnen.

Nachdem wir manche Windung nach Nord und Süd gemacht, manchen Bergsattel überschritten hatten, bald auf dem Rücken des Gebirges, bald am Abhang hingegangen waren, wurden wir um acht Uhr des Dorfes Der esch-Schech ansichtig. Es lag unweit von uns weg jenseits des Wadi Ismail. Gleich westlich vom Dorfe zog letzterer sich zur engen Schlucht zusammen, indem das Gebirge der Nordseite auf einmal stark nach Süden sich vorschob. Das Land um uns war dicht mit Gesträuch bewachsen und bildete in seinem wilden Aussehen einen malerischen Gegensatz zu dem freundlich grünen, wohlgepflegten Bergabhang gegenüber.

Diese Gegend ist reich an Gewild allerlei Art. Wir hörten sehr viel den Ruf der Rebhühner. Aber auch der Kuckuck ließ in den nahen Klüften seine Stimme ertönen zu meiner großen Freude. Fast Der esch-Schech gegenüber sahen wir in geringer Entfernung auf einmal drei schwarze Schweine aus dem Walde hervorbrechen und eilig den

[1] Jos. 15, 10.

Das Rebhuhn.

Abhang hinunterlaufen. Sie wußten offenbar nicht, daß Abdallah kein Körnlein Pulver in seinen zwei Pistolen hatte. Ein guter Schütze hätte sie von unserer Stelle aus leicht treffen können. Es soll hier herum viele Wildschweine geben, und heute noch wie zu den Zeiten des Psalmdichters mögen sie bisweilen die Weingärten in der Nähe zerwühlen.[1] Drei Männer mit Flinten bewaffnet kamen uns entgegen, unheimliche Gesellen. Da erkannte Abdallah in dem einen von ihnen einen alten Bekannten, mit dem er lange zusammengelebt.

Immer an der Bergeshalde hin schritten wir weiter durch öde, oft auch strauchentblößte Gegenden. Hier sahen wir ein Beispiel vor uns von jenem öden, menschenleeren, gänzlich einsamen Gebirge, das im alten Testamente der Wüste gleich gesetzt wird, und wo Flüchtlinge jeder Art ihre nächste Zuflucht suchten.[2] Christus verkündet den Seinen: „Wenn ihr den Greuel der Verwüstung werdet stehen sehen, wo er nicht sollte, alsdann fliehe, wer im jüdischen Lande ist, auf die

[1] Ps. 80, 14. — [2] 1. Mos. 14, 10. Ps. 11, 1. 1. Makk. 2, 28.

Berge."[1] Über die Maßen rauh und felsig, war der Boden hier nie zum Ackerbau geeignet.

Doch wie wir dem kleinen Dorfe Akur drunten in einem von ödesten Bergen umschlossenen Thalkessel uns nahten, schimmerte uns wieder das Silbergrün eines großen Ölbaumhaines entgegen, und hob wohlthuend der dunkle Boden frisch gepflügter Felder von der düstergelben Umgebung sich ab. Am Dorfe vorbei kletterten wir eine Felskluft hinunter, um wieder zum Grunde von Wadi Ismail zu gelangen. Muntere Ziegen setzten vor uns her in anmutigen Sprüngen von Felsbank zu Felsbank, als wollten sie uns den Weg in die Tiefe zeigen.

Im Thalgrunde floß immer noch ein starker Bach zwischen den nah aneinander gerückten Bergwänden hin und nötigte uns wegen seiner vielen Windungen gar oft ihn zu kreuzen. Vor kurzem hatte hier das Wasser noch einen 1—2 m tiefen Strom gebildet und an vielen Stellen den ganzen Thalgrund ausgefüllt. Wehe dem Wanderer, den da die Flut überrascht. „Wogen des Todes umgeben ihn, Bäche des Unheils erschrecken ihn."[2] Bedenkt man nun, wie schon vor alters Wege durch solche enge Schluchten liefen und dieselben ebenfalls das Bachbett häufig kreuzen mußten, so versteht man auch im h. Land das Wort Jesu: „Bittet, daß eure Flucht nicht des Winters geschehe."[3] Doch wenn die Sonne wieder warm scheint, wie bald ist alles trocken, und wie wahr schildert der Dichter die Waldwasser, um derentwillen man den Pfad verläßt, und die so bald zerfließen und zunichte werden.[4] Von der reißenden Flut der Regentage zeugte auch das große Geröll des Baches. Gesträuch überschattete die Ufer oft in malerischer Weise. Hoch an dem Rand des nördlichen Bergabhanges sahen wir eine Stunde östlich von Akur das Weli Schech Salamijeh, von dem auch das Thal hier den Namen trägt. Wir trafen viele Mädchen und Frauen an mit großen Holzbürden auf dem Kopf. Stunden weit waren sie hergekommen, um hier in der holzreichen Wildnis Brennstoff zu holen.

[1] Mark. 13, 14. — [2] Ps. 18, 5. — [3] Mark. 13, 18. — [4] Hiob 6, 18.

Thatens die fröhlichen Mädchen zum gleichen Zweck, wie ich einst von andern ihres Alters hörte, die einen Monat lang Reisholz nach Jerusalem trugen, um ihrer Freundin ein seidenes Hochzeitskleid zu kaufen? Die dürren Reiser zusammenzulesen war auch im alten Israel schon die Arbeit der Weiber. [1]

Da wo der Südabhang des Thales sich sanfter abzudachen begann, stiegen wir vom Grunde hinauf. Hier betraten wir wieder von menschlichem Fleiß gepflegtes Land. Bei der Quelle Ain Schkaf machten wir Halt, um unter dem Schatten von Harubbäumen (Johannesbrotbäumen) uns zu erquicken, sandte doch die Sonne bereits wieder sehr heiße Strahlen auf die Erde. Nahe von uns überzogen ausgedehnte Rebenpflanzungen den Abhang. Kräftig sproßten die jungen Blätter und leise lösten sich die jungen Trauben aus ihrer wolligen Umhüllung. Nicht lange durften wir an der schattigen Quelle rasten, wollten wir heute noch zeitig in Jerusalem eintreffen. So zogen wir denn auf dem Hochlande weiter. Noch eine Wendung des Weges und ein neues anmutiges Landschaftsbild that sich vor uns auf, die Gegend von Ain Karim.

Ein weiter, herrlicher Thalkessel breitete sich zu unsern Füßen aus, der Wadi Sataf, in den mehrere Thäler einmündeten. Die Höhen waren von Dörfern gekrönt, die Tiefe mit Saaten geschmückt und an den Abhängen fast ringsum stiegen die schönsten Ölbaumgärten empor. Am östlichen Hügel vor uns lag Ain Karim mit seinem prächtigen Kloster, dessen Gartenmauern hohe Cypressen überragten. Wahrlich diese Gegend würde in vollem Maße den Preis der alten heiligen Sänger verdienen. Erfreuend war auch der Gedanke, daß christlicher Fleiß hauptsächlich diese Anhöhen so lieblich geschmückt. Wir kamen an einem ganz neuen, stattlichen Gebäude vorbei, das römisch-katholische Christen zur Heimstätte für syrische Waisentöchter

[1] Jes. 27, 11.

bestimmt hatten. Es lag stolz und fest am Abhang, ein französisches Bauwerk.

Von da gelangten wir in wenigen Minuten zu der reichen Quelle von Ain Karim, bei den abendländischen Pilgern unter dem Namen Mariabrunnen bekannt. Wir trafen viel Volk bei derselben, Waschende und solche, die Wasser holten. Es herrschte viel Leben in Ain Karim, das eher ein Landstädtchen als ein Dorf zu nennen ist. Da und dort

Ain Karim.

sah ich die Leute mit dem Bau von neuen Häusern beschäftigt. Ein Schuhmacher klopfte Leder auf einem saracenischen Säulenkapitäl. Das große Kloster, trefflich gebaut zu Ehren von Johannes dem Täufer, hat eine ungemein schöne Lage am Thalabhang und erscheint, von Westen gesehen, einem fürstlichen Schlosse gleich. Es besitzt in seiner Umgebung bedeutende Ländereien. Seinen blühenden Zustand hat es hauptsächlich kräftiger französischer Unterstützung zu danken. Die Kirche

über der Stätte, wo nach Aussage der Mönche Johannes der Täufer das Licht der Welt erblickte, wird als sehr schön gerühmt. Jahrhunderte lang hatte dieselbe fast ununterbrochen den Muhammedanern als Viehstall gedient, bis sie endlich durch Verwendung des Königes Ludwig XIV. wieder in die Hände der Franziskaner kam und aufs schönste wieder hergestellt wurde mitsamt dem Kloster. Seitdem ist dem letzteren bis auf die neueste Zeit auch ein redliches Teil der Quälereien und Bedrückungen zugefallen, von denen die Jahrbücher aller frommen Stiftungen der Christen im h. Lande voll sind. Ain Karim war von jeher ein beliebter Wallfahrtsort für die christlichen Pilger. Auch wir begegneten vielen auf unserem Heimwege nach Jerusalem. Wir stiegen vollends den Berg hinauf, an dem Ain Karim liegt, die Eingebornen nennen ihn Dschebel Ali. Von seinem Rücken aus sahen wir zu unserer Überraschung die blendend weißen Kuppeln der russischen Gebäude oben nordwestlich von Jerusalem, während die Stadt selbst noch hinter den Hügeln sich verbarg. Gen Westen dringt der Blick zwischen den Thallücken in die Ebene, ja bis zum mittelländischen Meere hinunter.

Jerusalem lag noch etwa 5/4 Stunden fern von uns. Um es zu erreichen, mußten wir mehrere gleichlaufende Thäler überschreiten. Auf dem Grunde und den untersten Terrassen waren sie mit Getreide, Reben und Ölbäumen fleißig bebaut, weiter aufwärts zeigten sie niederes Strauchwerk, Dorngestrüpp und nackte Felsbänke. Wir wanderten nichts weniger als auf einsamem Pfade. Außer Pilgern und Fellachen begegneten wir einer Menge von Weibern, die aus der Stadt heimkehrten. Es war eben Mittag. Sie trugen Körbe oder Krüge auf dem Kopf mit allerlei Waren gefüllt. Über das blaue Hemde hatten sie alle einen roten Mantel geworfen. Keiner fehlte der Schmuck der Silbermünzen um das Haupt. Eine hatte denselben sogar in drei Reihen über die Stirne gezogen. Die Jungfrauen sind von diesem Schmuck ganz unzertrennlich, sie legen ihn selbst nicht ab, wenn sie

schlafen gehen, und diejenige, welche desselben ermangelt, gilt unter ihnen wie eine Verstoßene; daher schon Jeremia klagte: „Wird auch eine Jungfrau ihres Schmuckes vergessen? Aber mein Volk vergißt meiner eine so lange Zeit“.[1] Nachmittags 2 Uhr langten wir vor den Thoren Jerusalems an.

Noch galt es diesen Abend ein letztes Bild von Jerusalem mir einzuprägen, von seinen engen Gassen, seinem bescheidenen Marktplatz, von den Trümmern seiner längst zerfallenen Herrlichkeit, nochmals in später Stunde von der Zinne des Daches aus die Stadt zu schauen im Kranz ihrer Berge und beim Wehen des Nachtwindes unter dem Sternenhimmel den unnennbaren Zauber seiner großen Geschichte auf mich wirken zu lassen. Dann hieß es: „Friede sei mit dir, Jerusalem, es möge wohl gehen denen, die dich lieben.“[2] Ich werde deiner nie vergessen.

Von Jerusalem nach Sichem.

2. April.

Nordwärts ging die Reise, nach Nablus, dem ehemaligen Sichem. Etwa 10 Minuten, nachdem wir das Damaskusthor verlassen, kamen wir an den vielbesprochenen, sogenannten Königsgräbern vorbei, die wenige Schritte östlich von der Straße liegen. Ein weit ausgehauener, offener Graben bildet den Vorraum zu der unterirdischen Fürstenstätte, ob deren Eingang Trauben und andere Früchte als zierliches Fries in den Felsen gemeißelt sind. Das Innere besteht aus einem großen Netz künstlich geordneter Grabhöhlen. In einer derselben gewahrte ich noch schön gearbeitete Bruchstücke eines Sargdeckels. Einige der Höhlen liegen tiefer als die andern. Größere

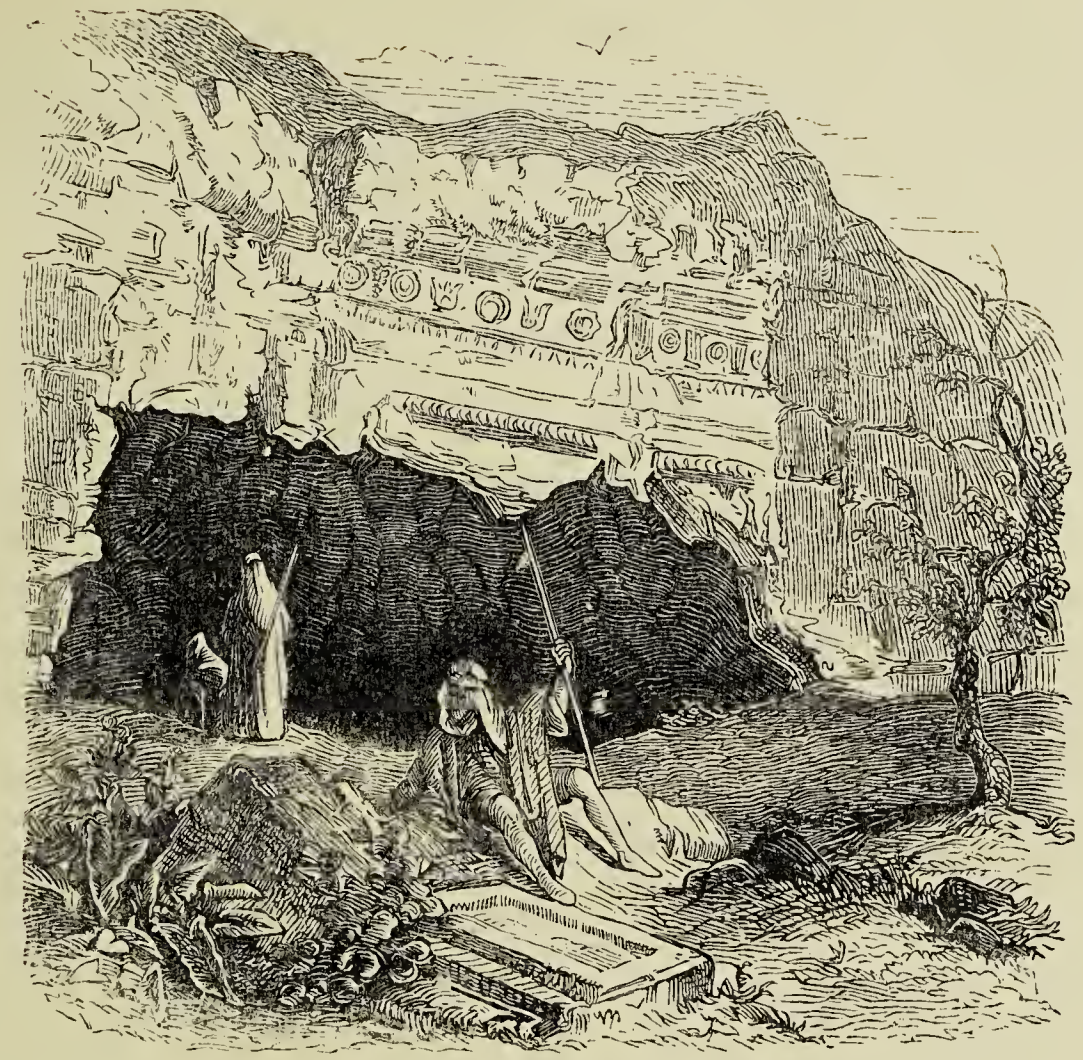
[1] Jer. 2, 32. — [2] Ps. 122, 6.

MITTEL-PALAESTINA

Maasstab 1: 600000 — 0 5 10 15 20 Kil.

ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

..... Die punktierte Linie zeigt die Reiseroute des Verfassers



Eingang zu den Gräbern der Königin Helena.

Kammern haben an den Seiten Schiebgräber, d. h. man hat den Felsen so weit und so tief ausgehauen, daß gerade ein menschlicher Körper hineingeschoben werden konnte. Solcher weit ausgedehnter Totengrüfte gibts in der Umgebung von Jerusalem noch mehrere, wie z. B. die Gräber der Richter.

Wenige Schritte hinter diesen Gräbern mußten wir den obern Teil des Kidronthales überschreiten und gelangten dann bald auf den nordwestlichen Ausläufer des Ölberg. Skopus „Warte" nannte man diese Höhe zur Zeit, da der römische Feldherr Titus von hier zum ersten Mal die heilige Stadt erblickte. Von hier aus schien dieselbe in einem schmalen, von West nach Ost sich senkenden Thale zu liegen, so daß das russische Hospiz auf der höchsten, die Aksamoschee auf der tiefsten Stelle ruhte. Südlich der Stadt erheben sich die Bergzüge Judas. Deutlich erkannte ich auf dem hohen Landrücken das Kloster

Mar Elias. Im Osten ragt der Ölberg hoch über den Tempelhügel. Gen Nordwesten erblickte ich die hohe Warte des Benjaminlandes Mizpa oder Nebi Samuil und unmittelbar in meiner Nähe das an sanfter Berghalde gelegene Dorf Schafat.

Wie ich wenige Schritte weiter gezogen war, bemerkte ich hart am Wege einen römischen Meilenzeiger. Langsam senkte und hob sich der Boden, aber Jerusalem blieb fortan hinter dem Skopushügel verborgen. Dem Dorf Schafat gegenüber hatten wir einen breiten Strich fast ebenen Landes vor uns, der östlich von der Straße durch eine kleine, unzusammenhängende Hügelkette begrenzt war. Unter deren Spitzen fiel der hohe Kegel Tell el-Ful am meisten ins Auge. Sein Gipfel war mit Steintrümmern ganz übersät, während auf den Feldern des untern Abhanges spärlich die Weizensaat sproßte. Von der Straße abschwenkend erstieg ich in etwa fünf Minuten die Höhe des Tell. Die weite herrliche Aussicht oben steht derjenigen auf Mizpa wenig nach. Das Benjaminland mit seinen vielen altberühmten Städten lag rings um mich ausgebreitet. Über die Höhen von Hizmeh, Anathoth und Isawijeh schweifte das Auge hinunter zum tiefen Jordanthal, das sich hier schöner dem Blick darbot, als auf dem Ölberg. Im Südosten belebte das dunkle Blau des Salzsees wunderbar die starren gelben Felsgebirge seiner Umgebung. Am weit entlegenen Horizonte zeichneten sich die Bergketten Moabs in zarten duftigen Linien. Nordwärts lag Rama und der Hügel von Geba. Weiter nach West und Süd folgten Gibeon, „die herrliche Höhe", Mizpa, die Königin unter den Bergen Benjamins und dann im Süden, das allerschönste, die heilige Stadt. Hier sah ich ihre Zinnen und Kuppeln, ihre Thürme und Minarete zum letzten Mal. Eine Höhe wie dieser Kegel Tell el-Ful hatte der Prophet im Auge, wenn er ausrief: „Auf kahlem Berge werft ein Zeichen auf." [1] Da droben mußte die

[1] Jes. 13, 2. 5, 26. 30, 17.

auf hoher Stange lodernde öldurchtränkte Strohgarbe weithin als Feuerzeichen leuchten, um zu verkünden, daß Feinde ins Land gefallen.

Auf der Heerstraße zu meinen Füßen pilgerten viele Wanderer vorüber, Männer und Weiber, Reiter und Fußgänger, beladen und unbeladen. Dieses Weges zog einst am späten Abend ein armer Levite mit seiner Geliebten von Bethlehem her. Am Abhang des Hügels aber, auf dem ich stand, lag damals ein Städtchen Namens Gibea. Als nun die Sonne unterging, waren die beiden Wanderer nahe diesem Orte, doch Niemand wollte den Leviten beherbergen und er setzte sich auf dem Platze der Stadt. Und siehe, da kam ein alter Mann von seiner Arbeit heim vom Felde, der war auch ein Fremdling zu Gibea. Als er den Leviten auf dem Platze sah, sprach er zu ihm: „Wo willst du hin und wo kommst du her?" Dieser aber antwortete ihm: „Wir kommen von Bethlehem und Niemand will uns beherbergen. Wir haben Stroh und Futter für unsere Esel und Brod und Wein für mich und deine Magd, daß uns nichts mangelt." Der alte Mann sprach: „Friede sei mit dir! Alles was dir mangelt, findest du bei mir. Bleibe nur nicht über Nacht auf dem Platze." Und er führte ihn in sein Haus und gab den Eseln Futter und sie wuschen ihre Füße, aßen und tranken. Doch in der Nacht verübten die verdorbenen Leute Gibeas an den wehrlosen Fremdlingen ein gräuliches Verbrechen, das die gerechte Rache des ganzen Volkes gegen den Stamm Benjamin heraufbeschwor und demselben fast vollständigen Untergang brachte.[1] Viele Jahre später finden wir auf dem Hügel die Hütte des königlichen Landmanns Saul. Bei derselben stand eine Tamariske, unter deren Schatten der König zu ruhen pflegte.[2] An der Wand seiner Hütte sitzend hielt er jeden Neumond Mahlzeit mit seinen tapfern Kriegsgefährten.[3] Als „Gibea Sauls" ist der Ort in Erinnerung der nachkommenden Geschlechter geblieben.[4] Sieben Männer

[1] Richt. 19. 20. — [2] 1. Sam. 22, 6. — [3] 1. Sam. 20, 5. 25. — [4] 1. Sam. 11 4. 15. 34. Jes. 10, 29. Josephus, jüd. Krieg. 5, 2. 1. —

aus dem Hause Sauls hatte David hier oben auf dem weithin sichtbaren Punkt „aufhängen lassen vor dem Herrn". Da nahm Rizpa, die Witwe des unglücklichen Saul, „einen Sack und breitete ihn auf einen Felsen im Anfang der Ernte, bis das Wasser vom Himmel über sie troff und ließ des Tages die Vögel des Himmels nicht auf den Leichen ruhen noch des Nachts die Tiere des Feldes". [1]

Die Berge und Thäler ringsum mit ihren sanftgeschwungenen Linien kamen mir vor, wie eine riesige Flut, die in langsamer majestätischer Wogenbewegung auf einmal erstarrt ist. Der Boden zeigte fast überall ein gelbes kahles Aussehn, das indes durch manche grüne Ackerstreifen etwas gemildert wurde. Nördlich vom Tell zieht eine sehr wenig gegen die Mitte sich senkende Niederung bis zum Hügel des Dorfes Rama. 20 Minuten nördlich von Gibea sah ich wiederum einen römischen Meilenzeiger und nach 20 Minuten noch einen am Fuße des Ramahügels einige hundert Schritte östlich von der Nablauserstraße. Auf dem zweiten kann man jetzt noch lesen: „Fünf Meilen von der Colonie Aelia Capitolina entfernt." Es stammt also dieser Stein aus der spätern römischen Kaiserzeit, da Jerusalem seinen alten geweihten Namen verloren hatte und Aelia genannt wurde. Ich traf später noch andere Spuren, daß sich eine römische Straße von Gibea, Rama, Geba nach dem Engpaß von Michmas hinuntergezogen.

Auf ungefähr halber Höhe des Ramahügels lag neben einem trockenen Teiche die Ruine einer kleinen Basilika. Sechs mit einfachem Kapitäl geschmückte Säulen trugen einst die Decke. Oben auf dem Hügel breitete sich ein ärmliches Dorf aus. In vergangenen Zeiten muß es hier schönere Wohnsitze gegeben haben. An der Mauer einer Hütte waren einige kunstvoll gemeißelte Steine eingefügt. Im Hofe einer andern stand noch eine kleine schlanke Säule. Wie ich im Dorfe herumging, stürmten Weiber und Kinder von allen

[1] 2. Sam. 21, 9 f.

Seiten mit dem lauten Geschrei auf mich ein: bachschisch hadschi, bachschisch hadschi. [1] Dazu gackerten die Hühner, krähte der Hahn und bellten die Hunde, so daß ich von dieser morgenländischen „Kindersymphonie" die Ohren ganz ordentlich voll bekam. Vom Dache einer der Hütten aus bemerkte ich manchen Trümmerhaufen in der umliegenden Gegend.

Wir zogen in nordöstlicher Richtung weiter langsam bergab und wiederum bergauf nach Geba. Bei diesem Dorfe angelangt, das auf ziemlich breitem Bergrücken liegt, hatten wir Michmas über dem tiefen und weiten Thale Suweinit uns nördlich gegenüber. Ich bemerkte hier an einigen Stellen altes Straßenpflaster. Zu Geba hatte König Asa eine Festung erbauen lassen von dem Holz und Steinen, das er durch Zerstörung der Festungswerke auf Rama gewonnen [2].

Bald hinter dem Dorfe ging der Weg sehr steil abwärts über einen steinigen öden Abhang. Aber Ziegen- und Schafherden wußten doch auf demselben noch ihre Weide zu finden. Indem wir uns immer in nördlicher Richtung hielten, kamen wir zu der Stelle, wo der große Wadi zwischen Geba und Michmas zur schmalen Schlucht sich verengt. 20 m stürzen da die Felsen senkrecht ab und lassen gerade am Eingang der Schlucht nur einen Durchpaß von etwa 6—8 Schritten. Auch an dieser Stelle glaubte ich altes Straßenpflaster zu bemerken. Gleich hinter dem Eingang rückten die Schluchtwände wieder ein wenig auseinander. Es wurde uns möglich an der nördlichen Wand, wenn auch mit vieler Mühe, hinaufzuklimmen. Auf dem senkrechten Felsvorsprunge, dessen Spitze wir nur durch einen Umweg hatten erreichen können und der mit dem gegenüberstehenden südlichen das Thor des Engpasses bildet, waren noch die untersten Schichten eines quadratischen Turmes vorhanden. Offenbar hatte man hier einst einen Wachtposten aufgestellt. Hier war es, wo Jonathan seine kühne, so erfolgreiche

---

[1] Geschenk Pilger! — [2] 1. Kön. 15, 22.

Heldenthat vollbrachte. Da oben lagerte ein Vorposten des Philisterheeres. Als nun die wachehaltenden Soldaten Jonathan und seinen Waffenträger im Grunde der Schlucht sahen, riefen sie ihnen höhnisch zu: „Ha, die Hebräer sind aus den Löchern gegangen, darin sie sich verkrochen hatten. Kommet herauf zu uns, so wollen wir euch etwas zu wissen thun.“ Da kletterte Jonathan mit seinen Händen und Füßen hinauf und sein Waffenträger ihm nach. Und die Besatzung fiel vor Jonathan, also daß er und sein Waffenträger bei zwanzig Mann mit Pfeilen und Steinen des Feldes erlegten.[1] Wie dort zu Anathoth konnte ich die Anschaulichkeit bewundern, mit welcher der dichterische Prophet den Zug des assyrischen Heeres schildert. „Sie ziehen durch den Engpaß. Geba sei unser Nachtquartier. Rama erschrickt. Gibea Sauls flieht.“[2]

Von dem Felsvorsprung aus am Eingang des Engpasses war Michmas nicht zu sehen. Wir stiegen vollends den Abhang hinauf, der sich noch um ein Bedeutendes über jene Felsabstürze erhebt. Dann wandten wir uns westlich dem Dorfe Michmas zu. Wir mußten mehrere kleine Seitenschluchten auf mühevollem weglosem Pfade überschreiten, ehe wir ans Ziel gelangten. Die nächste Umgebung von Michmas konnte gegenüber den öden felsigen Höhen im Osten und Norden grün und fruchtbar genannt werden. Pferde weideten in den Wiesen gerade ostwärts vor dem Dorfe. Nach Süden lag uns Geba hoch gegenüber. Das tiefe große Thal zwischen Geba und Michmas schließt mehrere kleinere Thäler und Ebenen in sich, die durch schmälere oder breitere Hügelrücken von einander getrennt sind und erst nahe dem Engpaß zu Einem Wadi sich vereinigen. Hier scharf zulaufende Felsspitzen, dort ein großes ebenes Feld mit Feigenbäumen bepflanzt und wieder gleichlaufende Schluchten, das Ganze von gewaltigen Felsrahmen umfaßt, wahrlich ein Bild wilder malerischer Mannigfaltig-

[1] 1. Sam. 14, 9–14. — [2] Jes. 10, 29.

keit. Den östlichen Horizont begrenzten die gileaditischen Berge. Gegen Norden senkte sich der Michmashügel sanft in ein kleines Thal, dessen furchtbar steiniger Nordabhang die Aussicht in größere Entfernung hemmte. Auch gen West reichte der Blick nicht weit.

Es befand sich eine ziemliche Zahl berittener Soldaten im Dorf. Der Pascha hatte sie hergeschickt, da es in letzterer Zeit hier etwas tumultuarisch zugegangen war. Wir hielten mit einigen derselben gemeinsam unser in Brot, Eier und Lebben (saure dicke Milch) bestehendes Mittagsmahl. Auch hier beschäftigten sich die Leute mit Bienenzucht und hatten auf den Dächern ihrer niedern Hütten da und dort Bienentöpfe aufgestellt. Einzelne schön zubehauene Steine, ein Stück Mosaik, eine mit vielen Taubenlöchern [1] versehene rundgewölbte Höhle, das war alles, was ich von Altertumsresten hier finden konnte. Es giebt in der Nähe des Dorfes auch Lager von jenen uns bereits zu Bet Dschibrin bekannt gewordenen weichen Kreidefelsen. Michmas, schon in der Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft mehrfach erwähnt,[2] war Jahre lang die Residenz des Makkabäers Jonathan.[3]

In einer der niedern Höhlen vor dem Dorfe wohnte ein Mann mit seiner Familie. Ich sah eben zu, wie die Frau Butter bereitete. Zwischen drei Stecken hatte sie den milchgefüllten Ziegenfellschlauch aufgehängt. Dieser wurde dann durch Rutenstreiche in Schwingung versetzt. So thaten einst die Bäuerinnen Israels: „Milchstoßen bringt Butter hervor", sagt der Spruchdichter.[4]

Wir schritten über ein unfruchtbares Hochland hin, über das einst Jonathan und Saul die erschreckten Philister vor sich hergetrieben.[5] Bald sahen wir uns zur Linken über einer kleinen Thalmulde die Ruinenstätte Makrun, das alte Migron.[6] Die ganze Gegend hier machte den trüben Eindruck der Öde und Verlassenheit. Wir begegneten

---

[1] Kleine Vertiefungen, in die man die Totenaschenkrüge hineinstellte. Siehe oben unter Bet Dschibrin, Seite 118. — [2] 1. Sam. 13, 2. 5. 14, 5. 31. Jes. 10, 28. — [3] 1. Makk. 9, 73. — [4] Sprichw. 30, 33. — [5] 1. Sam. 14, 23. — [6] Jes. 10, 28.

lange Zeit keiner einzigen Seele. Unweit von dem Dorf Der Dewan waren in einer steilen Felswand Grabkammern so hoch über dem Thalgrunde eingehauen, daß man nur durch Leitern zu ihnen gelangen konnte. Hier hatte ich eine jener hochgelegenen Grabstätten vor mir, von denen auch der Prophet als von „Höhen der Reichen" spricht.[1] Das stattliche Dorf Der Dewan, Bethaven einst geheißen,[2] liegt auf einem langgestreckten Hügel. Haine von Öl- und Feigenbäumen schmückten die Umgebung, so nahe am Rand der öden Steppe ein doppelt erfreulicher Anblick. Das kurz vorher tief gesenkte Thal ist hier sehr flach.

Indem wir bei diesem Dorfe stark westlich umbogen, gingen wir dem Grunde eines wiederum ganz einsamen Thales entlang. Hier schritten wir wohl auf demselben Wege, den einst die alten Israeliten von Jericho nach Bethel gegangen.[3] Rechts und links starrten uns meist Abhänge von ödem grauen Kalkfels entgegen. Gleichwohl bemerkte ich mehrmals kleine Ziegenherden, die an denselben herumkletterten. Aussicht bot sich uns hier gar keine und der Weg schien mir endlos zu sein in dem einförmigen lebensarmen Thale. Doch endete es nach einer halben Stunde westlich von Der Dewan. Wir gelangten auf eine kleine Hochebene, deren felsiger Rücken unmittelbar uns zur Rechten zu einem steilen Hügel anschwoll, et-Tell geheißen. Der Name erinnert an eine wohlbekannte biblische Erzählung: Josua habe die Stadt Ai zu einem Tel[4] gemacht für ewige Zeiten. Wer auf dem mit unzähligen Bruchsteinen übersäten Hügel steht, dem wird die Schilderung, die das Buch Josua von der Eroberung Ais gibt, sehr anschaulich werden. Er sieht nördlich zu Füßen das Thal, wo Josua sich lagerte[5] und erkennt, wie hinter einem Felshügel südwestlich gegen-

---

[1] Jes. 53, 9. Hier ist zu übersetzen: Er gab ihm bei den Gottlosen sein Grab und bei den Reichen seine Höhen, d. i. seine Grabstätten. — [2] Jos. 7, 2. 18, 12. 1. Sam. 13, 5. — [3] 2. Kön. 2, 23. — [4] Tel-'Olam Jos. 8, 28. — [5] Jos. 8, 11. —

über eine Kriegsschar im Hinterhalt sich bergen konnte.[1] Unter den Hügeln nördlich von dem welligen Hochland zeichnete sich der kegelförmige Tell von Rimmon aus, jener letzte Zufluchtsort für die dem großen Verderben entronnenen Benjaminiten.[2] Kein Mensch war in der Nähe, der uns den Weg von Ai nach Bethel[3] hätte zeigen können. So gingen wir denn geradeaus westlich über Dorn und Stein. Als wir an einer noch wohl erhaltenen Turm- oder Burgruine vorbeigeschritten waren, sahen wir auf einmal jenseits eines fruchtbaren Thales ein Dorf. Da kam eben ein Mann uns entgegen und gab uns den frohen Bericht, dies sei Betin, d. i. Bethel. Wie steinig war hier das Land! Hier brauchte Jakob nicht lang nach einem Stein zum Kopfkissen zu suchen.[4] Nicht Fruchtbarkeit des Bodens, nicht anmutige Gestalt zeichnen diese Gegend aus; aber an sie heften sich uralt ehrwürdige Erinnerungen. Hier auf der Höhe zwischen Bethel und Ai hatte Abraham zu wiederholten Malen seine Zelte aufgeschlagen.[5] Hier führte er jenes so überaus einfache Leben, wie es die vielen Jahrtausende hindurch bei den wilden Söhnen der Wüste, den Beduinen, unverändert sich erhalten hat bis auf den heutigen Tag. Da standen die schwarzen Zelte. Rings um dieselben weideten die Herden. Hier die Kamele mit ihren Jungen, die schon ganz das steife, hölzerne Benehmen der alten haben. Dort den steilen Bergabhang hinauf die mutwilligen Ziegen, von ihnen gesondert die bedächtlichen, breitschwänzigen Schafe, in den Einsenkungen, wo die saftigsten Kräuter wachsen, die kurzgehörnten Rinder. Dort hielten Knechte die Herden mit Steinwürfen in Ordnung, hier bereiteten Mägde die Butter im milchgefüllten Ziegenfell. Sara buk Brotkuchen in der heißen Asche vor den Zelten. Abends sammelten sich die Herden alle bei der Quelle, die drüben im Westthale unter Bethel heute noch reichlich sprudelt. Mit dem einbrechenden Dunkel kam tiefe Ruhe über das ganze Lager. Nur

---

[1] Jos. 8, 12. — [2] Richt. 20, 45. 47. 21, 13. — [3] Jos. 8, 9. [4] 1. Mos. 28, 11. — [5] 1. Mos. 12, 8. 13, 3.

wenige Hüter wachten bei den Herden und kürzten sich die Zeit mit Erzählen beim wärmenden Feuer. Am tiefblauen Himmel zog in ewiger Pracht das Heer der Sterne empor, deren fernes Licht über die schweigende Landschaft einen unnennbaren Zauber breitet. Die wundervolle Majestät der hellen Nacht erweckte auf Bethels Höhen im Gemüte jener alten Hirten immer wieder das tiefe lebendige Gefühl von der Gegenwart dessen, „der die Sterne herausruft nach ihrer Zahl und sie alle mit Namen nennt". [3]

Wir schritten auf wenig steilem Wege über das Thal nach Betin. Das vor einigen Jahrzehnten ganz verödete Dorf trafen wir bewohnt. Die Ansiedler hatten Gärten angelegt und dieselben mit Mauern verwahrt. Mit einem gewissen Stolze zeigte man mir einige Weinreben als besondere Merkwürdigkeit des Ortes. In den aus Stein aufgebauten Hütten beobachtete ich Quaderstücke, die einst schönern Gebäuden angehört haben mußten. Das Interessanteste für mich aber war ein zerstörter Teich, der die ganze Breite des Thalgrundes, südwestlich einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, einnahm. Die Länge desselben kam mindestens der des Sultansteiches bei Jerusalem gleich. Innerhalb dieses großen Birket — so heißen nämlich im Arabischen die Teiche — bemerkte ich ein kleines, etwa drei Meter im Durchmesser haltendes Wasserbecken, in das sich eine reiche Quelle ergoß. Mit der hohlen Hand schöpfte ich ihr klares, frisches Wasser, während Frauen und Mädchen ihre großen Krüge damit füllten. Was machte wohl diesen Ort früh zur „Stätte Gottes" (Bethel)? Wars der Umstand, daß hier nahe bei einander vier Quellen das ganze Jahr Wasser spenden, oder daß auf den anliegenden Höhen der Blick weit hinausreicht in die Lande nach Osten bis zur „Jordanebene" hinunter, nach Süden bis zu den Höhen bei Jerusalem, nach Abend über das Gebirge Ephraim? Als Zeugen höchsten Altertums finden

---

[1] Jes. 40, 26.

wir heute noch unweit nördlich vom heutigen Dorfe die Trümmer eines riesigen Steinkreises.

Außer Jerusalem wird in der Bibel fast kein Ort so viel genannt, als Bethel, das durch die Erinnerung an die Stammväter geheiligt war. Hier hielt Israel schon in der Richterzeit heilige Versammlungen.[1] Hierher strömte das Volk der zehn Stämme zur Feier der alten Nationalfeste, nachdem Rehabeams Thorheit und Jerobeams Rache die unglückselige Trennung des Reiches herbeigeführt.[2] Die vielen heidnischen Gräuel, die das unbändige Ephraim hier beging, machten das einst so hoch verehrte Bethel in den Augen der Propheten zu einer Stätte tiefen Abscheu's.[3]

Als ich von da wegzog, begann es leise zu regnen. Wir trafen außerordentlich viel morgenländische Pilger an, Männer und Weiber. Letztere ritten meist auf hochbepackten Eseln oder Mauleseln und hielten nicht selten noch ein Kind in ihrem weiten faltigen Gewand verborgen. Der Regen war diesen frommen Reiterinnen offenbar sehr unangenehm. Ich wanderte frohen Mutes meine Straße mit ausgespanntem Regenschirm, die Landkarte unter dem Arm und den Tornister auf dem Rücken, in gleichem Aufzug jetzt auf den Höhen Samariens, wie einst auf den Bergen der Heimat. Die Pilger kamen von Chaifa und wollten nach Jerusalem. Ihr heutiges Reiseziel war Bireh, das alte Beeroth, vielen Pilgern teuer, weil von dort Maria und Joseph umgekehrt seien, um den Knaben Jesus zu suchen.[4] Zu Chaifa nämlich am Fuße des Karmel, nicht zu Jaffa, hatte das Pilgerschiff heftigen Sturmes halber landen müssen.

Unser Weg stieg über sanftgeschwellte Hügelrücken und flache Thäler auf und nieder. Es war ein Weg auf der Wasserscheide des Gebirges, ein „Weg der Ewigkeit",[5] d. h. ein seit uralter Zeit begangener Weg, auf dem Abraham schon seine Herden geführt hatte,

---

[1] Richt. 21, 2. — [2] 1. Kön. 12, 32 f. — [3] Hosea 4, 15. 10, 5. — [4] Luk. 2, 44. 45. — [5] Jer. 6, 16.

auf dem psalmensingende Pilger nach Jerusalem gewandert waren. Nordwärts hatten wir stets Aussicht auf höhere Berge. Wir nahmen unser Nachtquartier in Ain Jebrud, einem kleinen Dorfe links von der Straße am Bergabhange gelegen. Rebgelände, Feigen- und Ölbaumhaine breiteten sich um dasselbe aus zur freundlichen Erinnerung, daß wir uns im gesegneten Ephraim befänden. Die Hütten des Dorfes waren eng aneinander gebaut. In den schmalen Gäßchen zwischen ihnen hatte sich viel Schmutz aufgehäuft, der das Spazieren sehr unerquicklich machte. Wir traten in eine der Hütten, doch der dichte Rauchqualm, mit dem sie angefüllt war, trieb uns sogleich wieder hinaus. Anderwärts trafen wir es indes wo möglich noch schlechter, so daß wir wieder zur ersten Hütte zurückkehrten. Ein Feuer von starkriechendem Dorngestrüpp brannte an der Wand. Fenster gab es keine und der Rauch mußte notgedrungen zur Thür hinausgelassen werden, obschon wir gar nicht überflüssig warm hatten. In solchen Häusern ist das Weib, das einen Groschen verloren hat, genötigt, am hellen Tage ein Licht anzuzünden und das ganze Haus umzukehren, bis sie ihn findet.[1] Welch einfache Verhältnisse hatte doch Christus vor Augen! Der Hausvater, in ein zerlumptes Hemd und umgekehrten Schafpelz gekleidet, unterhielt das Feuer. Wir kauften uns Eier und die Hausmutter kochte sie uns mit Butter, indem sie dieselben in einer Eisenpfanne über das Feuer hielt. Sie mußte öfters von dem leichten Dorngestrüpp zulegen, bis sie diese einfache Speise bereitet hatte. Es war ein treffendes, anschauliches Wort, das jener weltmüde Weise gesprochen: „Das Lachen der Thoren ist wie das Knistern der Dornen unter dem Topfe. Auch dieses ist eitel!“[2] Auf einem vorstehenden Steine der Wand war ein Öllämplein aufgestellt, während auf einigen Holzpflöcken Hühner und Tauben ihre Nachtherberge suchten und uns mit dem Schicksal des Tobias bedrohten.[3] Der Boden der Hütte teilte sich in einen höhern und tiefern Raum. Auf dem höhern waren

[1] Luk. 15, 8. — [2] Pred. 7, 7. — [3] Tob. 2, 10. 11.

die Matten für das Lager der Menschen ausgebreitet bis nahe zum Rande. Es blieb gerade noch Raum genug zu zwei flachen Krippen, bequem für die vierbeinigen Hausgenossen gelegen, die auf dem niedern Boden lagerten, aber gelegentlich auch als Wiege für die kleinen Kinder dienend.[1] Ich hatte die Ehre, neben einem ephraimitischen Langohr mich hinlegen zu dürfen, das mit einem Ausruf der Verwunderung seinen seltsamen Schlafkameraden betrachtete. Einige Ziegen leisteten noch Gesellschaft. Wie an manchen andern Orten des heiligen Landes, so fiel mir auch hier das frühe Krähen des Hahnes auf, drei bis vier Stunden vor Tagesanbruch. Erst seitdem ist mir jene Zeiteinteilung klar, von der Christus im Evangelium Markus redet: „Wachet, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob am Abend oder zu Mitternacht oder um das Hahnengeschrei oder am Morgen."[2] So oft fühlte ich bei dem jetzigen Bauernvolke den warmen Puls althebräischen Lebens wieder. Das Lämpchen auf dem Steine brannte bis nach Mitternacht. Als der Docht zu glimmen anfing,[3] es mochte etwa Morgens zwei Uhr sein, stand die Hausfrau auf, goß ihm neues Öl zu, daß er wieder hell aufflammte, darauf begann sie Korn zu mahlen. Der schwirrende Ton der Mühle weckte mich alsbald aus dem Schlafe. Solch ein Weib pries der alte Dichter als tugendhafte Hausfrau: „Gar frühe noch bei Nacht steht sie auf, daß sie ihrem Hause Speise austeile. Sie lässet ihr Licht die ganze Nacht nicht auslöschen."[4]

Als die Dämmerung anbrach, schüttete sie das Mehl, das nach allgemeinem morgenländischem Brauch nur für diesen einen Tag reichen mußte,[5] in ein großes Becken, holte Wasser und ein kleines Stück gestrigen sauer gewordenen Teiges herbei und knetete alles fleißig durcheinander, bis daß „der ganze Teig durchsäuert war".[6] Noch ehe die Sonne aufging, trug sie den fertigen Teig zum Backhäuschen

---

[1] Luk. 2, 16. — [2] Mark. 13, 35. — [3] Jes. 42, 3. — [4] Sprüchw. 31, 15. 18. [5] Matth. 6, 34 knüpft in höherm Sinn an diesen Brauch an. — [6] Luk. 13, 21.

des Dorfes hinaus. Was Israels Gesetz als Strafe vorgesehen, kommt heute in vielen Dörfern vor, daß nämlich zehn Weiber in Einem Ofen backen.[1] Als Feuerung dient allermeist Dorngestrüpp, das man mit samt den darin aufgeblühten Anemonen, „den Lilien des Feldes", ausgerauft hat, um es in den Ofen zu werfen.[2] Mit erstaunlicher Schnelligkeit formen die Frauen den Teig in dünne Fladen, kleben sodann einen nach dem andern mit der flachen Hand an die heiße Ofenwand und wenden dieselben im Nu. Aber Ephraim erschien einst dem Propheten Hosea wie ein Fladen, den man nicht umkehrt, so daß er auf der einen Seite verbrennt, auf der andern roh bleibt.[3]

Den Leuten dieses Dorfes war der Anblick von Pilgern nicht etwas Ungewohntes; sie kamen mit Abdallah erst nach lebhaftem Wortwechsel über den Preis unserer Nachtherberge überein.

3. April.

Des folgenden Morgens hatte sich das gute Wetter wiederum eingestellt. Ein frischer Luftzug trieb die Wolken vollends hinter die Berge. Als wir den Wadi unterhalb des Dorfes überschritten, gelangten wir bald in ein neues Thal, das eine Stunde lang ununterbrochen in nördlicher Richtung sich hinzog. Der Weg war hier etwa einmal selbst für dieses Land ungewöhnlich schlecht und für den Fußgänger mühsam. Ich fand überhaupt die am meisten begangenen Pfade jeweilen am schlechtesten. Die Landschaft hatte von Ain Jebrud weg fast immer ein schönes fruchtbares Aussehen. Feigenbaumgärten waren näher dem Thalgrunde angelegt, Ölbäume weiter oben. Die Öde und Kahlheit hatte sich wie einst im Altertum,[4] auf den Saum der Berge zurückgezogen. Unter den schattigen Bäumen breiteten sich meist noch üppig grüne Weizenfelder aus. Anderthalb Stunden waren wir gemächlich gewandert, als wir zu der Quelle Haramijeh gelangten. Am Fuße einer hohen Felswand tröpfelte das Wasser

[1] 3. Mos. 26, 26. — [2] Matth. 6, 30. — [3] Hos. 7, 8. — [4] Jer. 7, 29 u. s. w.

heraus. Nahebei lag eine schön gewölbte, aber zerstörte Zisterne und die Ruine eines 24 Meter langen Bauwerkes, eines ehemaligen festgemauerten Teiches. Verschiedene Feuerstätten nahe jener Felswand bewiesen, daß hier, ungefähr in der Mitte zwischen Jerusalem und Sichem, häufig auch von einheimischen Reisezügen das Nachtlager aufgeschlagen wird. Die Umgebung ist sehr fruchtbar, reich an Öl- und Feigenbäumen. Doch gibt ihr die vollständige Einsamkeit, die ringsum herrscht, der Mangel an aller Aussicht in weitere Ferne etwas Düsteres, ja fast Unheimliches. Die Thalwände sind nahe aneinander gerückt und haben nur eine ganz schmale Thalsohle übrig gelassen. Man hat in Ain Haramijeh jenes Jammerthal wiederfinden wollen, welches nach dem 84. Psalm die nach Jerusalem wallfahrtenden Israeliten zu durchziehen pflegten.[1] Darnach hätte das Thal von der Quelle, die Thräne auf Thräne aus der Felswand niedertropfen läßt, den Namen bekommen. Die Araber hingegen nennen den Ort Diebsquelle (Ain Haramijeh), weil der Ort so verlassen und einsam ist.

Frei von allem Bangen genoß ich an dieser stillen Stätte den schönen Frühlingsmorgen. Vor mir hatte Mutter Natur einen bunten Teppich von Zyklamen, Adoniströpfchen, rosigen Lichtnelken, gelben Ranunkeln, blauen Pimpinellen und üppigem grünem Gras ausgebreitet. Bienen und Schmetterlinge flogen drüberhin.

Wir folgten dem Lauf des Thales weiter nach Norden. Als wir aber dem hochgelegenen Dorfe Sindschil nahe waren, that sich uns zur Rechten eine wohl 20 Minuten breite und mehr als eine Stunde lange Ebene auf. Sindschil, das hinter dem Berggipfel verborgen lag, sahen wir nicht. Wir schwenkten sogleich rechts ab. Das schöne ebene Feld prangte in vollem Grün der jungen Saaten. Ungefähr in der Mitte erhob sich über ihnen, fast einer Insel gleich, eine sanfte Anhöhe, an deren Abhang die Hütten von Turmus Aja

[1] Ps. 84, 7.

Siloh.

lagen, umgeben von großen Baumgärten. Nordwestlich von diesem Dorfe schritten wir, begleitet von zwei Fellachenknaben, quer über die Felder hin, dann den Abhang hinauf über einen breiten Hügelrücken und bald lag das zerstörte Silo, Seilun wie die Araber sagen, vor uns. An sanfter Halde, deren fruchtbarer Boden ganz mit Weizenfeldern bedeckt war, stiegen wir zu den Ruinen hinauf. Ungefähr in der Mitte von dieser Halde kamen wir auf eine weite Terrasse, über die eine alte ehrwürdige Eiche ihre langen Schatten warf. Ein Hirte ruhte bei der letztern. Freundlich lud er uns ein, sein Morgenbrot mit ihm zu teilen.

Fast unter den Ästen der Eiche stand ein kleines muhammedanisches Heiligtum, „Moschee der Diener Gottes" geheißen, halb zerstört. Es war nicht höher als etwa 4 bis 6 Meter, gebaut von behauenen Steinen. Man hatte den inneren Raum gewölbt. Zwei Hallen mit je drei Arkaden stützten sich in der Mitte auf zwei kleine Säulen. An der Südwand bemerkte ich eine Nische. Das Ganze war, wie

sich schon aus der Niedrigkeit des Tempelchens begreifen läßt, etwas armselig ausgeführt. Das Kapitäl der einen Säule stand auf einem unverhältnismäßig dicken Schafte. Zwei zierlich ausgearbeitete Steine aus prächtigem Marmor, jeder etwa drei Fuß lang, schmückten die Südwand. Offenbar hatte man fertiges Material aus weit älterer Zeit zum Bau verwendet. Eine Treppe führte von außen auf das Dach, das unzählige Adonisröschen wie mit einem kostbaren Teppiche überzogen hatten. Höhere Berge umgeben den Silohügel von fast allen Seiten. Nur nach Süden hin treten sie zurück und gestatten die Aussicht auf die ovale Ebene von Turmus Aja über der im Hintergrund der höchste Berg Ephraims, Tell 'Asur, (1011 Meter) aufsteigt. Am Abhang desselben lag ein Landgut Absaloms, Ba'al Hazor nach dem Berg geheißen, düsteren Angedenkens, klang doch dort der Jubel eines Schafschurfestes in Todesjammer aus, als mitten im Gelage der Rachestahl Ammon traf, den Stiefbruder Absaloms.[1]

So lange Ephraim als der mächtigste Stamm Israels sich behauptete, stand hier, vielleicht ganz auf dem nämlichen Platze, wo ich jetzt weilte, das Nationalheiligtum, die Stiftshütte. Hier wohnte der Hohepriester. Hieher kamen die frommen Israeliten, um ihre Dankopfer darzubringen oder auch um an geweihter Stätte das kummererfüllte Herz vor Jahve auszuschütten wie jene Hanna.[2] Jahr um Jahr versammelte sich zu Silo das ganze Volk und feierte seine heiligen Freudenfeste. Vielleicht in Erinnerung daran heißt jetzt noch die Ebene zu den Füßen Silos „Festwiese" (Merdsch Aid). Als einst die Jungfrauen des Landes auf dem weiten Plan vor der Hütte Reigentänze aufführten,[3] stürmten benjaminitische Jünglinge aus den benachbarten Weinbergen hervor, um israelitische Töchter als Bräute sich zu rauben, einem uralten Brauche folgend, der in friedlicher Form jetzt noch bei den Beduinen auf dem

---

[1] 2. Sam. V. 23. 28. Mit dem Namen Ba'al „Herr" bezeichneten einst die Kanaaniter ehrfurchtgebietende Berge, so den Hermon, so auch diesen Berg — [2] Sam. 1, 9 ff. — [3] Richt. 21, 19. 21.

Sinai geübt wird. Die umgebenden Höhn, nun sehr öd und düster, waren damals mit Weinbergen heiter und freundlich überkleidet.[1] In seiner freudvollen frommen Begeisterung schien dem Israeliten das Heiligtum in Silo auf Ewigkeiten gegründet und die Rede: „so lange man nach Silo geht“[2] war ihm ein geweihter Ausdruck für endlose Dauer. Doch schon zu Jeremias Zeit hatte die Herrlichkeit Silos längst aufgehört. Die zertrümmerte verödete Stätte lieh dem Propheten ernste, ergreifende Worte an seine verblendeten Zeitgenossen: „Ziehet doch an meinen Ort, gen Silo, da ich zuvor meinen Namen habe wohnen lassen, und beschauet, was ich selbigem Orte um der Bosheit meines Volkes Israel willen gethan habe!“[3]

Wir zogen westwärts in den Wadi Chaman hinab, eine wilde einöde Schlucht. Deutlich erkannten wir, daß in der Regenzeit mächtige Wassermassen da sich hinuntergewälzt hatten, wenn gleich jetzt nur noch wenige Lachen in ausgeschwemmten Löchern sich zeigten. Die zwei Knaben, die uns den Weg nach Silo gewiesen, waren mit dem ihnen verabreichten Bachschisch nichts weniger als zufrieden. Schreiend folgten sie uns noch eine weite Strecke nach, hoben selbst Steine gegen uns auf. Doch als sie endlich einsahen, daß sie gegen Abdallah nichts ausrichteten, gingen sie ihren Weg. Nach ungefähr einer halben Stunde verlor der Wadi sein wildes Aussehen und der Thalgrund wurde breit und eben. Auf den Feldern grünten Weizen und Bohnen. Ihr lebhaftes Grün wurde da und dort von dunkeln Streifen unterbrochen, nämlich von Äckern, welche man vor Kurzem für die Sommersaat bestellt hatte. Wir brauchten von Silo an fast eine Stunde, bis wir wieder die große Pilgerstraße nach Nablus erreicht hatten. Hier traf der Wadi Chaman mit einer kleinen, üppig grünen und malerisch von steilen Bergwänden eingeschlossenen Ebene zusammen, um dann alsbald seinen Weg weiter nach West fortzusetzen. Etwas südlich von uns lag ein zerfallener Chan bei einer Quelle fließenden Wassers, da, wo sich die große Straße sanft in die Ebene

[1] Richt. 21, 20. — [2] 1. Mos. 49, 10. — [3] Jer. 7, 12.

hinuntersenkt. Zur Linken sahen wir über weißschimmernden Felsen das Dorf Lubban, das Lebona der Richterzeit.[1] Vom Thalgrund führte der Weg zu einem rauhen Hochland hinauf, dessen Felsen und Dorngestrüppe an die dürren Gegenden Benjamins und Judas erinnerten. Doch belebten Dörfer bald rechts, bald links vom Wege mit ihren Öl- und Feigenbaumpflanzungen nach kurzen Zwischenräumen immer wieder die Landschaft. Wir trafen eine zweite sehr groß und festgebaute „Herberge der Wanderer" (Chan), hundert Schritte rechts von der Straße entfernt, unweit des Dorfes Sawijeh.

Es war Mittag — wir hatten einen steilen Bergabhang erstiegen, — als uns der Anblick der schönen großen Ebene Machna überraschte, die mehr als 1 1/2 Quadratstunden Flächeninhalt hat. Michmethat lautete ihr Name zur Zeit, da auf ihr noch die Stammgebiete von Manasse und Ephraim sich abgrenzten.[2] Wie ein grüner, von Bergen umsäumter Landsee lag sie uns zu Füßen. An ihrer Westseite erheben sich die hohen und steilen Gipfel des Garizim und des Ebal, während östlich kleine, sanft aufsteigende Hügelketten sie einschließen. Gerade vor uns sahen wir an einer Berghalde das Dorf Hawarah. Ein hoher Charubbaum lud uns unter sein schattenreiches Laubdach. Derselbe war über und über mit Gewandfetzen behangen. Muhammedanische Gläubige pflegen solche Fetzen an geweihten Bäumen oder Kapellen zu befestigen, wenn sie irgend ein Gelübde auf sich genommen.

Wie sehr erinnerte dieser auf der Höhe gelegene dichtbelaubte Baum an Ezechiels Wort: „Wo immer sie einen hohen Hügel und einen dichtbelaubten Baum sahen, gaben sie Ärgernis mit ihren Gaben", d. h. mit eben solchen Gelübdezeichen.[3] Vielleicht dachte auch der Prophet Daniel an einen solch hohen Johannisbrotbaum, wenn er im Gleichnis redet von einem himmelhohen Baum, unter dessen Krone die

---

[1] Richt. 21, 19. — [2] Jos. 16, 6. 17, 7. — [3] Ep. 20, 28. —

Tiere des Feldes Schatten suchen, auf dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten und dessen Früchte allem Fleisch zur Nahrung dienen. [1]

Unterhalb von Hawarah lagerten wir uns einige Augenblicke an einem natürlichen Teiche voll trüben Regenwassers. Bauern, die aufs Feld gehen wollten und den Pflug auf der Schulter trugen, kamen, wuschen sich im Teich und verrichteten dann unter den gewohnten, ehrfurchtsvollen Verbeugungen ihre Gebete. Ein junger Fellache, der einen Maulesel ritt, bat sehr, mit uns zusammen nach Nablus wandern zu dürfen. Er hoffte, durch unsere Fürsprache beim Mutsellim (Bezirksstatthalter) sich sein Reittier zu erhalten, das sonst die Regierung requirieren würde. Der Weg zog sich am Fuß des westlichen Bergabhanges hin sanft auf und nieder, in langsam wellenförmiger Linie. Wie wir an den Hütten von Hawarah vorbeikamen, rief uns eine Schar schmutziger Kinder, darunter solche, die kaum reden konnten, allerlei Spott- und Schandnamen nach, sie schrieen aus vollem Halse hinter uns her, [2] wie es etwa lose Buben bei uns einem Berauschten gegenüber thun. Mein heftig erzürnter Abdallah machte sich die thörichte Mühe, mit den Schimpfworten Chansir (Schwein) und Kelb (Hund) zu antworten; denn er steigerte damit nur noch den Jubel der rechtgläubigen Kinder. Vor dreizehnhundert Jahren war der Glaubenseifer der hier wohnenden Samariter noch größer, bestreuten sie doch hinter dem christlichen Pilger her den Weg mit Spreu und zündeten sie an, um jede Spur des Unreinen damit zu vertilgen. Die Berghalde, an deren Fuß wir hinpilgerten, gewann oft ein sehr malerisches Aussehen. Starre, senkrechte Felswände türmten sich über den grünen Saaten und Ölbaumwäldchen empor, die sich bis in die mittlere Höhe der Halde hinaufzogen.

Gegen vier Uhr Abends that sich ein schmales Thal zu unserer Linken auf, welches die zwei mächtigen Berge Ebal und Garizim von-

[1] Dan. 4, 9. Richt. 6, 25. Jer. 2, 20. 3, 6. — [2] Jer. 12, 6.

einander schied. Der Weg führte über eine Erdanschwellung in das Thal hinein. Bäche voll frischen, klaren Wassers schlängelten sich durch den Thalgrund. Eine mit Kuppeln und Minareten geschmückte Stadt lag vor uns halb versteckt hinter den Bäumen. Dies war Nablus, das alte Sichem. Flavia Neapolis (woraus die Araber Nablus gemacht), das ist flavische Neustadt, wurde die Stadt zu Ehren jenes Kaiserhauses benannt, dessen berühmtester Sprosse, Titus, Jerusalem im Jahre 70 erobert hatte. Manches Menschenalter lang waren die Heiden von Nablus stolz darauf in ihrer Stadt den römischen Kaisern wie Göttern mit Festen und Opfern dienen zu dürfen. Sichem, das ist Schekem „Rücken", hieß die Stadt schon in ältester Zeit, weil sie genau auf der Wasserscheide des Gebirges angelegt war. Links erhob sich der Garizim in kühnen, zackigen Felsmassen, rechts der steile, aber bis fast auf die Höhe bebaute Ebal. Terrasse stieg über Terrasse, eine jede eingehegt mit Feigenkaktus. Wir zogen an der Nordseite der Stadt vorüber. Auf den Seifenaschenhügeln, die sich dort vor letzterer aufgehäuft haben, lungerten viele der herrenlosen Hunde herum. Sie dürfen während des Tages nicht in den Stadtgassen sich herumtreiben. Nach dem neutestamentlichen Seher müssen auch beim neuen Jerusalem die Hunde, diese verachteten, dem Orientalen eklen Tiere draußen bleiben.[1] Üppige Gärten, aufs reichlichste bewässert, schlossen einen herrlichen Kranz um die langgestreckte Häusermasse. Das Thal war hier so eng, daß ein guter Büchsenschuß leicht von einer Bergwand zur andern gereicht hätte. Die Stadtmauern konnten selbst nach morgenländischen Begriffen keinen Anspruch auf Verteidigungsfähigkeit machen, und die Pforten der Thore schienen längst aus ihren Angeln gehoben worden zu sein.

Die Gassen boten ungefähr denselben Anblick dar wie Jerusalem. Steinerne Häuser mit wenigen Fenstern, kleinen Erkern und niedern Eingangspforten, deren Oberschwellen hie und da mit Koransprüchen

[1] Offenb. 22, 15.

bemalt waren, zum Zeichen, daß der Besitzer die große Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, die meisten mehrstöckig und von stattlicher Höhe. Einst hatten Israels fromme Väter die Oberschwelle der Hausthüre mit Sprüchen aus dem Gesetze geschmückt, vor allem aus mit dem: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr“.[1] Unbewußt pflanzen Muhammeds Gläubige die alte Sitte fort, indem sie mit schön verzierten Buchstaben ob ihre Thüre schreiben: „Es ist kein Gott außer der Gott.“ Die Stadt ist sehr schmal, aber von West nach Ost lang gedehnt, weshalb ihre zwei Hauptstraßen in dieser Richtung laufen. Auf letztern herrschte ein bewegtes Leben. Nebengassen sahen wir oft von Gewölben überdeckt, und die meisten hatten noch den schmutzigen Viehweg in der Mitte. Bis vor wenigen Jahrzehnten sollen die übermütigen und fanatischen Moslemin dieser Stadt die Christen gezwungen haben, auf letzterm durch die Gassen zu wandern. An der Hauptstraße lag eine große Moschee mit einem ungemein zierlich und kunstvoll gearbeiteten Haupteingang, ehemals eine Johannes dem Täufer geweihte und aus den Trümmern eines heidnischen Tempels erbaute Kirche.

Wie angenehm aber überraschen den vom quellenarmen Jerusalem herkommenden Wanderer die vielen öffentlichen Brunnen, welche in allen Stadtteilen die Fülle herrlichen Wassers ausströmen, die lautrauschenden Bäche, welche die westlichen Gassen durchschneiden!

Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen langten wir beim Hause des protestantischen Missionars an. Es ist für den Fremdling keine leichte Sache, sich in morgenländischen Städten zurecht zu finden, in diesen regellosen Haufen kleiner, winkliger Gassen, zwischen diesen öden, einförmigen Häusermauern, die fast alle einander gleich sehen. Aber daß ich doch endlich eine liebe, freundliche Herberge erreichte, das machte mir an jenem Abend viel Freude. Das Haus meines Gastfreundes trug auch im Innern noch ganz unverwischt das orientalische Gepräge. Fast ein jedes Zimmer ein besonderes Häuschen, offene

[1] 5. Mos. 6, 9.

Treppen und Höfe, Terrassen mit Geländer aus Backsteinröhren und Kuppeldächer. Anstatt Glasfenster hölzerne Gitter, rohe Laden, um gegen die Unbill des Wetters zu schützen, die einzelnen Zimmer sehr hoch und geräumig. Auf der höchsten Zinne des Hauses genoß ich eine malerische Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung. Zunächst rechts und links die vielen Kuppeln und Terrassen der altberühmten Samariterstadt Sichem. Üppigstes Grün umgab die gelbe Häusermasse. Südwärts ragte der steile Garizim empor, nördlich erhob sich der noch höhere Ebal, fast wie Glärnisch und Schiltberg beim Städtchen Glarus. Wenn die Glarnerberge ungleich colossalere Formen haben, so ist dafür das Sichemthal um so enger, und man gewinnt darum an beiden Orten denselben Eindruck. Die Masse des Garizim ist weit mehr gegliedert als die des Ebal, und mit Recht hat schon der alte Israelite erstern als Berg des Segens [1] betrachtet, indem vom Garizim die herrlichen Wasserquellen herabströmen, die das Thal zum gesegnetsten des ganzen Landes machen. [2] Dort in einer jähen, malerischen Kluft grad südlich vor mir liegen die unerschöpflichen Wasserschätze in den Felsenkammern verborgen. Die Sonne sank unter. Dunkel hüllte die Stadt schon ein, als der Saum der Berge noch vom Abendrot bestrahlt wurde. Wunderschön hoben sich deren hohe, schweigende Gestalten vom sternenhellen Nachthimmel ab, während das Thal in tiefem Schatten ruhte. Doch Ruhe war nicht in den Gassen unten. Mit Trommeln, Pfeifen, Schreien und Jubeln machte altes und junges Volk noch Abends zehn Uhr lauten Krakeel. Die Freuden des Hochzeitsfestes beginnen hier zu Lande erst mit Einbruch der Nacht. In größeren Ortschaften werden leise Schlummernde oft genug von dem Lärm nächtlicher Hochzeitszüge aufgestört.

---

[1] 5. Mos. 27, 12. — [2] Allerdings erschien der Garizim als Berg des Segens zunächst nur, weil er dem nach Sonnenaufgang gewandten Beter zur Rechten lag und der gleiche Ausdruck (jamîn) im Hebräischen Glück, Rechte und Süden bedeutet.

Die Anfänge Sichems reichen in die grauste Vorzeit zurück. Es stand schon, als Abraham in Kanaan einwanderte,[1] nahm Teil an dem wechselvollen Geschicke der Kinder Israels,[2] war zur Zeit Jesu Christi eine volksbelebte Stadt[3] und ist es geblieben bis auf unsere Tage. Jüdische Engherzigkeit und übertriebener Satzungsgehorsam[4] machten vor mehr als zwei Jahrtausenden Sichem zu einer Stätte finstern Glaubenshasses. Noch ist der alte düstere Geist von dieser Stadt nicht verschwunden, nur daß er sich auf die hier wohnenden Muhammedaner übertragen hat.

4. April.

Am Morgen des folgenden Tages war es mein Erstes, einen Gang auf den Garizim zu machen. Ein junger, einarmiger Bursche wies mir den Weg. Wir zogen zunächst zu jener Kluft hinauf, der die reichen Wasserströme des Thales entquellen. Es war ein frischer, herrlicher Frühlingsmorgen. Voll Lust wanderte ich an den Gärten vorbei, in denen die Natur verschwenderisch ihren Reichtum ausgestreut. Da erhoben prächtige Wallnußbäume ihre stolzen Kronen über die dichten Haine von Mandel-, Aprikosen-, Granaten-, Pomeranzen-, Oliven-, Birn- und Pflaumenbäumen, und Pfirsichblüten mischten den Reiz ihrer weißroten und weißen Farben unter das mannigfaltige Grün des reichen Blätterschmucks. Ein hundertstimmiger Chor buntbefiederter Sänger erfüllte das buntbelaubte Baumrevier mit melodischen Tönen. Da zwitscherte der Fink, jubelte die Lerche und entzückte die Amsel mit ihren weichen, vollen Lauten. Die Bäche mit ihrem klaren Bergwasser spielten dazu rieselnd, plätschernd und rauschend ihre eigne muntere Weise. Zwischen dem üppig sprossenden Grase blühten tausend und tausend Zyclamen, Ranunkeln, Blutströpfchen, Anemonen, Sternlauch, Wolfsmilch, Osterluzei, Rosenpappeln, Reseda, Silenen, Mieren,

[1] 1. Mos. 12, 6. — [2] Jos. 24, 1. Richt. 9. 1. Kön. 12, 1. — [3] Joh. 4, 5. — [4] Esra, 4, 2. f.

dunkelblauen Flockenblumen, fast die gleichen Blumen wie bei uns, nur meist in andern Arten und Abarten. Wahrlich, an dieser Stätte stimmt der Wanderer von ganzem Herzen in das große Lob, welches in ältester Zeit schon dem Stammgebiete Josephs dargebracht wurde: „Vom Herren gesegnet ist Josephs Land mit dem Reichtum des Himmels, mit Tau, mit der Flut, die drunten lagert (aus deren Tiefe die Quellen hervorbrechen), mit dem Reichtum, den die Sonne bringt, mit dem Reichtum, den die Monde sprossen lassen, mit dem besten der Berge der Vorzeit, mit dem Reichtum der ewigen Höhen."[1] Weiter oben, da wo die felsige Bergkluft gegen das Längethal sich öffnet, trieb der größte Bach einige Mühlen. Wer würde ein solch trauliches Bild der Heimat in diesem dürren Land des Morgens vermuten! Am Bache spielten Kinder und waren Weiber fleißig mit Waschen und Schwatzen beschäftigt.

Der üppige Pflanzenwuchs reichte so weit, als die Quellen den Boden tränken konnten. Höher oben hörte sie alsbald auf und machte ödem Dorngestrüpp und verwittertem Kalkstein Platz, nicht besser als in den ödesten Gegenden Benjamins. Diese schneidenden Gegensätze sind nur mit denen auf unsern Hochalpen zu vergleichen. Auf seinen dürren, sonnenverbrannten Bergen lernte der Israelite in frommer Demut zum Himmel aufblicken, von dessen Tau und Regen sein ganzes Dasein bedingt war. Einst, so hofft der Prophet, wird Gott auch auf den Kahlhöhen Ströme hervorquellen lassen.[2]

Vom Thalgrund weg brauchten wir etwa 20 Minuten, bis wir den Rücken des Berges erstiegen hatten. Wir wandten uns dann ostwärts zur höchsten Spitze, die mit einem Weli gekrönt ist. Der Bergrücken zeigt sich als eine sehr höckerige Hochfläche, die langsam gegen Süd sich abdacht, während sie sehr steil nördlich ins Sichemthal abstürzt. Uns zur Rechten diente der Boden teilweise zu Ackerfeld. Zwei Bauern beschäftigten sich noch mit Pflügen. Wie sie uns sahen,

[1] 5. Mos. 33, 13—15, vgl. 1. Mos. 49, 26. — [2] Jes. 41, 18.

lief einer vom Pfluge weg und begleitete uns, obschon ich mir des Bestimmtesten seine Gesellschaft verbat. Wir kamen an der Stelle vorüber, wo heute noch die Samariter alljährlich das Passahopfer darzubringen pflegen. Sobald die Sonne ins Meer gesunken, werden sechs Lämmer geschlachtet und, nachdem sie sorgfältig ausgeweidet und gereinigt worden, in eine stark durchheizte Grube gelegt, welche man mit Steinen und Erdstücken möglichst gut verschließt. In einigen Stunden sind die Lämmer zum schmackhaften Braten umgewandelt. Dann setzt sich das Völklein nieder, die Lenden gegürtet, den Stab zur Seite. Nur wenige flackernde Wachslichter leuchten zum Mahl; doch hoch vom Himmel sendet der Mond seine silbernen Strahlen und durch die Nachtluft zieht über die andächtige Gemeinde der Geist der Jahrtausende.[1] Es bleibt das ganze Volk in jener Nacht unter Zelten oben bei der Opferstätte. Auf der höchsten Spitze, nur wenige hundert Schritte von jener Stelle entfernt, sah ich das weit sichtbare Weli, umgeben von einem gewaltigen Trümmerhaufen, der Ruine eines Kastells und eines Tempels. Im Jahre 474 hatte Kaiser Zeno hier eine achteckige Kirche erbaut und 533 Justinian um sie her ein rechteckiges, an den Ecken mit starken Türmen bewehrtes Kastell, das 55 m von Ost nach West und 70 m von Nord nach Süd sich erstreckte. Die festen Mauern, deren unterste Schichten noch fast unversehrt vorhanden waren, bestanden aus fugenrändrigen Steinen.

Das Weli zeigte inwendig nicht den mindesten Schmuck, und ich kletterte sofort auf seine Kuppel, um eine möglichst freie Aussicht zu haben. Unter mir lag die schöne, große Ebene Machnah ausgebreitet. Am Eingang zur Thalschlucht von Sichem schimmerte mir ein blendend weißes Weli aus dem Grün entgegen. Dort soll Joseph, der hochsinnige Stammvater Ephraims, begraben sein.[2] Näher dem Berge bezeichnete eine Trümmerstätte den Ort jenes Brunnens, der

[1] Vgl. 2 Mos. 12, 6. 8. 11. — [2] Jos. 24, 32.

als Brunnen des Vaters Jakob schon zu Jesu Zeit hoch verehrt wurde.[1] Da herum hatten einst Abraham und sein Enkel ihre Herden geweidet,[2] hier oftmals seit Josuas Tagen das ganze Volk Israel von Dan bis nach Beersheba sich versammelt,[3] vielleicht gerade bei dem heiligen Brunnen. Hier war auch jene Landsgemeinde nach dem Tode Salomos zusammengetreten, welche durch die Thorheit und den Übermut Rehabeams so verhängnisvoll geworden. Wir sehen im Geiste von Nord und Süd das Volk zahlreich heranziehen. Jerobeam, der stolze, aus Aegypten wiedergekehrte Flüchtling, ist der Held des Tages. Als die verletzende Antwort vom jungen Königssohne kommt, da jauchzen 10 Stämme dem Rufe des Nebatiden zu: „Israel, hebe dich heim zu deinen Hütten."[4] Adoniram aber, der Rentmeister, findet den Tod unter den Steinwürfen des empörten Volkes. Viele Jahrhunderte später sitzt dort am Brunnenrand ein müder Wanderer, in bäurisches Gewand gekleidet. Es ist ein Nachkomme jenes Rehabeam. Er sucht auch eine Königskrone, aber indem er als Knecht der Knechte mühsam Seelen fürs Himmelreich gewinnt. Sanfte Anhöhen umsäumen die Ebene gen Ost. Da und dort liegt ein Dörfchen am Abhang, umgeben vom schlichten Schmuck eines Ölbaumwäldchens. Den östlichen Horizont begrenzt das hohe, malerisch geformte Gebirge Gilead jenseits des Jordans. Nordwärts entfalten sich die galiläischen Berge vor meinen Blicken. In nebelgrauer Ferne zeichnen sich die verschwommenen Umrisse des schneeigen Hermon. Der mir zunächst gegenüberstehende Ebal[5] verdeckte mir einen Teil der Aussicht nach dieser Seite. Westwärts gleitet das Auge über die langsam zur Ebene sich absenkenden Berge und Thäler, um zuletzt auf einem schmalen, glänzend blauen Streifen des „großen Meeres"[6] zu verweilen. Gen Süden steigen die Berge in einer großen Reihe fast

---

[1] Joh. 4, 6. — [2] 1 Mos. 12, 6. 33, 18. — [3] 5 Mos. 27, 12. 13. Jos. 8, 33. 24, 1. — [4] 1 Kön. 12, 1—16. — [5] Garizim 868 Meter, Ebal 938 Meter über Meer, Nablus 472. — [6] 4. Mos. 34, 6.

parallel oſt- und weſtwärts laufender Ketten hintereinander auf. Doch bis zum Ölberg reichte der Blick nicht.

Unweit ſüdlich von dem Weli, auf dem ich in jenem Augenblick weilte, bemerkte ich eine weite große Felsplatte. Dort, glauben die Samariter, ſei ihr Tempel geſtanden. Sie würden es für Sünde halten, jenen Ort mit Schuhen zu betreten. In ihren Gebeten richten ſie ſich jedesmal dahin, ſie mögen ſich befinden wo ſie wollen, ganz ähnlich wie dem Muhammedaner die Richtung nach Mekka vorgeſchrieben iſt oder wie einſt die gefangenen Iſraeliten in Babel ihr Geſicht nach Jeruſalem wandten. [1]

Inzwiſchen war uns auch der andere Bauer von den zweien, die wir geſehen, nachgelaufen. Nun verlangten beide unverſchämt ein Bachſchiſch. Sie drohten mit großen Steinen. Als ſie endlich hatten, was ſie gewünſcht, kehrten beide noch einmal zu mir zurück, legten meine Rechte auf ihren Mund und Stirne, dankten mit höflichen Verbeugungen und eilten mit Freuden wieder an ihre Arbeit.

In ſchnellem Laufe ſtieg ich den jähen Oſtabhang des Garizim hinunter, froh, daß für mich Wehrloſen das kleine Abenteuer ſo gelinde abgelaufen. Ich begab mich zu dem Jakobsbrunnen, der am Fuße des Garizim wenig über der Thalſohle erhaben liegt, umgeben von vielen Trümmern, worunter auch einige Säulenſtücke. Es ſtand hier ſchon im fünften Jahrhundert eine Kirche, die freilich im Sturm der Zeiten längſt verfallen. Über dem Brunnen, der im Jahr 1697 noch eine Tiefe von 31 Meter hatte, war, als ich ihn ſah, ein teilweiſe eingeſtürztes Gewölbe ausgeſpannt. Zur eigentlichen ſehr kleinen Öffnung mußte man einige Schritte hinabſteigen. Die Leute der Umgegend betrachteten es als ein göttliches Wunder, daß der Brunnen ſeit einiger Zeit wieder Waſſer hatte. Lange Jahre war er trocken geweſen. Er iſt in Kalkfelſen gehauen, ein ehrwürdiges

[1] Dan. 6, 10. 2. Chron. 6, 34.

Denkmal aus der Vorzeit Israels. In hohem Grade mußte ich bewundern, wie trefflich jene wunderbar schöne Erzählung im 4. Kapitel des Johannesevangeliums ihrem örtlichen Rahmen sich einfügt. In der That, heute noch liegt der Brunnen nahe an der Straße, die von Jerusalem mitten durchs Land nach Galiläa führt. [1] Es war nichts natürlicher, als daß ein müder Wanderer bei demselben sich ein wenig ausruhte. Nur mit einem Eimer, der an ein langes Seil befestigt war, konnte man Wasser aus der Tiefe holen. [2] Unmittelbar hat man den Garizim vor Augen und zwar eben jenen Teil des Berges, welchen die Samariter bis auf den heutigen Tag für den heiligsten Fleck Erde halten. [3] Noch ist's derselbe Berg, noch ist's derselbe Brunnen, wie zu jener Stunde, da der weiseste aller Propheten die Worte sprach: „Weib, glaube mir, es kommt die Stunde, wo ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbeten werdet. Aber es kommt die Stunde und ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater sucht solche Anbeter." [4]

Wie schön war es doch von dem Jakobsfeld nach Sichem wieder zurückzukehren! Bäche rieselten so frisch und munter durch die Thalsohle, von reichgesegneten Fluren umgeben. Ihr leises Geplauder tönte wie Musik in mein Ohr. Solche Anmut der Natur mochte wohl das fromm gestimmte Gemüt des Israeliten zu jenem sinnigen Lied begeistern: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grünen Auen und führet mich zu stillen Wassern." [5]

Nachmittags bestieg ich den seltener von Reisenden besuchten Ebal. Der Missionar hatte die Güte mich zu begleiten. Vor der Stadt trafen wir mehrere Gerbereien. Der Weg schlängelte sich anfänglich zwischen zahlreichen mit Feigenkaktus eingehegten Terrassen den Berg hinauf. Fast oben kamen wir an dem Weli eines vielverehrten muham-

---

[1] Joh. 4, 6. — [2] Joh. 4, 11. — [3] Joh. 4, 20. — [4] Joh. 4, 21. 23. — [5] Ps. 23, 1 f.

medanischen Heiligen vorüber, das zahlreich von Pilgern des Islams besucht wird. Wir brauchten mehr als eine halbe Stunde mühvollen Steigens, bis wir die Höhe erreicht hatten. Der breite regellos geformte Bergrücken hat seine höchste Erhebung an seinem Ostende. Unerwartet trafen wir hier mitten in der Einöde Äcker voll zierlichen Linsenkrautes. Wohl hatten einige Sichemiten den Pflug so hoch hinaufgetragen, um den Lohn ihres Fleißes dem Auge der habsüchtigen Regierung zu entziehen. Der höchste Teil des Bergrückens war mit massenhaften, aber unkenntlich gewordenen Trümmern einer alten festen Stadt überdeckt. Auf diesem Platze entfaltete sich vor uns eine Aussicht, die an Schönheit und Großartigkeit die auf dem Garizim noch viel übertraf. Ungehindert umfaßte hier der Blick den ganzen hohen Bergkranz Galiläas. Dort zunächst den Thälern und Höhen Ephraims die langgestreckte Karmelrippe. Ihr Westende stark ins Meer hinausragend, eine stolze Warte des Landes. Von dem Karmel bis hin nach Ost zum Dschebel Fakua oder Gilboa die große Ebene Jesreel. Dann gleich nördlich über ihr aufsteigend der malerische Taborkegel, in weiter Ferne Safed, „die Stadt, die auf dem Berge liegt.“ [1] Am Horizont emporragend die schneebedeckten Häupter des Hermon. Westlich von uns stufte sich das Gebirge in drei mächtigen Terrassen zur Ebene ab. Hinter dieser das Weltmeer durch seine majestätische Einförmigkeit ein erhabener Gegensatz zur buntgewürfelten Landschaft. Unweit nördlich von uns lag auf anmutig grünem, teilweis schroff abfallendem Hügel das Dorf Talluza.

Der Pfad, auf dem wir wieder ins Thal hinabstiegen, war noch steiler als der frühere. Felsabsätze, überhangende Felsen und kleine Höhlen gab es am obern Teil des Bergabfalls viele. Eine der Höhlen, vielleicht einst die Wohnung eines mosleminischen Einsiedlers, wird von den Gläubigen zu gewissen Zeiten festlich beleuchtet. Wir mußten einige der hier sehr niedrigen Kaktushecken übersteigen, bis

[1] Matth. 5, 14.

wir einen Weg gefunden, der uns nicht gerade wie ein Bergbach mit reißender Schnelle in die Tiefe führte. Etwas müde, aber wohlbehalten langten wir unten an. Eine uns mit Spottgeschrei empfangende Kinderschar stob vor dem Zorn Abdallahs lachend auseinander.

5. April.

Des folgenden Tages stattete ich den Samaritanern einen Besuch ab. Dieses merkwürdige Volk, das hier nach dem Untergang des nordisraelitischen Reiches sich niedergelassen, hat in kleiner Zahl die vielen Völkerstürme von dritthalbtausend Jahren überstanden. Noch jetzt wohnt es etwa 100 Seelen stark in der Stadt seiner Väter und befolgt noch ganz dieselben Sitten und Gebräuche in Religion und Leben, welche längst vor Christi Geburt samaritanisches Gesetz geworden. Nach dem Untergang der Stadt Samaria blieben so wenige israelitische Familien im Lande zurück, daß diese durch Kolonisten aus den fernern östlichen Provinzen Assyriens verstärkt werden mußten, sollte das Land nicht zur Wüstenei werden und auch dann noch hatten die Bauern große Mühe der zahlreichen Löwen sich zu erwehren.[1] Die buntgemischte Bauersame schmolz nach und nach zu dem einen Volk der Samariter zusammen, das in Glauben und Sitte das altisraelitische Herkommen fortsetzte, aber deshalb doch nicht von den heimgekehrten Juden der brüderlichen Gemeinschaft vor Gott würdig erachtet wurde; daher sahen sich die Samariter genötigt, im 4. Jahrhundert vor Chr. einen eignen Tempel auf dem Garizim zu erbauen. Dieser Tempel wurde zwar von Johann Hyrcanus 200 Jahre später zerstört, doch der Haß zwischen den beiden engverwandten Glaubensgemeinschaften dadurch nur stärker. Jesus, dem Sohne Sirachs, war „das thörichte Volk zu Sichem“[2] ein Greuel. Es geschah daher in weiser Absicht, daß Jesus, unser Herr, gerade einen

[1] 2. Kön. 17, 24—26. — [2] Sir. 50, 28.

Samariter als Vorbild allgemein menschlichen Erbarmens hinstellte. [1] Das Quartier der Samariter befindet sich heutzutage im südwestlichen Teile der Stadt. Ich besuchte zuerst die Schule. Siebzehn Kinder kauerten den Wänden nach am Boden. Knaben und Mädchen saßen untereinander. Viele Gesichtchen vereinigten mit frischem Ausdruck liebliche Züge. Aus den lebhaft glänzenden Augen sprach ein munterer harmloser Geist. Jüngere noch nicht schulpflichtige Kinder standen draußen vor der Thür. An den Füßen trugen diese messingene Spangen mit kleinen Schellen als Verzierung, ähnlich wie einst die stolzen Töchter Jerusalems. [2] Wie sehr erinnerten mich diese freundlich neugierig den Fremdling anstaunenden Kinder an die Heimat! Die rundliche Form des Gesichts, die roten Wangen schienen gar nicht recht zum orientalischen Gewand zu passen, noch viel weniger die blonden Haare und blauen Augen von einigen der jüngsten. Doch trifft man das auch bei jüdischen Kindern nicht selten. Ja es ist wohl möglich, daß Isais jüngster Sohn, „der rötliche mit den schönen Augen," [3] diesen jungen Samaritern gleich gesehen hat. Die Synagoge, nahe der Schule, war eine ärmliche, kleine Kapelle mit geweißten Wänden und ohne alle Verzierung. Aus einem Schrank hervor holte der Mesner das von den samaritanischen Gläubigen hochverehrte Gesetzbuch. Sie schreiben ihm ein Alter von mehreren tausend Jahren zu. In samaritanischer Sprache ist es auf zusammengenähte Pergamentstreifen aufgezeichnet und über zwei Rollen aufgerollt. Ein mit gestickten goldenen Buchstaben verziertes rotes Tuch verhüllt die kostbare, durch vieles Küssen aber ziemlich schmutzig gewordene Handschrift. Daß übrigens dieselbe bei weitem kein so hohes Alter hat und textkritisch keineswegs die behaupteten Vorzüge den in hebräischer Sprache erhaltenen Handschriften gegenüber besitzt, ist bei den Kundigen eine längst ausgemachte Sache.

---

[1] Luk. 10, 25—37. [2] Jes. 3, 18. — [3] 1 Sam. 16, 12.

Am Abend dieses Tages machte mein ehrenwerther Gastfreund mit mir nochmals einen Spaziergang. Er führte mich den Abhang des Garizim hinauf. Wir kamen an den herrlichen Gärten und rauschenden Wassern vorbei. Als wir die oberste Gartenreihe erreicht, bogen wir nach Ost ab und gingen eine Strecke weit unter Öl- und Feigenbäumen hin am Rande einer Terrasse. Neben uns zur Rechten ragten 12—15 Meter hohe Felswände empor, bestehend aus jenem Kalkstein, der überall im Lande an Klüften und Höhlen so reich ist. Diesen Charakter zeigte er auch hier. Wir betraten eine der größeren Höhlen. Sie war etwa 30 Schritte lang, 12 breit und 8 Meter hoch. Wassertropfen fielen zahlreich von der gewölbten Decke herab. Kleine Steine lagen haufenweis am Boden. Man hatte ohne Zweifel einst diese Höhle zum Steinbruche benutzt. In den natürlichen Felsennischen und Absätzen ob derselben nisteten zahllose Familien von Finken, Schwalben, Drosseln und indischen Raben. Malerisch türmten sich hier die Felswände zu einer Höhe von 15—18 Metern. Wir gingen weiter nach Ost. Die schmale Terrasse, auf der wir hinschritten, weitete sich und wurde zur eigentlichen Plattform, indem ein steiler und felsiger Abfall die ebene Fläche links begrenzte. Aus dieser Plattform sprang ein dreieckiges, etwa 4 Meter im Durchmesser haltendes Felsstück hervor. Ich trat auf diese Felsenzinne hinaus. Tief unter mir lag die Stadt, aber so, als hätte ich mit einem Riesensprunge mich auf ihre Gassen stürzen können. Es war ein freier, luftiger Standpunkt, eine natürliche Kanzel, wie man sie schöner nicht zu denken vermag. Eine kräftige Stimme mußte bei stillem Wetter von da oben leicht in die Stadt hinunterdringen, ist es doch ganz erstaunlich, wie weit überhaupt in diesen Gegenden die Stimme trägt. Ich habe etwas Ähnliches nur noch in unserm Hochgebirge gefunden. Das ganze Thal entfaltete sich zumal vor mir in seiner ganzen Anmut und vielgepriesenen malerischen Schönheit. Mit einem Blick überschaute ich den grünen Kranz rings um die Stadt.

Dort im Westen die dichten Haine köstlicher Bäume. Weiter nach Norden am Fuße des Ebal der große Totenacker und dann ein langer, prächtiger Ölbaumwald. Unter und neben mir auf den einzelnen Terrassen Öl-, Feigen- und Granatbäume, einzelne rankende Reben. Hinter mir, 40 Schritt entfernt, die hohe Felswand, an der sich da und dort ein Dornstrauch anklammerte. Durch eine schmale Kluft gestattete sie das Hinaufklimmen zur Höhe. Ja hier auf dieser Felsplatte hatte Jotham, Gideons Sohn, sein sinniges Gleichnis gesprochen. Von hier erhob er seine Stimme und rief zu den ruchlosen Sichemiten, die an dem Haus des großen Vaterlandsretters so schmählich gehandelt und den Brudermörder Abimelech zum König gemacht hatten: „Höret mich, ihr Männer zu Sichem. Die Bäume gingen hin, daß sie einen König über sich salbeten und sprachen zum Ölbaum: Sei unser König. Aber der Ölbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Fettigkeit lassen, die Gott und Menschen an mir preisen und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm du und sei König über uns. Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht lassen und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Weinstock: Komm du und sei unser König. Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich meinen Most lassen, der Gott und Menschen fröhlich macht, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: Komm du und sei unser König über uns. Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ist es wahr, daß ihr mich zum König über euch salbet, so kommet und vertrauet euch unter meinen Schatten. Wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Cedern Libanons."[1] „Darnach entwich Jotham über den Garizim und kam nach Beer", dem heutigen Bireh.[2]

---

[1] Richt. 9. 7—15. — [2] Richt. 9, 21.

Schon zogen die Abendschatten gegen die Felsenstirnen vom Ebal und Garizim hinauf, als wir heimkehrten. Nur noch wenige Augenblicke und die Sonne sank hinter den „Bergen der Nacht.“ [3] Kaum war die Dämmerung verglommen, als der Vollmond sein reiches Licht über Thal und Berg ergoß. Schwerer Tau senkte sich vom reinen Himmel auf die Erde, daß die zarten Gräser und Blätter unter der Last der Tautropfen sich beugten und über die Flur ein unsagbar zarter Schleier von leuchtenden Silberfäden sich ausspannte.

Von Sichem nach Nazareth.

6. April.

Abdallah, dessen Ortskenntnis von Sichem an aufhörte, hatte mir für den folgenden Tag mit Hülfe meines Firmans einen Chajal beim Mutsellim (Bezirksstatthalter) bestellt. Der Chajal, ein bewaffneter Reiter, sollte uns bis nach Dschenin begleiten. Zugleich gab mir der Mutsellim Empfehlungsbriefe an den Schech von Sebastijeh und den von Dschenin mit. Eine Mordthat, die vor wenigen Tagen in der Nähe von Nablus geschehen, hatte die Gemüter aufgeregt. Man redete viel von Unsicherheit der Gegend. Die aus einheimischen Soldaten bestehende Garnison sollte nämlich, wie man mir als Grund des unsichern Zustandes angab, auf höheren Befehl außer Landes versetzt und mit einer fremden vertauscht werden. Das wollten sich aber diese Leute nicht gefallen lassen, entsagten dem Dienst und lebten nun, so gut es ging, auf eigene Rechnung, wobei sie es mit Herbeischaffung der Mittel eben nicht genau nahmen. Genug, Abdallah erhielt viele Lobsprüche für seinen sorglichen Eifer. Unser bewaffneter Geleitsmann fand sich bei Zeiten ein. Wir konnten schon um 6 Uhr

[1] Jer. 13, 16.

aufbrechen. Sebastijeh, das alte Samaria, war unser nächstes Reiseziel. Wir kauften noch einige Brotfladen, die wir in Sichem nie anders als mit Anis gewürzt zu essen bekamen. Es herrschte schon rühriges Leben in den Gassen. In dem Weberquartier ließen die fleißigen Arbeiter emsig das Schifflein hin- und herschießen. Faden schloß sich an Faden, dem alten Israeliten schon ein sinniges und bedeutsames Zeichen der eilenden Lebenszeit.[1] Ich schaute mit Vergnügen zu, während Abdallah die Einkäufe besorgte.

Wir überschritten den mit reicher Wassermenge dahinströmenden Bach, der seinen Lauf nach Westen nimmt. Herrliches Grün zog sich weit an den Bergen rechts und links hinauf. Bald kamen wir an eine Stelle, wo von Nord her eine neue mächtige Quelle ins Thal hinabrauschte. Mehrere Mühlen waren längs des großen Baches aufgebaut. Er gehört zu den wenigen Bächen, die auch im Monate der größten Trockenheit, dem Oktober, noch Wasser haben, zu den „ewigen Bächen", nach denen die Israeliten diesen Monat benannten.[2] Doch bald sollte ich wieder an judäische Öde erinnert werden. Unser Weg wandte sich nordwestlich. Wir mußten einen sanften Abhang hinaufsteigen, den keine Quelle mehr bewässerte und hier begannen denn auch sofort Stein und Dorngestrüpp ihre Herrschaft geltend zu machen. Hoch über dem Thale an der südlichen Berghalde breiteten sich in geringer Entfernung voneinander drei Dörfer aus, umgeben von Olivenhainen und grünen Ackerfeldern. Weiter hinauf reichte dort der grüne Pflanzenschmuck, weil jene Halde vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne besser geschützt war. Bald hernach stiegen wir in das kleine Thal Zuweta hinab und grüßten drunten mit Freude das melodische Rauschen eines klaren Quellbaches, der nach kurzem Lauf sein Wasser mit dem von Sichem herkommenden vereint.

Indem wir quer über dieses Seitenthal hinzogen, kamen wir wiederum auf eine mit niederem Dorngestrüpp und gelbblühenden

[1] Hiob 7, 6. — [2] 1. Kön. 8, 2.

Ginsterſträuchern reich bewachſene Hochfläche. Langſam ſenkte und hob ſich der Weg der Berglehne entlang über kleine Erdfalten hin. Welch anmutige Frühlingslandſchaft hatten wir hier zu durchwandern! Dreimal ſah ich nahe unſerm Weg Quellen aus den Felſen ſprudeln und als hurtige Bäche thalwärts laufen. Mühlegeklapper tönte uns vom dritten dieſer Bäche entgegen. Birnbaum an Birnbaum in voller Blütenpracht ſpendete in die Wette mit Öl- und Feigenbäumen uns Schatten und ein milder balſamiſcher Hauch erfüllte Berg und Thal. Fürwahr den Söhnen Joſephs, die einſt hier gewohnt, war ihr Los aufs Liebliche gefallen.[1]

Nach zweiſtündigem Marſche ſtanden wir am Fuße des Hügels von Sebaſtijeh. Zunächſt vor uns auf dem niederſten Teil des Hügels zeigten ſich die Ruinen einer Kirche. Wir ſtiegen den kurzen, aber ſteilen Pfad hinauf. Am Rande des Abhangs bemerkte ich die Reſte einer aus großen Quadern aufgeführten Mauer und gleich rechts von da traf ich die Kirche, deren ſüdöſtlicher Teil noch am meiſten erhalten war. Spitzbogen, nun faſt gänzlich zerfallen, überwölbten einſt den heiligen Raum, getragen von Pfeilern, denen zierliche, an junge Palmen erinnernde Halbſäulen einen beſonderen Schmuck verliehen. Die wenigen Fenſter der Kirche waren ungemein ſchmal. Drei Strebepfeiler gotiſchen Stils ſtützten die Südwand. Zwanzig Schritte weit von ihr weg ſtand ein mit Schießſcharten verſehenes feſtes Mauerſtück, offenbar Überreſt einer Burg, die mit der Kirche verbunden war. Nördlich hatte man letztere geradezu am Feſtungswerke angebaut. Das Ganze ein ſtarkes, kunſtvoll aufgeführtes Kaſtell chriſtlicher Frömmigkeit zu Ehren und ſaraceniſcher Feindſchaft zum Trotze. Johannes dem Täufer, dem Schutzpatron der Johanniterritter, war die Kirche geweiht und die tapfere Hand dieſer Männer mochte wohl den Platz ſchirmen, den die fromme Sage längſt als Grabſtätte des großen Bußpredigers aus der Wüſte betrachtete. Die Muhammedaner bauten eine Moſchee

[1] Pſ. 16, 6.

in die Kirchenruinen hinein, da auch ihnen Johannes ein heiliger Mann ist. Westlich vor den Ruinen lag ein kleiner, etwa sechs Meter in die Erde gesenkter Vorhof. Ein ziemlich großer, freier Platz schied hier die ehrwürdigen Trümmer von den Hütten des Dorfes. Die Einwohner, über deren Rohheit und Feindseligkeit schon viele Reisende geklagt, zeigten sich gegen mich recht freundlich und legten meinen Forschungen nicht das mindeste Hindernis in den Weg. Sie brachten uns im Gegenteil einen Krug voll Lebben, saurer, köstlich schmeckender Milch.

Das Dorf zog sich an dem sanft gen West ansteigenden Hügelrücken hinauf. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, zwischen den ärmlichen Hütten mannigfache Spuren einer glanzvollen Vorzeit zu beobachten. Säulenschäfte, marmorne Piedestale, kunstvoll ausgehauene Gesimsstücke. Gerade oberhalb des Dorfes kamen wir auf eine große, künstlich geebnete Terrasse. Man hatte an ihrem Nordrande Erde aufgeschüttet und mit einer Mauer gestützt, um eine schöne Fläche zu bekommen. Auf diesem Platze pflegen die Leute von Sebastijeh ihr Getreide auszudreschen. Mit Dreschschlitten[1] lassen sie die Rinder so lange auf den Graben herumfahren,[2] bis alles zu kleinem Stroh zerhackt ist. Dann kommen sie mit der Wurfschaufel und sondern durch Werfen gegen den Wind Spreu und Stoppeln von dem Weizen.[3] Einst war die jetzige Dreschtenne vielleicht ein geheiligter Tempelplatz. An ihrem Westsaume starrten 15 verwitterte Kalksäulen ohne Kapitäl und Architrav in die Luft hinaus. Sie bildeten zusammen ein längliches Viereck. Freilich hatte die verheerende und zerstörende Zeit in den ehemaligen Säulenumgang viele Lücken gerissen. Die alles Schmuckes beraubten, traurig dastehenden Säulen gehörten ohne Zweifel zu dem Tempel, von dem Josephus, der vielgenannte jüdische Geschichtsschreiber, erzählt: „Mitten in der Stadt ließ Herodes einen heiligen Raum von anderthalb Stadien frei; und hier führte er einen Tempel zu Ehren

---

[1] Jes. 41, 15. Hiob 41, 21. — [2] 5. Mos. 25, 4. — [3] Hos. 13, 3. — Jes. 30, 24. Matth. 3, 12.

des Augustus auf, welcher wegen seiner Größe und Schönheit berühmt geworden." Südlich von den Säulen überschattete eine dichte Menge von Feigenbäumen mit dem nunmehr vollentwickelten Laube die Hochfläche. Unter ihrem erquickenden Schatten wars eine Lust, mit leichtem Pflug das Erdreich aufzulockern. Mehrere Bauern waren damit noch beschäftigt. Von der baumbewachsenen großen Terrasse aber hob sich der höchste Rücken des Hügels in gerader Linie ab. Derselbe hatte weder Baum noch Strauch. Um so ungehinderter war die Aussicht, die ich da oben genoß. Stolz und frei erhebt sich der Hügel aus dem Thalgrund. Nach Ost nur dacht sich sein Rücken in langen Terrassen sanft ab bis zu geringer Höhe, sonst führt ein sehr steiler Abfall zur Tiefe nieder. In riesigem Kranze umgeben den Hügel höher ansteigende Berge. Nirgends wilde, zerrissene Formen, aber eine sehr lebensvolle Vielgestaltigkeit von Gipfeln und Kuppen, eine ungezählte Reihe von kleinern und größern Thaleinschnitten. Wie ein König steht der Sebastijehhügel [1] in dem mächtigen Bergkessel und die ganze Landschaft trägt durch ihn etwas Erhabenes an sich. Die Thäler, die den Hügel umschließen, prangten in herrlichem Grün. Aber auch weiter an den Höhen hinauf, zumal gen Süd, entfaltete die Natur noch reiches Leben. Dort lagen die Häuser von Nakurah, mitten in einem Wald von Oliven- und Feigenbäumen. Mehr als zehn Dörfer waren in der Runde sichtbar. Am westlichen Horizonte glänzte wiederum als breites Silberband das „Meer der Ferne", [2] das „Ende der Welt." [3]

Mehrere schmale künstlich angelegte Terrassen zogen sich um den steilen West- und Südabhang herum, die oberste nur etwa fünf Meter unter dem höchsten Plateau des Hügels. Aber eine Trümmerspur konnte ich hier nirgends bemerken. Nur einige große Mühlsteine lagen unweit von mir am westlichen Hügelrand. Der Boden, auf dem ich

---

[1] 443 Meter über Meer. — [2] Ps. 65, 6. — [3] 5. Mes. 33, 17, wo angedeutet wird, daß Joseph seine Herrschaft bis ans Meer ausdehne.

stand, war lockere Schutterde, über die der Pflug schon seit langen Tagen hingegangen sein muß. Gänzlich war das stolze Schomeron (wie es ehemals hieß) verschwunden, in dem einst die trotzigen Großen Häuser von Quadern gebaut und die Könige in elfenbeinernen Palästen gewohnt hatten.[1] Es zeugt von echt königlichem und militärischem Blick, daß der tapfere Omri den Herrschersitz von Thirza weg auf diesen Hügel verlegte,[2] der durch Festigkeit wie Schönheit und Reichtum der umgebenden Landschaft jenen Ort weit übertraf. Aber harte Belagerung erzeugte einst in der reichen Stadt solche Hungersnot, daß man einen Eselskopf mit mehr als 200 Franken bezahlte und Mütter in Verzweiflung ihre eigenen Kinder schlachteten.[3] Welche furchtbaren Qualen wird das heimgesuchte Schomeron erst ausgestanden haben, als es drei Jahre lang den assyrischen Heeren trotzte![4] Die innere Rohheit, das Götzentum, sittliche Gebrechen aller Art, an denen Samaria fortwährend krankte und die aller äußerer Glanz nicht verhüllte, zogen ihm den unversöhnlichen Zorn der Propheten zu. Es war diesen eine zweifellose Gewißheit: daß „die stolze Krone der Trunkenen Ephraims“[5] untergehen müsse. In der That, wörtlich hat sich erfüllt, was einer derselben, Micha, geweissagt: „Ich will die Steine Samarias in das Thal schleifen und ihre Grundfesten entblößen“.[6] Es schien ein eigener Fluch auf der einmal durch Götzendienst entweihten Stätte zu ruhen. Ihre ausgezeichnete Lage lockte immer wieder zur Ansiedlung und es waren alle Bedingungen zu schnellem Aufblühn vorhanden. Aber stets wieder kam der vernichtende Schlag. Der Makkabäer Johannes Hyrcanus zerstörte wie den Tempel auf Garizim so auch Samaria von Grund aus. Herodes, der berühmte idumäische Tyrann, welcher die Wichtigkeit des Ortes wohl erkannt hatte, machte mit außerordentlichen Anstrengungen denselben zur gewaltigen Feste. Verwitterte Säulen sind allein noch von all dem Glanze übrig geblieben, mit dem dieser Fürst

---

[1] Jes. 9, 10. Amos 3, 15. Ps. 45, 9. — [2] 1. Kön. 16, 24. — [3] 2. Kön. 6, 25–29. — [4] 2. Kön. 17, 5. — [5] Jes. 28, 1. — [6] Micha 1, 6.

ihn umgeben. Seit vielen Jahrhunderten fristet nun der Ort seine Existenz als ärmliches Fellachendorf. Unter der lachenden Flur liegt für immer eine zwar weh- und thränenvolle, aber große Vergangenheit begraben.

Ich stieg am Südabhang hinunter. Auf einem Vorsprung desselben, hoch ob dem Thalgrund, lagen die Trümmer eines Turmes. Ich mochte etwa zwanzig Schritte abwärts gegangen sein, als ich auf die Hauptterrasse an dieser Seite des Hügels gelangte. Dieselbe führte ebenen Weges bis zum Dorfe hin, einer unserer Fahrstraßen nicht unähnlich. Sie war ohne Zweifel ebenfalls ein Werk des Herodes; denn ihrer ganzen Länge nach standen oder lagen Säulen in regelmäßigen Zwischenräumen, gewiß einst eine prächtige Kolonnade, umschattet von Feigen- und Ölbäumen. Letztere breiteten sich in waldähnlicher Dichtheit am Abhang aus, so vielleicht schon im Altertume. Eine glänzende Schlange, die sich an die Sonne herausgewagt hatte, kroch bei meinem Anblick erschreckt in die Steine zurück. [1]

Während ich den Spuren der alten Königstadt nachging, hatten meine Begleiter Muße genug, sich gehörig auszuruhen. Wie erwünscht war solch eine Gelegenheit für Abdallah, weil er da nach Herzenslust von seinem buntbewegten Leben und von seinem Begleiter aus dem fernen Westen erzählen konnte! Ob es gerade goldene Äpfel in silbernen Schalen gewesen, was er bot, weiß ich nicht; genug daß viele Söhne Samarias mit gekreuzten Beinen um ihn herumsaßen und mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten. Sperlinge flogen über den freien Platz, und Tauben setzten sich ab und zu unter den Männerkreis, um irgend ein Körnchen oder das Stück einer Eierschale aufzupicken. Wie scheu die Schlange, die wir gesehen, wie harmlos zutraulich diese Tauben!

---

[1] Auf meinen weiteren Reisen bekam ich keine Schlangen mehr zu Gesicht, obschon das heilige Land deren eine Menge besitzt. Ich hatte eben in jeder Beziehung eine glückliche Reisezeit gewählt. Die Hitze belästigte mich nicht, und die Zeit war noch nicht da, wo „die Kriechenden der Erde (Schlangen, Skorpionen, Vierzigfüßer) aus ihren Verschlüssen hervorwimmelten", Micha 7, 17.

Kolonnade von Samaria.

Scheu wie die Schlangen sollen die Jünger sein nach der Mahnung ihres Meisters als solche, die keinen Augenblick vergessen, daß sie es mit einer argen feindlichen Welt zu thun haben, harmlos vertrauensvoll wie die Tauben sollen sie sich zeigen auch im fremden Land, als wären sie daheim im Vaterhaus.[1] Ein freundliches Glück auf! (marchaba) riefen uns die Männer Samarias zu, als wir von ihnen Abschied nahmen. Wir zogen am Nordabhang hinunter, der nicht in gleichem Maße stark abfällt, wie der südliche oder westliche. In einem durch sein frisches Grün sehr anmutigen Seitenthälchen uns zur Linken sah ich auch noch eine Reihe von Säulen, je zwei und zwei nahe zusammen, fast als hätten sie gleichfalls einen Tempelgang gebildet. Von der gegenüberliegenden Halde winkte uns das Dorf Burka. Als wir

[1] Die gewöhnliche Übersetzung: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben" trifft den Sinn nicht genau. Matth. 10, 16.

zu ihm hinaufschritten, sahen wir zur Rechten den Boden ganz von niederem Dorn überwuchert, während links die grüne Saat aus schwarzem gereinigtem Erdreich sproßte. Wenn, was nicht selten vorkommt, eine Familie, um von dem Druck der Schulden und Steuern sich frei zu machen, ihr Gut aufgibt, wie bald wird es dann eine Wüste! „Viele Hirten" stellen alsdann sich ein. Ihre Schafe und Ziegen bereiten den edleren Gewächsen ein rasches Ende und treten den Boden fest. Wo noch vor Kurzem üppige Weizenfelder das Auge erquickten, wuchern nun Hauhecheln, Disteln und Tribulus in trostloser Einförmigkeit. So heute, wie zur Zeit der Propheten. [1]

Burka war ein schlichtes Bauerndorf von meist einstöckigen Hütten; aber es lag mitten in einem Ölbaumwald von entzückender Schönheit. Da gab es Stämme von so gewaltigem Umfang, daß sie jedenfalls ihr Alter nach Jahrhunderten zählten. Israel selbst glich einst nach Jeremias einem schönen grünen Ölbaum mit herrlichen Früchten. „Aber bei der Stimme großen Brausens ließ der Herr Feuer auf den Baum herabflammen und zerschmetterte seine Äste!" [2] Nirgends erinnere ich mich, ähnliche Bäume in solcher Menge bei einander gesehen zu haben. Doch zu so vielen Dörfern in Judäa und Samarien ich schon gekommen, überall fand ich das biblische Wort bestätigt: „Du wirst Ölbäume haben in allen deinen Marken." [3] Im Dorfe drin waren einige Weiber eben mit Backen beschäftigt. In breiten Schüsseln [4] kneteten sie den Teig, um ihn hernach zum gemeinsamen Backhäuschen zu tragen (vgl. Seite 262).

Eine halbe Stunde ob Burka überraschte uns eine weite und sehr schöne Aussicht. Rückwärts überschauten wir nochmals die malerischen Höhen und Thäler von Sebastijeh und seiner Umgebung. Westlich waren auf hohem, von Nord nach Süd sich ziehendem Bergkranz

[1] Jer. 12, 13. Jes. 7, 24 f. — [2] Jer. 11, 16. — [3] 5. Mos. 28, 40. — [4] 2. Mos. 12, 34.

mehrere Dörfer zu sehen, am fernen Horizont auch das Mittelmeer. Vorwärts aber schweifte der Blick über eine von mehr oder weniger steilen Höhen fest umschlossene Ebene. Zu unsern Füßen breitete sie als riesiges saftgrünes Weizenfeld sich aus, von Nordosten schimmerte sie uns als hellglänzender Sumpfsee entgegen, in dem von Westen her der steile Felsenhügel Sanur wie ein Vorgebirge hinausragte. Hier oben war alles einsam, unbewohnt und unbebaut; aber wild wuchs viel saftiges Kraut, dem Pferde unsers Chajal eine willkommene Speise.

Sehr steil führte ein schmaler, offenbar von großen Reisegesellschaften niemals betretener Pfad ins Thal hinunter. Welch eine erstaunliche Menge von Öl- und Feigenbäumen an allen Halden ringsum und in der Tiefe des Thales! Munter rieselte ein Bächlein von der Höhe herab. Uns gegenüber auf der andern Thalseite belebte das Dorf Jendakumijeh die waldige Gegend. Einzelne Bauern ackerten noch den Terrassen entlang unter dem Schatten der Bäume. Bald führte eine Wendung des Weges das Dorf Dscheba uns vor Augen. An der steilen Halde stiegen die Häuser terrassenartig hintereinander auf, so daß die Dächer der untern zu Gassen der obern hätten dienen können. Das Dorf lag in einer Bergfalte gut geborgen und kam uns erst zu Gesicht, als wir ganz nahe waren. Wir gingen links an ihm vorüber und erreichten dann den breiten, ebenen Thalgrund. Weizenfelder überdeckten weithin die Fläche, da und dort von einem dunkeln Ackerfeld unterbrochen, das nach Einheimsung der Gerste war umgebrochen worden. Die Saaten standen aber sehr ungleich, die einen dünn, mager, fast dürr, andere voll und üppig. Männer, Weiber und Kinder waren in vielen Äckern mit Ausjäten des Unkrautes beschäftigt; denn die Halme und Ähren waren stark genug entwickelt, um den Lolch, der im Anfang dem Weizen täuschend ähnlich sieht, von diesem unterscheiden zu können.

Sie lasen es zusammen und banden es in Bündel zum Verbrennen. [1]

Der Hügel von Sanur, den wir nunmehr bestiegen, fällt nach den meisten Seiten hin steil ab, so daß die ihn bekrönende Feste nur von Nordwesten her leicht zugänglich ist. Wo die Festungsmauern hart an der Kante schroffer Felswände hinlaufen, bieten sie einen sehr malerischen Anblick. Manche Gelehrte glauben, der Verfasser des Buches Judith habe Sanur im Auge gehabt, als er die feste Stadt Bethulia schilderte. [2] Im Innern Sanurs trafen wir eine auch nach morgenländischen Begriffen außergewöhnliche Unreinlichkeit. Doch der Schech bewohnte ein stattliches Schloß mit weitem Hof. Man führte mich ins Empfangszimmer und reichte mir Kaffee. Viele Neugierige stellten sich ein und nahmen neben mir auf den Teppichen Platz. Als der Schech kam, erhoben sich sofort alle von ihren Sitzen, was man geringeren Leuten gegenüber nicht that. Solche Ehre auf dem öffentlichen Markt- und Gerichtsplatz erfahren zu haben, rühmte sich Hiob in seinem Unglück. [3] Im weitern Verlauf benahmen sich die Samariten samaritanisch unfreundlich gegen uns, [4] da sie uns selbst für unser gutes Geld nicht das Nötige zu einem bescheidenen Mittagsmahl hergeben wollten. So beflissen wir uns denn rasch weiter zu kommen. Wir stiegen in die sumpfige Ebene hinunter und durchwanderten dieselbe am Rande des Sumpfes auf viel betretenem Wege. Während wir frohgemut fürbas zogen, mußten rechtgläubige Muslemin uns zur Linken mühsam das Unkraut aus den Weizenfeldern ausreuten. Was Wunder, daß sie beim Anblick unsers Glückes eine Anwandlung von Ärger empfanden und uns, den Kafirun (Ungläubigen), allerlei böse Namen nachriefen, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen!

---

[1] Matth. 13. 10. Unter dem Unkraut ist nach dem Urtext der Taumellolch (lolium temulentum) zu verstehen, der auf den Feldern des h. Landes häufig sich findet. — [2] Jud. 7, 1. 3. u. s. w. — [3] Hiob 29, 8. — [4] Luk. 9, 52 f.

Nach ungefähr einer Stunde öffnete sich das liebliche Thal von Kabatijeh vor uns. Am Wege sah ich eine Terebinte, die über und über mit Gelübdezeichen, kleinen Kleiderfetzen, behangen war, zum Zeichen, daß sie als heiliger Baum in hohem Ansehen stund (vgl. S. 267). Das ansehnliche Dorf Kabatijeh liegt an der östlichen Berghalde. Große, reichbesetzte Gärten breiteten sich in der Thalebene aus. In großer Menge wuchsen da Feigen- und Granatbäume. Ich bestieg den öden Bergwall westlich von Kabatijeh, um über das malerische Thal und die angrenzende Dothansaue einen Überblick zu bekommen. Meine Begleiter ließ ich unter einem großen Ölbaum warten und ging eiligen Schrittes quer über die Felder, in deren lockerer Dammerde der Fuß einsank. Sobald aber das Steigen begann, trat der nackte Fels zu Tage. Dorngestrüpp und magere Kräuter sproßten da, wo die Regenströme etwas Erde zwischen die rohen Felsabsätze des Abhangs hingeschwemmt. Ich bemerkte hier auffallend viel der schwarzen Tausendfüßler. Den mühevollen Weg lohnte oben auf dem breiten Rücken des Bergwalles eine sehr anmutige Aussicht. Westlich hatte ich die Dothansebene zu meinen Füßen, wo einst die Brüder Josephs ihre Herden geweidet,[1] einen grün und schwarz gestreiften Teppich, von kleinen malerischen Hügeln umsäumt. Ein dichter, zum großen Teil aus uralten, ehrwürdigen Bäumen gebildeter Olivenwald zog sich über die Einsenkung hin, welche den Eintritt vom Kabatijehthal in die Ebene offen läßt. Nördlich erblickte ich die Jesreelsebene und die an sie grenzenden Galiläaberge. Am weiter entlegenen Horizont tauchten die schneeigen Kuppen des Hermon empor. Mit voller Freude überließ ich mich den Eindrücken des mannigfaltigen Landschaftsbildes, das vor meinen Augen entrollt war. Nichts störte mich hier in meiner einsamen Betrachtung. Weiter unten weidete ein Hirtenknabe einige Rinder.

---

[1] 1. Mos. 37, 17.

Es kostete mich einige Mühe, bis ich zwischen den vielen Bäumen im Thal meine Begleiter wiedergefunden. In der Nähe des Dorfes zeigten mir glattrasierte dunkelfarbige Kamele, die in großer Zahl das fette Gras abweideten, und schwarze Zelte, daß auch Beduinen gefunden, es sei hier gut wohnen. Durch einen vielgeschwungenen Engpaß führte uns der Weg zur Grenze des samaritischen Gebirges. An den Abhängen rechts und links wuchsen sehr viel Ginstersträuche, eben jetzt mit gelben Blüten geschmückt. Kaum waren wir von der Paßhöhe eine Viertelstunde abwärts gestiegen, so grüßte uns das Plätschern eines starken Baches, dem zwei Quellen ihre Wasser zusandten. Die Ufer des Baches schmückte ein breiter Kranz saftigen Grüns und in goldnem Abendfrieden graste eine stattliche Rinderherde auf dieser reichgesegneten Aue. Hier wachte die Erinnerung an das alte heilige Hirtenlied in mir auf: „Der Herr ist mein Hirt, ich leide keinen Mangel. Auf Auen des Grüns lagert er mich, zu Wassern der Erquickung leitet er mich.“[1] Vor uns that En-gannim sich auf, „Quelle der Gärten“ einst geheißen, heute Dschenin. Welch freundlichen Anblick bot die ehemalige Levitenstadt[2] mitten in einem Kranz von Gärten, über deren niedere Bäume und Sträucher herrliche Palmen sich erhoben. Mitten durch das reiche Grün schimmerte ein weißes Minaret uns entgegen. Wir nahmen im Chan unser Nachtquartier. Unter der offenen Halle vor dem Eingang saßen zahlreiche Nargilehraucher und einzelne Kaffeetrinker. Hier hatte auch der Chanwirt seinen Kochherd, dessen Feuer er mit Kohlen unterhielt. Auf dem nahen Marktplatz lagen große Haufen von Orangen zum Verkauf, so daß man um wenige Piaster deren einen Korb voll sich verschaffen konnte! Wie erlabten uns diese saftreichen Früchte nach des heißen Tages Last! Nachdem wir dazu noch mit Brot, Eiern und einer Schale dicken Kaffees uns erquickt, streckten wir auf erhöhtem, ebenso unbequemem als hartem

[1] Ps. 23, 1. 2. — [2] Jos. 21, 29.

Lager die müden Glieder aus. Der Schlaf konnte aber auf solcher Ruhestätte nicht recht erquicken.

7. April.

In Dschenin verabschiedete ich den Chajal und setzte allein mit Abdallah meine Wanderung fort. Ich beabsichtigte heute, den Gilboa in seiner ganzen Länge zu durchstreifen, Jesreel und Sunem zu besuchen und wo möglich abends noch in Nazareth einzutreffen. So wandten wir denn „bei der Mutter des Weges", [1] das ist am Scheidewege außerhalb des Dorfes, unsere Schritte ostwärts über die Aue der Söhne Amers, wie die Araber die Ebene Jesreel heißen. Indem wir in dieselbe hinaustraten, kamen wir auf ein Gebiet, in welchem die Beduinen an vielen Stellen ihre Zelte aufgeschlagen. Es würde mich nicht unerwartet getroffen haben, wenn diese ungezähmten Söhne der Wüste uns überfallen und ausgeplündert hätten, zumal wir ganz von der Pilgerstraße abgingen. Ich gestehe, daß mir das Herz etwas lebhafter schlug denn sonst. Im Übrigen war der Marsch in den ersten Morgenstunden überaus erquickend und angenehm. Tausendstimmiger Gesang von Vögeln belebte die weite, herrliche Ebene. Hier schmerzte den Fuß kein verwittertes Gestein wie im Gebirge, sondern leichten Schrittes ging es auf weichem Boden fort. Die ganze majestätische Fläche schien mit einem grünen Kleid bedeckt zu sein. So viele Blumen, die bei uns nur künstlich gezogen werden, wuchsen hier von selbst auf heimatlichem Boden in reicher Fülle: Tulpen, Lilien, Krokus, Zyklamen, Levkoyen, Hyazinthen, Asphodel und Meerzwiebeln. Da und dort bestellten Beduinen oder Fellachen noch den Acker. Selten begegneten wir einem Wandersmann. Mehr als in den abwechslungsvollen Bergen überkam mich hier in der freien Ebene das Gefühl der Einsamkeit. Uns zur Rechten zog sich eine

[1] Ez. 21, 26.

Kette niedriger, sanft aufsteigender Hügel. Die galiläischen Berge links gegenüber strebten weit höher an. Die schwarze Basalterde, welche die ganze Ebene Jesreel überlagert, trug alle Zeichen großer Fruchtbarkeit. Saaten, Unkraut und Blumen, alles zeichnete sich aus durch saftige Farben. Doch, wo der Boden zu kleinen Erhöhungen anschwellte, stellte sich alsbald wieder die Öde ein mit Stein und Dorngestrüpp, Inseln der Wüste in einer reich gesegneten Landschaft. Auf einer solchen Erhöhung, dem ersten Vorhügel des Gilboaberges, zeigte sich das kleine Dorf Betheked (jetzt Bet Kad), düstere Erinnerung weckend. Des gleichen Weges wie wir kamen vor etwa 2700 Jahren 42 Prinzen aus dem Königshause von Jerusalem herangezogen, um ihre Vettern in Jesreel zu besuchen. Während wir aber gradaus nach dem Dorfe Dschelbon wanderten, schlugen jene bei Betheked eine kürzere Richtung nach ihrem Reiseziel ein, nicht ahnend, daß sie alsbald dem Mörder des israelitischen Königshauses, Jehu, in die Hände fallen und eines jähen blutigen Todes sterben würden.[1] Noch war die zweite Stunde seit unserem Aufbruch von Dschenin nicht vollendet, als wir Dschelbon am Südende des Gilboa erreichten. Wie heimelig ist die Lage dieses einsamen Dorfes! Berge und Hügel umgeben es von allen Seiten derart, daß es dem aus der Ferne spähenden Auge sich ganz verbirgt. Die umgebenden Gipfel haben ihre besondern Namen. So nannte man mir den, welcher steil südlich vom Dorfe aufsteigt, el-Abschameh, denjenigen, unter welchem es selbst liegt, Netasch. Alles zusammen gehörte dem einen, vielverzweigten Gilboa an. Das Dörflein machte mir den Eindruck von großer Armut. Wie könnten sich auch schutz- und wehrlose Fellachen so nah bei den räuberischen Beduinen Wohlstand erwerben oder erhalten! Wir setzten nördlich unsern Stab über die Vorberge weiter, dem Fuß des eigentlichen Gebirges entlang. Bebautes Feld wechselte hier in regelloser Ordnung mit der Wildnis ab. Zwanzig Minuten nördlich vom Dorfe stieg

[1] 2. Kön. 10, 12. 14.

ich allein den hohen Abhang zur Rechten hinauf. Derselbe war stellenweise mit dichtem Eichengesträuch bewachsen. Schmetterlinge schwirrten über die unzähligen Blumen, welche auch hier ihre Würzlein in der dünnsten Erdschicht anzuklammern wußten. In einigen Felsenritzen hatte die dürstende Sonne das Regenwasser noch nicht aufzusaugen vermocht. Ich dachte in jenem Augenblick an den ergreifenden Klagepsalm Davids: „Ihr Berge zu Gilboa, es müsse auf euch weder Tau noch Regen fallen, noch Äcker sein, davon Hebeopfer kommen; denn daselbst ist den Helden ihr Schild schmählich hingeworfen worden, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbt mit Öl.“ [1] Wie ein Echo zu diesem Totengesange Davids klingt das Lied eines arabischen Dichters: „Möge weder Tau noch Regen auf die Berge von Umal fallen, wo begraben liegen Männer von den Söhnen Zobaids.“ Droben auf dem breiten Bergrücken entfaltete sich vor mir ein prächtiges Rundbild. Östlich und nordöstlich lag eine grüne Ebene zu meinen Füßen, durch deren Mitte der schilfumsäumte Jordan sich wand. Da und dort waren dunkle Flecke in das Grün des weiten Gefildes eingesprengt, es waren die schwarzen Zelte der Beduinen. Deutlich hob sich der dunkle Basalthügel des alten Bethsean vom lichten Grunde ab. Über Bethseans hohen Thoren hatten einst die hauptlosen Leichen von Saul und Jonathan gehangen den Vögeln zum Raube, bis die braven Bürger von Jabes eines Nachts sie herunterholten. [2] Ein armseliges Dörfchen, schmiegt sich das heutige Bethsean (Beisan) an den Fuß der alten Philisterburg an, während in der römischen Zeit dieser Ort unter dem Namen Scythopolis zu den schönsten und blühendsten Städten des Landes gehörte. Unter mannshohem Grase verbergen sich gegenwärtig die Trümmer des einstigen Theaters. Und wo einst der Erzbischof, von Bischöfen umgeben, die Messe feierte, weiden nun die Schafe und Kamele der „Kedarener“. So geht die Herrlichkeit der Welt vorüber. Den Horizont begrenzten die hochgetürmten Berg-

[1] 2. Sam. 1., 21. — [2] 1. Sam. 31, 9—12.

massen des Gileadgebirges. Westwärts schweifte das Auge über die 10 Stunden lange und 5 Stunden breite Jesreelsfläche. Hoch im Norden glänzten die schneebedeckten Häupter der Hermonkette.

Indem ich den wenig steilen Abhang wieder herunterstieg und quer über ein breites Ackerfeld hinmarschierte, kam ich bald zur Stelle, wo Abdallah auf mich wartete. Nordwestlich zogen wir miteinander weiter und erreichten in kurzer Zeit das auf hohem Ausläufer des Gilboa liegende Dorf Fakuah.[1] Von hier weg begann eine stundenlange, pfadlose Irrfahrt über viele Einsenkungen, Thäler, Querzüge des Gebirges, die damit endete, daß wir, aus einem schönen grünen Wadi heraustretend, das Dorf Der Ghazal vor uns hatten. Der Gilboa ist bei weitem nicht das einförmige Gebirge, als welches er von ferne erscheint, sondern er besitzt im Gegenteil eine sehr mannigfaltige Gliederung. Selten wohl oder vielleicht gar nie hatte bis dahin ein europäischer Reisender die einsamen Thalschluchten durchstreift, die wir diesen Morgen passierten. Vor Ghazal arbeiteten einige Bauern noch an der Bestellung der Sommersaaten. In ledernen Eimern hatten sie Wasser von Hause mit sich genommen. Der freundliche Schech des Dorfes lud uns auf das Dach seiner Hütte zum ländlichen Mittagsmahl. Das Reisen, bloß im Interesse das Land zu sehen, konnte der gute Mann nicht begreifen. „Was wollt Ihr denn?“ sprach er zu mir. „Vor Jahren ist einer aus Deinem Lande gekommen und wieder verschwunden. Nun kommst Du und auch Du gehst wieder. Warum kommt Ihr zu uns? Wir kommen doch auch nicht zu euch.“ Mit welch kindlicher Neugier haben diese Leute so oft mein Fernglas zur Hand genommen und durch dessen große Gläser die Welt ins Kleine geschaut! Über meinen Kompaß konnten sie die Zeichen der Verwunderung nicht unterdrücken, und mit hellem

[1] Ob diesem Dorf liegt die höchste Kuppe des Berges, Schech Barkan genannt, 518 Meter über Meer.

Erstaunen hörten sie mir zu, wenn ich ihnen aus meiner Karte die Namen der umliegenden Ortschaften, Thäler und Berge ablas.

Von Ghazal an machten wir uns den Weg bequem. Wir stiegen nicht wieder ins Gebirge hinauf, sondern zogen über seine niedersten Ausläufer dem Dorfe Zerin zu. Westlich von Ghazal, jenseits einer flachen Thalmulde, kamen wir zu Araneh. Das Dorf besaß einige tiefe Brunnen und kaktusumhegte lange Gartenfelder. Nicht mit der amerikanischen fleischigen Stachelpflanze, wohl aber mit Dornen waren auch die Felder Israels umzäunt, wenn man nicht vorzog, mit Mauern aus trocknen Steinen dieselben zu schützen. [1] Eine gute Stunde aber nördlich von Ghazal trafen wir auf einem heutzutage ganz von Menschen verlassenen Platze einen großen Teich und eine Reihe von Zisternen. Der Teich hatte eine Breite von 37 Schritten. Ein liebliches grünes Thal zieht sich östlich in sanfter Steigung durch den tief eingeschnittenen Abhang zur Höhe des Berges hinauf. Wenn irgendwo, so wäre es hier ein Leichtes gewesen, mit Roß und Wagen einen Flüchtigen bis auf den Bergrücken zu verfolgen. Sehr allmälich verliefen sich hier die letzten Schwellungen des Gebirges. Von weitem zeigte sich der Turm Zerins, des alten Jesreel.

Wir erreichten dieses Dorf auf einem von da an fast ganz ebnen, vielbegangenen Pfade. Unmerklich stieg der Boden gegen das Dorf zu an. Von West oder Südwest her kommend würde man nicht erwarten, daß Zerin auf einem nach Ost schroff abfallenden Hügelrücken liegt. Dieser Rücken, mit dem Gilboa verbunden, setzt sich nördlich noch etwa 20 Minuten fort und senkt sich dort langsam ins Thal. Im Chane waren sehr viele Beduinen versammelt. Ihre wildblitzenden Gesichter erregten mir etwas unheimliche Gefühle. Ein Knabe führte mich auf den Turm, durch dessen Fenster ich eine weite Aussicht genoß. Südlich hatte ich den Nordabhang Gilboa's gegen-

[1] Jes. 5, 5. Sir. 28, 24. (26).

über, auf dessen Gipfel das Dorf Nuris hoch thronte. Durch die Klüfte hinauf, konnte auch hier mit den leichten zweirädrigen Wagen des Altertums die Höhe erreicht werden. Krieger, die mit Wagen in Judäa und Benjamin zurecht kamen, fanden hier keine Schwierigkeit. Nordwärts gewendet erkannte ich über dem breiten Thalgrund am Fuße des Dschebel Dachi das Dörflein Sunem.

Doch die schönste und durch Erinnerung reizendste Aussicht bot sich mir im Osten. Dorthin reichte der Blick zwischen den Bergen durch, dem Lauf des großen Thales folgend, bis fast an den Jordan. Ich weilte ja auf der Stätte, die Ahab einst sich zur zweiten Residenz gewählt. Dort, vielleicht am steilen Abhang des Hügels, lag Naboths Weinberg, dessen Besitz die Königin Isebel durch arge Gewaltthat erkauft hatte.[1] Hier ganz in der Nähe stand wohl das königliche Schloß, auf dessen Turm der spähende Wächter von weitem her jede Gefahr ankündigen konnte. Vom Jordan her zog einst Jehu, der rebellische Hauptmann, herauf, der dem Geschlechte Ahabs grauenvollen Untergang geschworen. Der Wächter aber, welcher auf dem Turme zu Jesreel stand, sah den Haufen des Jehu kommen und meldete Joram, dem Könige: „Ich sehe einen Haufen. Es ist ein Treiben, wie das Treiben Jehus, des Sohnes Nimsi; denn er treibet es, als wenn er unsinnig wäre!" Und als Jehu gen Jesreel fuhr und Jesebel solches hörte, schminkte sie ihr Angesicht, zierte ihr Haupt und sah zum Fenster hinaus. Und als Jehu unter das Thor kam, sprach sie: „Ist es dem Simri wohl ergangen, der seinen Herrn erwürgte?" Und er hob sein Angesicht gegen das Fenster und sprach: „Wer hält es mit mir?" Da sahen zwei oder drei Kämmerer zu ihm hinab. Und er sprach: „Stürzet sie herab!" Und sie stürzten sie herab, daß die Wände und die Pferde mit ihrem Blute bespritzt wurden; und er zertrat sie.[2] Diese Geschichten kamen mir in Jesreel mit einer

[1] 1. Kön. 21, 1—15. — [2] 2. Kön. 9, 17—33.

Lebendigkeit in Erinnerung, als ob sie unter meinen Augen eben vorgefallen wären.

Das jetzige Dorf ist arm und klein und bot außer dem Turme und Chan nichts Sehenswertes dar. Die Hunde[1] fuhren mit wütendem Gebell auf mich los, als ich in den wenigen Gäßchen herumwanderte. Spuren längst zerstörter Gebäude traf ich an mehreren Stellen. Im Thalgrunde gen Osten sah ich am Fuße des Gilboa die Wasser der großen Quelle Dschalud (Goliathsquelle) glänzen.[2] Dort lagerten sich Saul und Jonathan vor der letzten unglücklichen Schlacht,[3] drüben bei Sunem die Philister.[4] Der Kampf entspann sich wohl auf dem Jesreelhügel und die geschlagenen Israeliten suchten Rettung, indem sie durch die Klüfte des Gilboagebirges hinaufflohen.[5] Bei jener Quelle hatte Jahrhunderte früher schon Gideon ein Heer gegen die Feinde von Osten versammelt, die in großen Scharen raubend und verheerend das Land diesseits zu überschwemmen pflegten. Schon waren sie wiederum zwischen den Jesreelhügel und den Dschebel Dachi vorgerückt, als sie in der Nacht der vernichtende Schlag des klugen Helden traf.[6]

Sehr ergötzte es mich von dem kleinen Knaben, der mich begleitete, an diesem von der großen Pilgerstraße weit abgelegenen Ort englische Ausdrücke zu vernehmen. That is very good, pflegte er mich bei dieser oder jener Sache mit ernstem Gesicht zu versichern. Ein geringes Bachschisch machte ihm große Freude. Die Bewohner von Zerin leben in beständiger Fehde mit den Beduinen, die mit Gewalt oder List unaufhörliche Neckereien und Räubereien gegen die armen Leute begehen.

---

[1] 2. Kön. 9, 36. — [2] Schon im Jahr 333 n. Chr. glaubte man, daß in dieser Gegend der Kampf zwischen David und Goliath stattgefunden habe. Der Irrtum rührt ohne Zweifel davon her, daß man frühzeitig Gilead und Goliath miteinander verwechselte. Gilead aber hieß nach Richt. 7, 3 der Teil des Gilboaberges, der die Quelle Gilead überragte. Der Name blieb aber nur an der Quelle haften. — [3] 1. Sam. 29, 1. — [4] 1. Sam. 28, 4. — [5] 1. Sam. 31, 1. — [6] Richt. 7, 1, 22

Nordöstlich unterhalb des Dorfes hatte sich das Regenwasser in einem kleinen kunstlosen Teich gesammelt. Doch den Trinkbedarf holten Weiber und Männer, die einen auf eigener Schulter, die andern mit dem Esel, aus einem im Grunde des Ostthales liegenden Brunnen, an dem uns der Weg vorbeiführte. Die klare Luft täuschte uns über die Entfernung von Sunem. Wir erreichten es erst nach anderthalb Stunden. Der breite Thalgrund hob und senkte sich in sanfter Wellenform, so daß er ab und zu uns den Anblick Sunems verbarg. Das stete Wiederentdecken des ersehnten Ortes machte uns Kurzweil. Ja, als wir schon ganz nahe waren, verbarg es sich nochmals, aber jetzt hinter hohen Kaktushecken und Bäumen. Vor den niedrigen, schlechtgebauten Hütten zeichnete sich der neuhergestellte Chan aus. Einige Männer hielten vor der Thüre rauchend ihren Feierabend.

Da ich bis Sonnenuntergang noch eine Stunde Zeit hatte, beschloß ich, den Dschebel Dachi, an dessen Fuß das Dorf liegt, zu ersteigen. Ich wollte allein gehen, aber das ließen die Dorfleute nicht zu. Sie sagten, außer dem Bereich ihrer Hütten herrsche der Beduinen wegen große Unsicherheit, sie aber seien für mich verantwortlich. So gaben sie mir denn einen bewaffneten Begleiter mit. Dieser vertauschte sein schlechtes Gewehr gegen ein besseres von seinem Nachbar. Wir gingen etwa fünf Minuten lang über die flachen Äcker hinter dem Dorf; dann stiegen wir durch eine Kluft auf vielgewundenem Pfade über Basaltfelsen den Berg hinan. Ein Reiter, den wir auf halber Höhe antrafen, bot mir mit den freundlichsten Geberden mehrmals sein Pferd an. Ich gedenke gern solcher Züge schlichter, aufrichtiger Gutmütigkeit. Oben angekommen, mußten wir noch fast eine Viertelstunde ostwärts gehen, um den höchsten Punkt, der durch ein Weli bezeichnet war, zu erreichen.[1] Prächtig sah ich auf die grünen Ebenen hinunter, die den Berg in Nord und Süd

[1] 515 *m* über Meer.

umgeben. Nördlich gegenüber stieg der Tabor in seiner ganzen Schönheit empor. Westlich von seinem Fuße lag das Dorf Kisal, das biblische Chesulloth,[1] gerade unter mir an der Halde das Dorf Dachi, welches dem ganzen Berge seinen Namen gegeben. Am meisten aber erfreute mich der Anblick von Nazareth mitten im galiläischen Gebirge. Ich winkte ihm einen Gruß zu, da ich es heute nicht mehr erreichen konnte. Es ist von Bergen so sehr umschlossen, daß mir seine Ansicht aus weiterer Ferne nur dies einzige Mal vergönnt war. Der Nordabhang des Dschebel Dachi senkt sich weniger steil ab, als der südliche. Falbes Gras bildet große Weideplätze, unsern magern Bergweiden ähnlich. Die Dämmerung hatte schon ihre dunkeln Schatten über die Thäler geworfen, als ich den Rückweg antrat. Wie beschwerlich war doch meinen müden Füßen das Hinuntersteigen am steilen Abhang, wo das lose Gestein immer unter ihnen wegrutschte.

Abdallah kannte in Sunem einen Gastfreund. Wir nahmen bei diesem unsere Herberge. Seine Wohnung umschloß einen großen Hof, von dem aus eine kleine Treppe in das uns bestimmte Gemach führte. Als Gastfreunde wurden wir mit herzlicher Freundlichkeit bewillkommt, und von der gewöhnlichen orientalischen Zurückhaltung der Frauen bemerkte ich bei diesem Willkomm nichts. Abdallah, der seine Freunde seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, mußte ihnen lange Geschichten erzählen. Die Mutter des Hauses that an ihn viele Fragen der Neugier. Ich legte mich sehr erschöpft auf die Strohmatte nieder. Zwölf Stunden hatten mich heute meine Füße tragen müssen und eine geraume Zeit über wilde, pfadlose Strecken. Schlaf war mir lieber als Essen, obgleich die Hausmutter, den vielgepriesenen Frauen arabischen Stammes gleich, ihr Bestes gethan, uns eine gute Mahlzeit zu bereiten. Sie hatte geröstete Gerste in Wasser aufgekocht, mit Fett aus dem Schwanz des Schafes reichlich gewürzt

[1] Jos. 19, 18.

und die dampfende Schüssel mit weichgesottenen Schaffleischstückchen festlich umkränzt.

Die Freundlichkeit, mit der mich diese Fellachenfamilie behandelte, mußte mich um so mehr daran erinnern, wie nach der Erzählung der Königsbücher der Prophet Elisa in Sunem die Gastfreundschaft einer reichen Bäurin genossen. Bei uns ging es zwar etwas einfacher zu. Wir schliefen nicht, wie der Prophet, im duftigen Obergemach, und hatten weder Tisch noch Stuhl.[1] Aus dem Dörflein Sunem kam einst die schönste Jungfrau des Landes an König Davids Hof,[2] vielleicht dieselbe, die als Sulamith (das ist die von Sulem) im hohen Lied verherrlicht wird.[3] So reichen die Erinnerungen dieses kleinen Ortes Jahrtausende zurück. Kaum indes werden die jetzigen muhammedanischen Bewohner davon eine Ahnung haben. Seit jener altersgrauen Zeit ist der Name von Sunem nie wieder in den Blättern der Geschichte aufgezeichnet worden. Aber so sehr sind hier alle Verhältnisse dieselben geblieben, daß David, Saul und Elisa das Sunem ihrer Tage leicht in dem heutigen wiedererkennen würden.

8. April.

Des folgenden Morgens hieß es: Auf, nach Nazareth! Ein Ruf für mich nicht minder freudig, als der: Auf, nach Jerusalem! Ein Mann zu Pferd geleitete uns eine Strecke weit. Wir zogen zwei Stunden nordwestwärts über die Ebene hin. Uns zur Linken lagen die Ruinen von Fuleh, wo Kleber und Napoleon den 16. April 1799 mit 2100 Mann 25 000 Türken aufs Haupt geschlagen. Napoleon ritt nach der Schlacht ungefähr auf demselben Wege nach Nazareth, den wir jetzt gingen. Nazareth war der nördlichste Punkt, den er in Syrien erreichte. So hallte die große Ebene Jesreel wieder vom Feldgeschrei der Midianiter, der Philister, der Juden und Römer, der Kreuzfahrer und Saracenen, der Franzosen und Türken, ein

[1] 2. Kön. 4, 10. — [2] 1. Kön. 1, 3 f. — [3] Hoh. L. 6, 12.

Tummelplatz des Völkerhasses während mehr als drei Jahrtausenden. Sehr steil ging es an dem Bergabhange hinauf, der nördlich die Ebene umsäumt. Wir kamen in eine öde, einsame Gebirgslandschaft. Da war nichts vom üppigen Grün des Tieflandes zu sehen. Schwellende Bergrücken entzogen uns bald nach allen Seiten die Aussicht in weitere Ferne. Diese Höhen schienen von Natur fast ausschließlich zur Weide für Ziegen und Schafe bestimmt zu sein, doch trafen wir selten eine Herde. Für die zahlreichen Wanderer, die seit Jahrhunderten diesen Weg gehen, gibt es ungefähr eine Stunde nördlich vom Bergsaume einen Brunnen. Als wir an ihm vorübergingen, hatte er Wasser die Fülle. Im späteren Sommer wird er wohl austrocknen.

Wir mochten etwa eine Stunde durch diese wenig anziehende Gegend gewandert sein, als unvermutet ein kleines Thal sich vor unsern Blicken öffnete, von Bergen engumgrenzt, fast wie mit Absicht von ihnen verborgen. Im Nordwesten winkte uns ein freundliches Städtchen entgegen. Terrassenförmig stieg es an der Halde auf, die nach dieser Seite hin das Thal abschließt. Mir zunächst lagen die stattlichen Gebäude eines Klosters, dessen Gärten mit schlanken Cypressen geziert waren. Mehr im Hintergrund des Städtchens zeigte sich ein Minaret. Einzelne Feigenbäume überschatteten die Felder am untern Teil des Abhangs. Weiter hinauf war derselbe unsern Alpen gleich mit Rasen und Felsplatten überkleidet. Das Weli eines moslemischen Heiligen krönte die Höhe der westlichen Halde. Meine Augen sahen Nazareth, die Heimat Jesu Christi. Auf sanftgeneigtem Weg schritten wir dem Städtchen zu. In einer der obern Häuserterrassen stand das Haus des Missionars Zeller. Von ihm und seiner Gattin wurde ich aufs liebevollste aufgenommen. Ihre edle Gastfreundschaft erfüllte mich mit langentbehrtem Heimatgefühl. Wie wohl that mir dies gerade hier, wo der Stifter seligster Heimatfreude dreißig Jahre lang in stillem, trautem Heimatfrieden gelebt hatte.

Nazareth (von Süden).

Das Städtchen als solches bot freilich keine besonderen Reize, war doch der gleiche Schmutz in den Gassen zu sehen, wie anderwärts, lungerten doch auch da die herrenlosen gelben, spitzschnauzigen Hunde herum, begierig die von den Leuten als „unheilig" weggeworfenen Speisereste aufzuschnappen. In einer Gasse waren eben mehrere Häuser im Bau begriffen. Das Fundament gründet jeder sorgfältige Baumeister im Gebirge auf Felsen, auch wenn man deshalb sehr tief graben muß.[1] Wie verhängnisvoll hiezulande flüchtige Bauart werden kann, mußte Nazareth letztes Jahr erfahren, als unter einem furchtbaren Regensturme 25 Häuser zusammenstürzten.[2] Ehe ein neugebautes Haus bezogen wird, bestreicht der Herr desselben die Pfosten der Hausthüre mit dem Blut eines Lammes; denn im ganzen Land ist der Glaube verbreitet, daß, wenn er das nicht thäte, bald einer der Hausbewohner sterben müßte. Einst bestrichen auch die Israeliten die Thürpfosten ihrer Hütten mit Blut, damit der Würgengel der Pest sie und ihre Kinder verschone.[3] Als ich hier bauen sah, mußte ich an jenen Zimmermann[4] denken, der hier einst auch Häuser gebaut, ehe er hinausging, in der Welt des Geistes zum Heil der Menschheit auf Felsengrund sein königliches Haus zu bauen. Einige alte große Mühlsteine lagen am Wege; sonst bemerkte ich nichts von Altertümern. Der ziemlich große Bazar versorgt die zahlreichen umliegenden Ortschaften mit Handelswaren und wird viel besucht. Die Nazarethaner beschäftigen sich großenteils mit Handel. Aber wenn auch die meisten Kaufleute lateinische oder griechische Christen sind, verschmähen sie doch den schändlichsten Wucher nicht. Sie leihen den Bauern Geld aus zu 10 bis 12 Prozent im Monat oder sie geben es ihnen auch unter der Bedingung, daß diese in der Ernte ein gewisses Maß Getreide ihnen abliefern. Gilt jedoch das letztere dannzumal weniger als zur Zeit des Anlehens, so müssen die Bauern das bare Geld zurückerstatten. Gilt es mehr, so behalten die Wucherer den Gewinn für sich. Auf

[1] Luk. 6, 48. — [2] Matth. 7, 26, 27. — [3] 2. Moses 12, 7, 13. — [4] Mark. 6, 3.

diese Weise gerät der arme Fellache immer tiefer in Schulden und muß sich kümmerlich als hartgedrückter Pächter auf seinem ehemaligen Besitztum ernähren. Bisweilen läßt er lieber das Erbe seiner Väter ganz im Stich und zieht unstät herum, wie einst zu Sauls Zeit viele thaten, die in Not und Schulden staken.[1] Von gütigen Schuldherren, die dem bedrängten Knecht die ganze Forderung erlassen, hört man hier nichts, wohl aber von hartherzigen Knechten, die ihren Mitknecht würgen und ihm zuschreien: „bezahle, was du schuldig bist".[2] Der Geist Christi ist nicht an die Scholle geheftet, hier die traurige Schattenseite des sonst so erhebenden Gedankens. Wie einst in den Hauptorten Israels Amtleute und Richter regierten,[3] so ist heute Nazareth als Bezirkshauptort dadurch geehrt, daß ein Kaimakam (Regierungsstatthalter) und ein Kadi (Richter) hier ihres Amtes walten.

Im Thalgrund liegt ein Brunnen, bei dem die Frauen und Jungfrauen Nazareths Wasser holen. Unverschleiert erscheinen die Christinnen, die Schläfe mit einem Wulst von Silbermünzen geschmückt. Anmutig tragen alle die hohen Krüge und manch eine erinnert an Rebekkas freundliche Art. Die Quelle ist unter dem Chor der griechischen Kirche verborgen und wird durch einen gedeckten Kanal zum Brunnen geleitet. Da das Städtchen nur diese einzige Quelle hat, so werden wohl schon Maria und ihre Töchter[4] zu ihr hinabgewandert sein. Die griechische Kirche, von außen ein sehr einfaches Gebäude, sah ich inwendig mit geschmacklosen Verzierungen und häßlichen Ölgemälden überladen. In der Nähe der Kirche breitet sich ein ziemlich großer freier Platz aus. Hieher bringen die Nazarethaner ihre Getreidegarben und lassen ihre Rinder darauf herumlaufen, bis alles zu einem mit Korn gemischten Häckselhaufen geworden ist. Auch des Dreschschlittens bedienen sie sich häufig; denn dessen breite, unten mit scharfen Feuersteinen oder eisernen

[1] 1. Sam. 22, 2. — [2] Matth. 18, 27, 28 — [3] 5. Mos. 16. 18. 31, 28, 25 2. — Bei den Israeliten waren die Hauptorte mit Mauern umgeben, die Dörfer (Chazerim) offen. — [4] Mark. 6, 3.

Schneiden besetzte Kufen zerkleinern Halme und Ähren sehr bald. Schon den Israeliten war der Dreschschlitten wohl bekannt; darum konnte der Prophet das künftige Volk Gottes einem scharfen, neuen, mit Schneiden bewehrten Dreschschlitten vergleichen, der Berge dreschen und zermalmen und Hügel zu Spreu machen werde.[1] Die Dreschzeit dauert gewöhnlich fast zwei Monate lang an. Da während dieser Zeit das Getreide auf offener Tenne liegt, so bezahlen die Nazarethaner den Beduinen einen Tribut, um zum Voraus gegen Plünderung gesichert zu sein. Leicht können wir aber nunmehr das biblische Wort verstehen: „Die Dreschzeit wird reichen bis zur Weinernte".[2]

Drunten im Thale schaut das Auge nur die nächsten umliegenden Berge, doch wenn wir den Abhang hinaufsteigen zu jenem Weli, das die Höhe des Nazarethhügels krönt, welch ein Wechsel der Aussicht! Nach fast allen Seiten reicht der Blick in weiteste Ferne. Dort im Westen der langgestreckte waldige Karmel, seine Westspitze in die Meeresflut tauchend. Vor ihm liegt malerisch wie ein grüner Landsee die schlachtenberühmte Ebene zwischen den Bergen. Östlich der gepriesene Taborkegel, der düstere Dschebel Dachi und Gilboa. Jenseits des Jordan die Berge Gileads, auf deren Grat erst der Himmel sich absenkt. Im Norden breitet sich die saatenreiche Ebene Sebulon anmutig zu den Füßen der nazarethanischen Berge aus. Weiter gen Norden steigen die hohen Gipfel und Ketten Obergaliläas hintereinander empor. Dort im Nordosten die hochgelegene Bergstadt Safed, neben ihr links der mächtige Dschebel Dschermak. Doch als König überragt der Hermon mit seinen schneebedeckten Häuptern die ganze Gebirgswelt. Nordwestwärts lagert sich unfern von uns auf sanftem Hügelrücken das große Sefurijeh, das alte Sepphoris. Über niedere Vorberge schweift das Auge zur schönen Bai von Akko, ohne zwar Akko selbst sehen zu können. Gegen den Horizont dehnt sich das Weltmeer in verschwindende Ferne. Da

[1] Jes. 41, 15. — [2] 3. Mos. 26, 5.

im Städtchen unten, das freundlich dem hier oben weilenden Wanderer zu Füßen liegt, hat Jesus Christus im Kreise seiner Familie die längste Zeit seines Lebens zugebracht. Über die Berge ringsum haben ihn seine Füße oft getragen. In dieser Gegend hat er die meisten jener Natureindrücke empfangen, die sich ihm in so wunderbar schöner Weise zu Sinnbildern des Himmelreiches gestalteten. Er ging wohl manchmal hinauf zu dieser Höhe, die damals ohne Zweifel so still und einsam war wie heutzutage. Nur Hirten kommen etwa einmal mit ihren Herden hinauf. Der Boden ist teilweise mit Dorngestrüpp bewachsen, teilweise aber auch mit Gras. Zahllose Gänseblümchen, die anmutig den Rasen schmückten, erinnerten mich an die heimatlichen Frühlingswiesen. Ein Adler flog nahe an uns vorüber, als ich das erste Mal oben war. Gewiß weilte Jesus oft hier, sinnend und betend, und erfreute sich an der herrlichen Aussicht, die ihm so manch große Erinnerung aus der Geschichte seines Volkes wachrufen mußte. Hier stund ich, wenn irgendwo, auf einem von ihm geheiligten Boden.

Beim Hinaufsteigen bemerkte ich in einem Seitenthälchen fast oben auf der Höhe kahle Feigenbäume, was mich sehr überraschte, da ich in Askalon mehrere Wochen zuvor schon belaubte gesehen. Die mehr oder weniger geschützte und wärmern oder kältern Lüften ausgesetzte Lage bringt auch hier große Unterschiede in der Schnelligkeit der Entwicklung mit sich. Die Nacht durch ertönten die Gassen Nazareths von Hochzeitsjubel. Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind fast noch ganz dieselben wie zu Christi Zeit. Sie dauern mehrere Tage an. Wie damals beginnt die Hauptfreude erst mit Sonnenuntergang. Die sengende Hitze des Tages läßt den vollen Jubel nicht aufkommen. So wartet man denn, bis die Nacht ihre kühlen Schwingen über Stadt und Land ausgebreitet hat. Es kann oft spät werden, bis der Bräutigam mit seinen Freunden das väterliche oder sein eignes Haus verläßt, um die Braut in ihrem Heim abzuholen. Musikanten ziehen voraus, die Freunde beleuchten mit Lampen und Fackeln den Weg. Trompeten-

und Zimbelnklang, Trommelwirbel, Jauchzen in den höchsten Tönen[1] unterbricht die Stille der Nacht. Auf dem Dache des Hauses der Braut harren sie und ihre Freundinnen des Bräutigams und seiner Freundesschar. Vernehmen sie den Lärm des herannahenden Zuges, dann eilen sie ihre Lampen zu rüsten und am Eingang des Hauses den Zug zu empfangen. Alle Begleiterinnen der Braut müssen mit Lampen versehen sein. Die vereinigte Hochzeitsschar kehrt nun mit verdoppeltem Jubelgeschrei zum Hause des Bräutigams zurück. Sobald die letzten Teilnehmer in das Haus eingetreten sind, wird dasselbe geschlossen und kein verspäteter Gast mehr angenommen. Wen erinnerte solche Hochzeitsfeier nicht an das Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen.[2] Wie in alter Zeit muß der Mann sein Weib kaufen. Der niederste Preis ist aber jetzt 400 bis 500 Franken, während man einst bei den Israeliten um 150 eine Frau bekommen konnte.[3] Vornehmere zahlen sechs- bis fünfzehntausend Piaster.[4] Bei den Muhammedanern behält der Vater der Braut diese Summe, bei den Christen kommt sie der Braut selbst zu und bleibt ihr als ein Vermögen, das der Mann nicht antasten darf. Das Weib ist nicht erbfähig und bringt außer Schmuck und Kleidern nichts in die Ehe mit. Reiche Väter aber verabreichen aus Großmut ihren Töchtern ein Heiratsgut, zwar nicht Geld, wohl aber Grundstücke. So that nach der Sage der reiche Hiob. „Er gab seinen Töchtern das Erbe mitten unter ihren Brüdern".[5] Die Erlaubnis der Vielweiberei benutzt der Muhammedaner, so weit es seine Vermögensumstände gestatten, und verfährt dabei oft sehr hart und grausam. Es kommt vor, daß einer das Weib, welches mit ihm alt geworden ist und natürlich im Lauf der Jahre die Schönheit und Fülle des Körpers verloren hat, ins Elend hinausstößt. Er braucht nur zu sagen: „Du bist entlassen" und sie muß aus dem Hause scheiden, auch wenn ihr das Herz darob brechen

---

[1] 1. Makk. 9, 39. — [2] Matth. 25, 1 fg. — [3] Hos. 3, 2. — [4] 4½ Piaster = 1 Franken. — [5] Hiob 42, 15.

würde. Wer die Dörfer des heiligen Landes durchwandert, kann zuweilen das Jammergeschrei solcher verstoßener Frauen hören. Die Frauen der Israeliten besaßen kein besseres Recht. Auch sie konnten vom Manne ohne Gericht und Urteilsspruch fortgeschickt werden, durften aber von sich aus selbst bei der härtesten Behandlung nicht scheiden. Das vom Manne verstoßene Weib war ein den Israeliten nur zu bekanntes Bild tiefsten Jammers.[1] Wohl der Verlassenen, wenn sie noch einen leiblichen Bruder hat, er darf sie nicht im Elend umkommen lassen. Der Vater bot einer Tochter auch nach israelitischem Recht geringeren Schutz; denn er durfte sie als Sklavin verkaufen.[2] Mit welch rührender Treue Brüder und Schwestern in Israel aneinander hingen, das zeigt uns die Geschichte von Moses,[3] von Absalom,[4] das lassen uns die Dichter im Buch Hiob und im Hohen Lied erkennen.[5] Brüdern gelten auch viele der ergreifendsten Totenklagen arabischer Dichterinnen. Häufiger aber geschieht es, daß der Mann das alte Weib zur Sklavin der jüngeren Lebensgefährtin erniedrigt. Bezeichnend ist, was einmal ein alter Mann zu einem Reisenden geäußert: „Ich habe drei Frauen, eine für die rechte, eine für die linke Seite und eine fürs Herz". Wie viel Neid, Eifersucht, Zank und Streit muß sich unter solchen Verhältnissen fast mit Naturnotwendigkeit entwickeln, zumal wenn Kinder von verschiedenen Ehen da sind. Meist übrigens, wie man mir öfters versicherte, verbinden sich die Weiber gegen den Mann und suchen durch List das zu erreichen, was sie rechtlich nicht beanspruchen können. Wie begreiflich hängt die Mutter bei einer nicht einheitlichen Familie doppelt innig an den Kindern ihres Leibes. Freilich an der Geburt eines Mädchens haben Vater und Mutter keine Freude. Es ist heute noch so, wie Muhammed einst klagte:[6] „Wenn einem von euch die Geburt eines Mädchens angekündigt wird, verdunkelt sich sein Angesicht und es ist, als wollte der Ärger ihn erwürgen". Die Mutter weint helle

---

[1] Jes. 62, 4. 54, 6. — [2] 2. Mos. 21, 7. — [3] 2. Mos. 2, 4, 7. — [4] 2. Sam. 13, 20. — [5] Hiob 1, 18. H. L. 8, 8. — [6] Koran, Sure 16.

Thränen und die Nachbarinnen kommen, um der Armen ihr Beileid zu bezeugen. Die Israeliten urteilten gewöhnlich nicht anders. Söhne hießen eine Gabe des Herrn,[1] aber kein einziger Frauenname im alten Testament bezeichnet eine Tochter als Gottesgabe. Ein Mann aus dem Stamme Juda wurde Vater von drei Söhnen. Den ersten nannte er „Gott pflanzt", den zweiten „Gott erhört", den dritten „Gott schenkt Honig". Da bekam er auch eine Tochter. Dieser gab er den Namen Hazlelponi „vorübergehende Verfinsterung".[2] Er hoffte eben noch auf einen vierten Sohn. Neugeborene Mädchen wurden nicht nur von den Arabern, sondern, wie Ezechiel andeutet,[3] auch etwa von Israeliten ausgesetzt. Im ganzen israelitischen Altertum klingt kaum ein Laut der Freude über die Geburt einer Tochter wieder. Mit um so größerem Jubel wurde der neugeborene Sohn begrüßt. „Fürchte dich nicht", sprachen die Frauen zur sterbenden Rahel, „du hast einen Sohn geboren."[4] Die „Sonne am Himmel der Mutter" sind ihre Söhne.[5] Die Mutter war es, die am Hochzeitstage dem Bräutigam den Kranz aufs Haupt drückte,[6] und sie blieb ihr Leben lang in allen ernsten Fragen seine erste Beraterin, selbst wenn der Sohn ein König war.[7] Niemand war um einen Mann so bekümmert wie dessen Mutter[8] und ihr Trost erschien als der allerbeste;[9] darum galt auch der Schmerz einer Mutter um den einzigen Sohn als der denkbar größte.[10] Freudlos dünkte der kinderlosen Frau das Leben, und des Mannes edelste Liebe konnte die tiefe Wunde ihres Herzens nicht heilen.[11] Aber ganz wie in den Tagen der Vorzeit empfinden und denken heute die Frauen des heiligen Landes.

---

[1] Ps. 127, 3. — [2] 1. Chron. 4, 3. — [3] Ez. 16, 5. — [4] 1. Mos. 35, 16, 17. — [5] Jer. 15, 9. — [6] H. L. 3, 11. — [7] 1. Kön. 2, 19, 15, 13. — [8] Rich. 5, 28. — [9] Jes. 66, 13. — [10] Jes. 49, 15. Jer. 6, 26. — [11] 1. Mos. 30, 1. 1. Sam. 1, 7—10.

Ausflug von Nazareth nach dem Karmel und Akko.

7. April.

Da Abdallah in Galiläa nirgends Bescheid wußte, so sah ich mich genötigt, fortan stets noch einen zweiten Begleiter bei mir zu haben. Über die einsame Jesreelsebene hin wäre mir ein bewaffneter Geleitsmann nicht unerwünscht gewesen. Doch der Kaimakam hatte fast all seine Soldaten nach der Stadt Safed schicken müssen, welche die Beduinen von Osten mit einem Überfall bedrohten. Als wir nun allein südwärts zum Städtchen hinauszogen, trafen wir einen protestantischen Bauer, einen ehemaligen Steinhauer, der viel im Lande herumgezogen war. Dem kam unser Antrag recht erwünscht. „Er bestellte alsbald sein Haus, sattelte seinen Esel“ [1] und ritt, den gewaltigen Knotenstock in der Hand, mit uns von dannen. Wir schlugen jetzt einen südwestlichen Pfad ein. Unser neuer Führer hieß Auwad und war ein munterer Bursche. Abdallah zeigte sich glücklich, daß er seine arabische Redseligkeit jetzt auch unterwegs an den Mann bringen konnte. Zwanzig Minuten südwärts von Nazareth sahen wir geborgen in einem kleinen fruchtbaren Thal das Dorf Mughbeia, links vom Wege. Sogar Palmen schmückten die Gärten vor den Hütten. „Grünen wie ein Palmbaum“, [2] sagte man in Israel, um unvergängliche Jugendkraft anzudeuten. Während nämlich die untern Blätter der Palme welken, treiben überwärts neue Blätter. So wächst sie bis zu 20 m Höhe, beständig sich verjüngend. Bald darauf kamen wir selber in ein Thal hinunter, in welchem die Quelle Ain Saffafeh („Quelle der Korbweide“) sprudelte. Wir schritten mehr als eine Stunde durch den Grund desselben fort, bis wir die freie Ebene erreichten. Die südöstliche Halde dieses Thales war mit hohem, buntbelaubtem Gesträuch bewaldet, ähnlich, wie wir es später am Karmel sahen, die nordwestliche zeigte sich öder. Uns

[1] 2. Sam. 17, 23. — [2] Ps. 92, 13.

zu Füßen sproßte üppiges blumenreiches Gras, und in vereinzelten Ackerfeldern grünte die Saat. Wir konnten hier auch den traulichen Frühlingsruf des Kuckucks vernehmen. Nahe am Ausgang des Thals auf dem Hügelrücken links lagerten sich die Hütten des Dorfes Japhia, einst in der Apostelzeit eine feste Burg. Wir schlugen nun eine ganz westliche Richtung ein und erreichten nach einer starken halben Stunde den kleinen Hügel des Chirbet Semunijeh, das alte Simonias. Auf dem Weitermarsche quer durch die Ebene war weit und breit kein Baum zu erspähen, unter dessen Laubdach wir uns über Mittag vor den aus wolkenlosem Himmel niederfallenden Sonnenstrahlen hätten schützen können. So wurde es uns begreiflich, daß der Knabe jener uns bekannten Sunemitin, als er da zu seinem Vater und den Schnittern aufs offene Feld hinausging, vom Sonnenstich getroffen wurde und unter entsetzlichen Kopfschmerzen nach wenigen Stunden sein Leben endete.[1] Der Boden trug überall die Zeichen hoher Fruchtbarkeit. Aber weite Strecken waren von des Menschen Hand ganz vernachlässigt. Fast mitten in der Ebene trafen wir auf einem niedrigen Hügel das sehr armselige Dörflein Dscheda.[2] Als Stammbesitz Sebulons mag es wohl einst bessere Tage gesehen haben. Wir zogen noch eine halbe Stunde weiter und hielten dann bei einem Sumpfe, aus dem uns Froschgequak begrüßte, Mittagsrast. In Fülle wuchsen hier schöne Orchisblumen. Das Sumpfwasser schmeckte uns nicht gut; aber der Esel ließ sichs in dem sehr saftigen Grase wohl sein. Auwad meinte, weiter östlich hätten wir die Ebene wegen tiefer Sumpflachen nicht überschreiten können.

Ungefähr eine Stunde südwestlich vor uns schwellte sich der Boden zu einem von Ost nach West sich verlaufenden wallartigen Hügelzuge an, gleichsam ein Vorwerk zu dem imposanten Wall des Karmel. Wir lenkten unsere Schritte zu diesen Hügeln hin. An

[1] 2. Könige 4, 18 f. — [2] Dscheda ist Jideale Jos. 19, 15.

ihrem sanften Nordabhange breitete sich rechts von unserm Weg ein kleiner Wald niederer Eichbäume aus, recht einladend mit seinem erquickenden Schatten, nachdem wir mehrere Stunden in der baumlosen Ebene hingegangen. Auf der Höhe oben trafen wir ein Dorf, Namens Abrik, das lauter armselige Hütten zählte. Gaba, die von Herodes gegründete Reiterstadt, soll einst hier gelegen haben. Es herrschte große Stille in den Gassen; denn die Bewohner hielten Mittagsruhe. So ruhten die Könige Isboseth und David, wenn der Tag am heißesten war.[1] Nach dem Propheten Jeremias bedeutet es eine sehr schlimme Zeit, wenn selbst am Mittag die Posaune erschallt.[2] Nur die Bienen ließen sich von der drückenden Hitze in ihrem Fleiß nicht stören. Sie summten über die blumigen Wiesen hin und kehrten vollbeladen in ihre Topfwohnungen heim, um unermüdlich alsbald wieder ins Weite zu fliegen. Die Hunde lungerten faul auf den Dächern und nur einer oder zwei mochten sich bei unserer Ankunft mit Bellen bemühen. Ein alter Mann saß unter der Thüre seiner Hütte, der uns auf unsere Bitte einen Trunk Wasser reichen ließ.

Auf steilem mit Malvenkraut und Disteln bewachsenen Abhang stiegen wir zum Kisonbach hinunter. Derselbe durchfließt das schmale Thal, welches den Karmel von den weiter nördlich sich lagernden Hügeln trennt. Dichtes Oleandergebüsch umsäumt das Bett des Baches und folgt dessen anmutig sich windendem Laufe. Die Stelle, die als Furt diente, zeigte sich sehr schlammig. Auwads Esel hatte die größte Mühe, durchzukommen. Ich suchte weiter oben einen Übergang, schwang mich von Stein zu Stein und konnte mich schließlich mit Hülfe des überneigenden Gesträuchs glücklich ans jenseitige Ufer bringen. Das Wasser floß etwa einen Fuß tief in rascher Strömung dahin, stark genug, um Leichen fortzureißen.[3]

---

[1] 2. Sam. 4, 5. 11, 2. — [2] Jer. 20, 16. — [3] Richt. 5, 21.

Das Dorf Abrik oder wie es auch heißt das Dorf des Schechs Barak, welches hinter uns auf dem Hügel lag und der Bach el-Makatta,[1] an dem wir jetzt standen, mußten an jene ruhmreiche Schlacht der Israeliten erinnern, als sie unter Debora und Barak „zu Thaanach am Wasser Megiddo gegen die Könige der Kanaaniter stritten und der Bach Kison, der Bach der Schlachten, die Leichen der Feinde fortriß".[2] Auch den 16. April 1799 wurden die damals hochgehenden Wasser Kisons von Blut gerötet und trieben viele Leichen türkischer Soldaten dem Meere zu. Im heißen Sommer vertrocknet aber der Bach zuweilen vollständig. Die meisten seiner Zuflüsse kommen von den niedern sanft geformten Höhenzügen, die sich südöstlich dem Karmel anschließen. Dort gibt es manche Quelle von so großer Wasserkraft, daß in alter und neuer Zeit es niemals an Mühlen daselbst fehlte. Dem Fuße des Karmel entlang geht von Chaifa her eine Karawanenstraße. Wir sahen große Kamelzüge auf ihr dahinpilgern. In langsam bedächtigem Schritt ging ein Tier hinter dem andern drein. Alle waren aneinander gebunden. Der Leiter jedes Zuges saß vorn auf einem Esel und manch einer rauchte behaglich seine Pfeife. Nichts kann einen anschaulicheren Begriff von dem morgenländischen Phlegma geben als eine solche in unübertroffener Stätigkeit dahinschreitende Karawane.

Wir zogen quer über die Straße hin und stiegen dann den steilen Bergabhang hinauf. Verschiedene Fußpfade führen zur Höhe, da oben und an der Südwestseite des Karmel mehrere Dörfer liegen. Wir schritten anfänglich zwischen Weid- und Ackerland hin. Weiter hinauf war der Berg mit jungem Wald bewachsen. Aus dem dunkel- oder buntbelaubten Gehölz schimmerten einzelne in voller Blütenpracht stehende Bäume und Sträucher sehr malerisch hervor. Wir erfrischten uns an Waldesduft, ohne viel Waldesschatten zu genießen. Ein großer Trümmerhaufe, Chirbet ed-Duweibeh, bedeckte die Kuppe des Berges,

---

[1] Makatta halte ich für eine Erhärtung des alten Namens Megiddo, der auch Makeddo geschrieben wurde. — [2] Richt. 5, 19 f.

die wir zunächst erreichten. Rings um die Ruinen zogen sich mehrere künstlich abgestufte Terrassen. Säulen fanden sich keine vor und die alles zerstörende Zeit hatte die zahllosen Steinquader ihrer ursprünglichen Naturform wieder ganz genähert. Jedenfalls hatten diese Ruinen einst einer festen Burg angehört, die als Bauwerk der spätrömischen Kaiserzeit stolz in weite Lande schaute. Sie erstreckten sich in der Länge von Nord nach Süd. Ost- und westwärts sprangen die Mauern in regelmäßigem Zickzack vor und zurück. Die Abteilungen der Gemächer, von Kammern, Sälen und Gängen waren zum Teil noch sehr gut zu erkennen. Am Nordostende sah ich die Trümmer eines viereckigen Turms. Hier hatte die Burg der stärksten Befestigung bedurft. Die Zisternen, aus denen einst die Burgbewohner ihr Wasser schöpften, waren natürlich alle eingefallen. Ich entdeckte deren drei. Gesträuch und Dornen waren zwischen den längst verlassenen Gemächern aufgewachsen und es herrschte über der ganzen Stätte der Zauber ursprünglicher Waldeinsamkeit. Ein tiefer Sattel trennte mich von der dicht mit Gehölz bewachsenen östlichen Karmelspitze. Lieblich ließ aus dem nahen Gebüsch eine Amsel ihren melodischen Gesang ertönen. Wie ich aber auf eine der Mauern des zerstörten Schlosses hinaufstieg und über das Gehölz hinaussehen konnte, welch herrliche Aussicht erfreute da das Auge! Zu meinen Füßen breitete sich im Osten die majestätische Ebene aus. Jenseits derselben stiegen die Berge Nazareths, der Tabor, der Dschebel Dachi empor. Gewölk lagerte auf dem fernen Gebirg Galiläas. Es mußte dort wenige Augenblicke vorher geregnet haben; denn vor der Wolkenschicht prangte ein Regenbogen, hervorgezaubert vom Sonnenlicht, das hell und klar auf mich herableuchtete. Am entlegenen Horizont hatten einige Spitzen des Libanon die graue Nebelmasse durchbrochen. Nach Süd und Südost entrollte sich die Landschaft Manasses vor meinen Blicken. Die zunächst gegenüberliegenden Hügel, die da und dort ein Dorf krönte, waren bis oben hinauf in freundliches Grün gekleidet. Am meisten fiel das

Dorf Um el-Fahm („Mutter der Kohle") ins Auge, weil es auf einem hohen kraterförmigen Hügel thronte. Im Südwesten ruhte das Auge auf dem Meeresspiegel, der bei den milden Strahlen der Abendsonne wie flüssiges Gold schimmerte. Der Karmelrücken selbst aber, auf dem ich mich befand, wenig gepflegt von menschlichen Händen, prangte fast überall, so weit die Blicke reichen konnten, in malerischem Waldschmuck. Welch ein Abstand dieser wilde „Gottesgarten"[1] zu all den vielen Höhen und Bergen, die ich von Hebron an bis Nazareth gesehen! Hier eine überaus reiche Fülle des Pflanzenwuchses, dort alles öde, Dorngestrüpp, verwitterter Kalkstein oder magere Weide; denn auch die schönsten Berge Samariens waren nur an den Abhängen fruchtbar.

Diese ausgezeichnete Stellung unter den Gebirgen Kanaans kam dem Karmel aber schon in ältester Zeit zu. Er war schon bei den Israeliten ein hochgepriesener Berg, das Sinnbild einer mit Reichtum und Anmut gesegneten Natur. „Die Wüste wird lieblich blühen und frohlocken; denn die Schönheit des Karmel wird ihr gegeben," so ruft der Prophet, indem er mit begeisterten Worten ein Bild paradiesischer Zukunft entwirft.[2] Der mit Kanaans Schönheiten wohlvertraute Dichter des Hohen Liedes weiß doch nicht besser die Geliebte zu preisen, als wenn er sagt: „Dein Haupt auf dir ist wie der Karmel".[3] Solch prächtige Wälder gabs im ganzen Lande nicht wie hier. Darum wenn der Karmel sein Laub abschüttelt, dann steht es schlimm mit Israel nach den Worten des Sehers.[4] In des Sommers Hitze überzieht sich die ganze Landschaft weit und breit mit der falben Farbe des Todes. Dannzumal erhebt sich der Karmel mit seinem unverwelklich grünen Laubschmucke wie eine Insel mitten unter den öden „haarlosen" Gebirgen. Daß der Gipfel des Karmel verdorrt und dessen Schönheit welkt, war dem frommen Israeliten ein Bild für die allerstrengste Heimsuchung Israels durch Jehovah. Ein Berg aber auf

[1] In diesem Sinne kommt das Wort **Karmel** oftmals im a. T. vor, vergl. 2. Kön. 19, 23. Jes. 10, 18. 9. — [2] Jes. 35, 1 f. — [3] Hoh. L. 7, 5. — [4] Jes. 33, 9.

dem so sichtbar Gottes Wohlgefallen ruhte, mußte bei Menschen voll kindlichen Naturgefühls unwillkürlich ein geweihter Ort werden. „Weide du", spricht Micha, „dein Volk mit deinem Stabe, der du einsam thronest in dem Walde, mitten auf dem Berge Karmel".[1] Auf den hohen Waldrücken des Karmel pilgerte einst viel Volk unter dem Schutze von Sebulon und Issaschar: „Opfer der Gerechtigkeit" wurden da oben gefeiert und im Frieden der heiligen Stätte Handel getrieben. Begierig tauschten Israels Söhne die Reichtümer des Meeres und die Glaswaren Phöniziens ein.[2] Elias errichtete hier dem Herrn einen Altar[3] und seinem Nachfolger Elisa war der Karmel ein Lieblingsaufenthalt.[4]

Nachdem ich lange ungestört die Ruinen betrachtet, schlug plötzlich heftiges Hundegebell an mein Ohr. Ich ging ihm nach und sah, daß hier in allergrößter Einsamkeit ein Beduinenstamm seine schwarzen Zelte ausgespannt. Die Herden fanden eben in der Umgegend reichliche Weide. Wäre diesen Leuten die Lust angekommen, mich auszuplündern, hier hätte sich ihnen die günstigste Gelegenheit geboten. Doch ich konnte ruhig weiterziehen, jetzt nordwestlich mich wendend. Zuerst gings bergab, dann über eine niedrere Kuppe hin in ein von allen Seiten umschlossenes prächtiges Waldthal. Im hohen, saftigen Grase hielt unser Freund Langohr eine leckere Abendmahlzeit, während uns wohl das reiche und mannigfaltige Grün des Niederwaldes, aber kein Schatten hochstämmiger Bäume erquickte. Welcher Reisende aber, der von Norden den Karmel sieht, würde hinter der steilen Bergwand ein solch schönes, weites Thal droben auf der Höhe vermuten? Hier konnten sich Tausende vor den Feinden versteckt halten. Es wurde mir hier sehr anschaulich, warum zu Amos[5] und zu Strabos Zeit Bedrängte auf dem Karmel ihren Zufluchtsort suchten. Mitten unter den Waldbäumen trafen wir einen Olivenhain. Auch begegneten wir oft kleinen Haufen zusammengeschichteten Holzes, das zu Kohlen verbrannt wurde.

[1] Micha 7, 14. — [2] 5. Mos. 33, 18, 19. — [3] 1. Kön. 18, 32. — [4] 2. Kön. 4, 25. 2, 25. — [5] Amos 9, 3.

Ein mehr nördlich ansteigender Fußpfad führte uns nach einer halben Stunde aus diesem romantischen Thal heraus und bald wieder in ein neues, kleineres Thal. Vor uns lag auf hoher Bergspitze das Drusendorf Esfijeh. Hier erreicht der Karmel seine größte Höhe.[1] Indem wir aus dem Thälchen aufstiegen, verließ uns der reiche Pflanzenwuchs. Neben den Kalksteinplatten machte das graugrüne Dorngestrüpp seine Herrschaft geltend. Das Dorf zählte viele Hütten und wurde von zwei Schechs regiert. Mit größter Gastfreundlichkeit nahm uns der eine derselben auf. Er führte uns in das saubergeweißte luftige Obergemach und ließ reinliche, schön geflochtene Matten für uns ausbreiten. Da es nach Sonnenuntergang ziemlich kalt geworden war, brachte ein Diener alsobald einen Kohlentopf herein. Ich wärmte meine Hände an der sanften Glut, wie einst König Jojakim zu thun pflegte.[2] In einem reichvergoldeten Becher reichte man mir Wasser. An der Kohlenglut wurde Kaffee bereitet und dann in zierlichen kleinen Schalen herumgeboten. Der Schech drückte sein Bedauern aus, daß wir nicht früher gekommen. Er hätte uns so gerne eine bessere Mahlzeit bereitet, als er uns jetzt bieten könne. Ich war aber noch in keinem Dorfe so splendid bewirtet worden, wie hier. Man brachte uns frischgebackenes Brot, treffliche saure Milch, süße Butter und mehrere Fleischgerichte mit verschiedenen Zuthaten. Ein besonders schmackhaftes Gericht bestund aus Fleisch, das in saurer Milch gekocht war. Offenbar fühlten sich die guten Leute hier oben nicht an das alte Gesetz gebunden: „Nicht sollst du das Fleisch des Böckleins in der Milch seiner Mutter kochen",[3] während eine gesetzesstrenge israelitische Hausfrau es kaum wagen würde, auch nur Butter einer Fleischspeise zuzusetzen. Mit vollem Behagen genoß ich die überaus willige und sichtbar von Herzen kommende Gastfreundschaft dieser muhammedanischen Sektirer. Im Sommer 1860 hatten ihre Brüder die Hände tief in Christenblut getaucht, und jetzt nach 2 1/2 Jahren

[1] 531 m über Meer. — [2] Jer. 36, 22. — [3] 2. Mos. 23, 19.

wurde ich, ein Christ, begleitet von Christen, wie ein Freund und Bruder von ihnen behandelt. Wie erhöhte diese Erwägung das Gefühl freudigster Dankbarkeit in meiner Seele gegen den, der auch der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche! Ein gutes Lager war uns im Obergemach bereitet und gerne streckten wir unsere müden Glieder aus, wohl geborgen uns fühlend, während der kühle Nachtwind über die Berge strich und leise uns das Schlummerlied sang.

10. April.

Als ich am folgenden Morgen die hölzernen Fensterladen unsers Obergemaches öffnete und meinen Blick ins Freie gleiten ließ, entrollte sich vor mir ein ungemein reizendes Landschaftsbild. Gleich einem Silberfaden schlängelte sich der Kison durch die Ebene am Fuße des Berges dem Meere zu, dessen ruhige Fläche in den goldenen und purpurnen Farben des Morgenhimmels glühte. Am sanften Gestade schimmerten aus der Ferne die Mauern von Akko. Hart am Fuße des Karmel, letzterer Stadt gegenüber, lagerte sich das palmenreiche Chaifa. Ueber die dunklen Berge Nordpalästinas schweifte das Auge bis zu den weißen Felszinnen des Libanon und Hermon.

Im Hofe unseres Hauses begann es mittlerweile auch laut zu werden. Hier hatte eine zahlreiche Herde von Kühen, Ochsen, Eseln, Schafen und Ziegen die Nacht zugebracht. Die Knechte schickten sich an, dieselbe für die Weide zu rüsten. Wir konnten uns darum an frisch gemolkener Kuhmilch erlaben. Die Hausmutter bezeigte eine kindliche Freude über ein kleines Geschenk, das ich ihr machte, und echt mütterlich versorgte sie uns noch auf den Weg mit Butter und Brot. Voll Dank schied ich von diesen wackern Gastfreunden. Sie ließen uns noch das Geleit geben eine Strecke weit über das Dorf hinaus.[1]

Auf einsamem Wege schritten wir dahin. Keine Hütte lud uns ein, kein Wanderer kam uns entgegen. Wie ganz anders sah's da

[1] 1. Mos. 18, 16. 33.

Pinus maritima.

oben vor Jahrhunderten aus, als zahlreiche weltmüde Verehrer des Elias in Menge diese Waldeslichtungen durchstreiften. Zwei Stunden lang schritten wir auf der durch kein Thal, keine Spalte unterbrochenen Hochfläche hin, wie auf einem erhabenen Walle. Hohes und niederes Strauchwerk, doch nicht in der Fülle und Üppigkeit, wie ich es gestern gesehen, bedeckte den Boden. Ungefähr eine Stunde westlich von Esfijeh begannen die Pinien sehr zahlreich zu werden, von denen einzelne aus dem strauchartigen Zustande heraus zu ordentlichen Waldbäumen sich entwickelt hatten. Freilich waren ihrer so wenig, daß, mit Jesajas zu reden, ein Knabe sie hätte aufschreiben können.[1] Ein sanfter Wind rauschte in ihren Wipfeln und hielt die Luft lau. Welch liebliche Musik tönte mir aus diesem Rauschen entgegen! Im ganzen Lande hatte ich bis anhin nirgends sehen können, wie „die

[1] Jes. 10, 19.

Bäume im Walde erzittern, wenn sie vom Winde bewegt werden".[1] Kam bisweilen die Luft zur Ruhe, so verspürte ich eine drückende Hitze. Nachdem wir so zwei Stunden lang auf fast ebenem Pfade vorwärts geschritten, begann ein sehr ermüdendes Auf- und Absteigen. Wir mußten uns von nun an durch Dick und Dünn hindurch unsern Weg meist selbst machen, da die betretenen Pfade aufhörten oder nach andern Richtungen führten. Der Kison, Chaifa, Akko und das unendliche Meer öffneten und verbargen sich ab und zu unsern Blicken nach dem zufälligen Spiel der Bodengestaltung des Karmel, und in angenehmster Weise verkürzten die kleinen Ueberraschungen, die sich dadurch ergaben, uns die Zeit. An einem busch- und grasreichen Abhang weidete ein Hirtenmädchen Ziegen und Schafe. Dasselbe hätte in der That mit dem Hirtenmädchen im Hohen Liede auch sagen können: „Ich bin schwarz, ihr Töchter Jerusalems, wie die Zelte der Kedarener und wie die Teppiche Salomos."[2] So rauh, einöd und unwegsam die Gegend war, nirgends trafen wir eine Spur von Hyänen, Tigern, Leoparden, wilden Katzen, welche Art Gewild auf dem Karmel sonst nicht selten sein soll. Nur ein Rudel zierlicher Gazellen jagte einmal nahe an uns vorüber. Ums Jahr 1217, erzählt Thietmar, durchstreiften Löwen und Leoparden, Silber- und Schwarzbären, Wildschweine, Wölfe, Schakale, Gazellen und zahllose Hirsche die Wälder, welche damals wohl noch in reicherer Fülle als heute den Karmel deckten. Wir verlangten übrigens nicht nach Abenteuern mit reißenden Tieren; denn es sahen zwar meine Begleiter, Abdallah mit zwei Gürtelpistolen und Auwad mit einer alten Rollflinte, kriegerisch genug aus; aber es fehlte uns Pulver und Blei, noch mehr der Mut, um allenfalls einen Löwen bei der Mähne zu packen wie einst der junge Hirte aus Bethlehem.[3] Gar nachdenklich trottete Auwads schimmelgrauer Esel seines Weges, als wollte er sagen: „Wenns zum Fliehen kommt, bin ich der erste." Nach West zu wurde

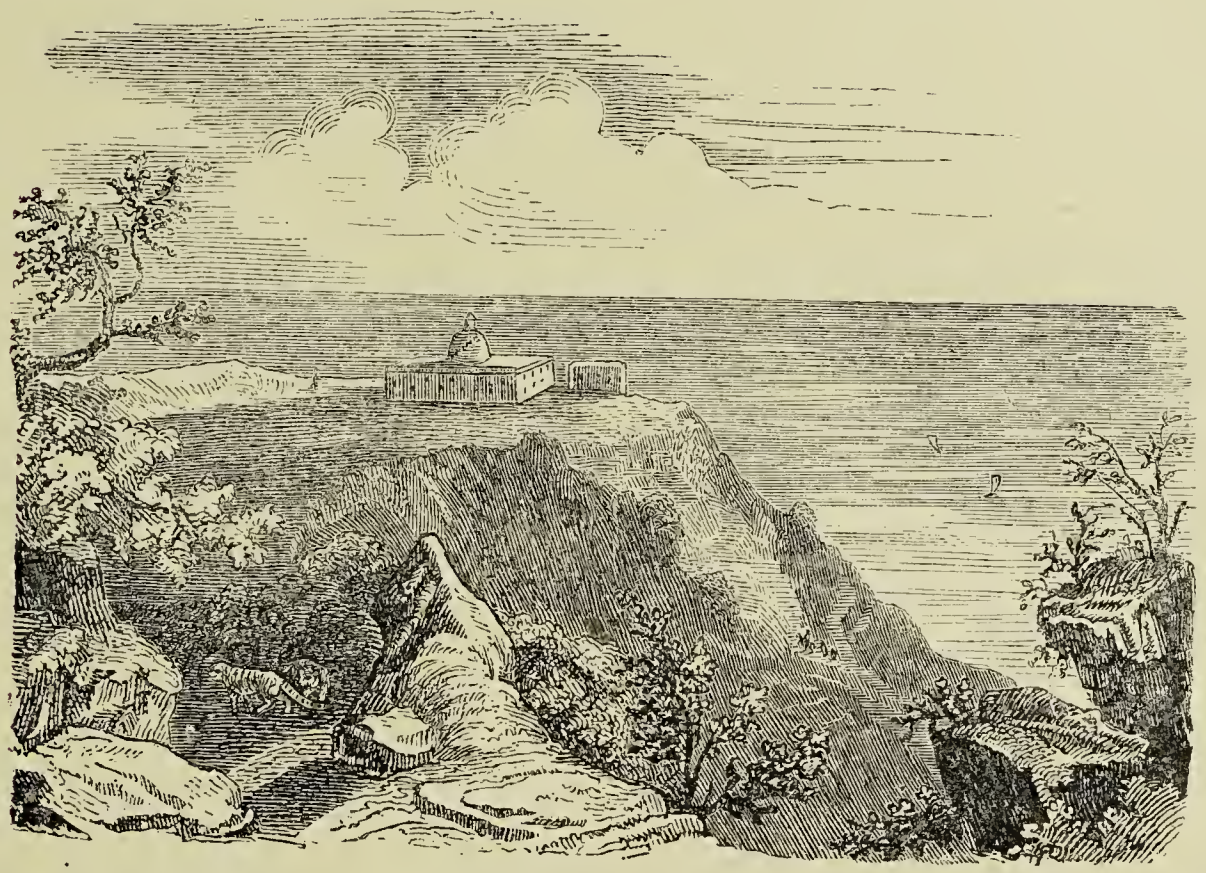
[1] Jes. 7, 2. — [2] Hoh. L. 1, 5. — [3] 1. Sam. 17, 35.

der Karmel zusehends öder. Das waldige Gebüsch hörte auf. Der dürre steinige Boden brachte nur noch allerlei Dorngestrüpp und hochgewachsene, gerade in Blüte stehende Salbei- und Thymianstauden hervor, die weithin einen würzigen Geruch verbreiteten und den Karmel im vollen Maß zu einem „Berge des Wohlgeruchs“[1] machten. Einzelne Schluchten und Halden hatten zwar auch hier den alten Reichtum des Waldwuchses erhalten, während droben auf der Höhe niederes Gestrüpp über Spuren alter Ansiedlungen wucherte. Auch Trümmer stattlicher Bauten waren noch viele erhalten, zum Zeugnis, daß nicht bloß arme Einsiedler, sondern auch reiche Leute einst da oben wohnten, hoch über der Fieberluft der sumpfigen Ebene, im Vollgenuß einer herrlichen Aussicht und erfrischender Meerwinde. Mitten in der Wildnis überraschten uns nicht selten wohlbestellte, saatengrüne Felder. Hier hofften arme Fellachen den Gewinn ihres Fleißes vor türkischer Plünderungssucht schützen zu können. Aus stundenlanger Entfernung vernahmen wir das „lautrauschende“ Meer und konnten auch die leicht beschäumten Brandungswogen scharf erkennen.

Mit Freude sahen wir nach etwa vierstündigem Marsche die hohe Kuppel des Karmeliterklosters an der äußersten Nordspitze des Berges auftauchen. Noch bedurfte es aber zweier Stunden mühevoller Wanderung, ehe wir das Kloster selbst, ein mächtiges, weitläufiges Gebäude, unmittelbar über dem Meeresstrand erbaut, erreichten. Das Gebirge, das bei Esfijeh eine Höhe von 531 Meter erreicht, erhebt sich hier nur noch 169 Meter über den Meeresspiegel. Gleichwohl ragt es wie eine hohe, stolze Warte in die unermeßlich weite Flut hinaus. Niemals hat mir das Meer einen erhabeneren Eindruck gemacht, als da ich es von der Terrasse dieses Klosters aus überschaute. Nach West, Süd und Nord lag es vor mir, eine majestätische Wüste voll feierlicher Einsamkeit, ernst und groß, gleich

[1] Hoh. L. 8, 14.

dem Firmamente, das in ihm wiederstrahlte wie in einem gegossenen Spiegel.[1] Südwärts folgte das Auge dem Laufe der Küste zu den Trümmern Cäsareas, der altberühmten Feste, deren weiße Mauern aus der Entfernung von acht Stunden mit überraschender Deutlichkeit



Vorgebirge Karmel.

uns entgegenschimmerten. Todeseinsam ist nun die „Kaiserstadt" (das bedeutet Cäsarea). Wie ganz anders einst, als Paulus dort im Amtshause zwei Jahre lang gefangen saß.[2]

Der Guardian empfing mich mit der anmutigen Höflichkeit eines Italieners. Das Innere des Klosters entsprach dem stattlichen Äußern. Hohe, luftige, weite Gänge, breite, sanftansteigende Treppen, einfach aber geschmackvoll ausgerüstete Zimmer. Überall große Reinlichkeit. Alles wurde mir bereitwillig gezeigt, Bibliothek, Sakristei

[1] Vgl. Hiob 37, 18, wo der Himmel selbst ein gegossener Spiegel genannt wird. Im Altertum bestanden die Spiegel aus polierten Gußplatten. — [2] Apostelg. 23, 23 u. s. w.

und die reichgeschmückte Kirche, deren mächtige Kuppel wir schon aus weiter Ferne gesehen. Das Kloster war erst vor wenigen Jahren vollständig ausgebaut worden, hauptsächlich durch kräftige Hilfeleistung von Frankreich. Trefflich ließ ich mir die sehr schmackhaft zubereitete, reichliche Mittagsmahlzeit munden. Mich nichts weniger als verwöhnten Pilger überraschte hier abendländischer Luxus in angenehmster Weise. Ein im heiligen Land angesiedelter Deutscher war mein Tischgenosse, ein etwas sonderbarer Heiliger. Die vielerlei schwierigen Fragen, welche sich der geschichtlichen Ortskunde Jerusalems bieten, sind nach seiner Überzeugung durch die Offenbarung einer frommen Jungfrau gelöst worden. Er selber will am Ölberg gegen Bethanien zu den Felsvorsprung entdeckt haben, von dem aus Christus in den Himmel gefahren. Seine Ansichten waren ein seltsames Gemisch von Scharfblick und bodenloser Träumerei. Solcherlei Freunde des h. Landes gibt es freilich nicht wenige.

Wechselvolle Schicksale sind über die Stätte dieses Klosters hingegangen. Hier, wo die Majestät von Himmel und Wasser so mächtig zur Seele spricht, mußten schon in alter Zeit empfängliche Gemüter zur Andacht gestimmt werden. So berichtet der berühmte römische Geschichtsschreiber Tacitus, auf dem Berge Karmel werde ein Gott ohne Bild und Tempel nur durch einen Altar und durch Andacht verehrt. Wir dürfen annehmen, daß dieser Altar hier gestanden, um mit seinem Feuer weit auf das Meer hinauszuleuchten. Weltweise wie Pythagoras, mächtige Herrscher wie der Kaiser Vespasian sollen hier oben gebetet haben. Verfolgte oder weltscheue Christen suchten später in den benachbarten Höhlen Zuflucht. Man hat in letzteren griechische Inschriften entdeckt, die ihrer Form nach zu schließen aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammen. Ähnlich wie in der jüdischen Gebirgswüste thaten sich auch hier über den Berg zerstreute Einsiedler im Laufe des 5. oder 6. Jahrhunderts zu einer Gemein-

schaft zusammen, indem sie für den gemeinsamen Gottesdienst und die gemeinsame Abendmahlzeit sich eine größere Hütte bauten. Wann daraus ein förmliches Kloster geworden, wissen wir nicht mehr zu sagen. Es wird uns nur berichtet, daß im 12. Jahrhundert das Kloster auf dem Karmel in Trümmer gelegen und ums Jahr 1180 von zehn Brüdern unter Führung des Mönches Berthold aus Calabrien notdürftig wieder aufgerichtet worden sei. Ein Menschenalter später bekamen die Klosterbrüder eine eigene Ordensregel durch den Patriarchen Albert in Jerusalem. Manche Stürme gingen seitdem über dieses Kloster hin und die blinde Wut Andersgläubiger drohte ihm wiederholt gänzlichen Untergang. Ein im Jahre 1760 neu und weitläufig aufgeführtes Gebäude lag 1820 schon wieder in Ruinen. Türkische Rachsucht hatte es eben nicht vergessen können, daß hier einst die vor Akko verwundeten Kriegsgefährten Napoleons verpflegt worden waren. Der jetzige Bau verdankt seine Entstehung der bewunderungswürdigen, wahrhaft heldenmütigen Thatkraft eines einzigen Mönches, Namens Johann Baptista aus Frascati. Das prächtige Kloster, das schönste von allen des heiligen Landes, geräumig genug, um vornehme und geringe Pilger in großer Zahl aufnehmen zu können, bleibt ein erhabenes Denkmal edler christlicher Gesinnungstreue. Unterhalb des Klosters steht noch ein anderes Pilgerhaus, das Ibrahim Pascha den Mönchen geschenkt hat, jener despotische, aber von liberalen Ideen angehauchte Statthalter Mehemmed Alis. Östlich und südlich vom Kloster breitete sich ein großer Garten aus. Wie viel saure Mühe mag es gekostet haben, bis derselbe dem dürren, mageren Boden abgerungen war!

Auf sanftabfallendem Wege schritten wir zum Meeresufer hinunter, um in drei Viertelstunden das an den Fuß des Berges angeschmiegte Chaifa zu erreichen. Zwischen dem Karmel und dem Meere zieht sich eine schmale, aber sehr fruchtbare Ebene hin. Die grünen Saaten

waren von uralten Ölbäumen überschattet. Steil erhob sich rechts die Wand des Karmel, während links das Meer zwischen den Bäumen durchschimmerte. Chaifa besitzt eine von West nach Ost gestreckte Hauptgasse. Dieselbe durchschreitend, sah ich in offenen Magazinen gewaltige Haufen von Orangen aufgestapelt. Sie kamen von den Gärten, die südöstlich von der Stadt einen großen Reichtum mannigfaltiger Fruchtbäume zeigten. Konsuln und Konsularagenten vieler christlicher Staaten haben in Chaifa sich festgesetzt. Die östreichischen und französischen Postdampfer erscheinen regelmäßig jeden Monat mehreremale auf der Rhede. Letztere gewährt mehr Schutz als diejenige von Jaffa oder Akko, daher Pilgerscharen oftmals hier anstatt in Jaffa ans Land gesetzt werden müssen (vgl. S. 259). Der Hafen aber, der im 12. Jahrhundert großen Schiffen zum sichern Ankerplatz diente, ist längst versandet. Man kann nicht einmal mehr mit kleinen Booten landen. Mehr als fünfzig Schritte weit muß es sich der Passagier gefallen lassen, auf dem Rücken eines arabischen Packträgers ans Land befördert zu werden, ähnlich wie bei Jaffa.

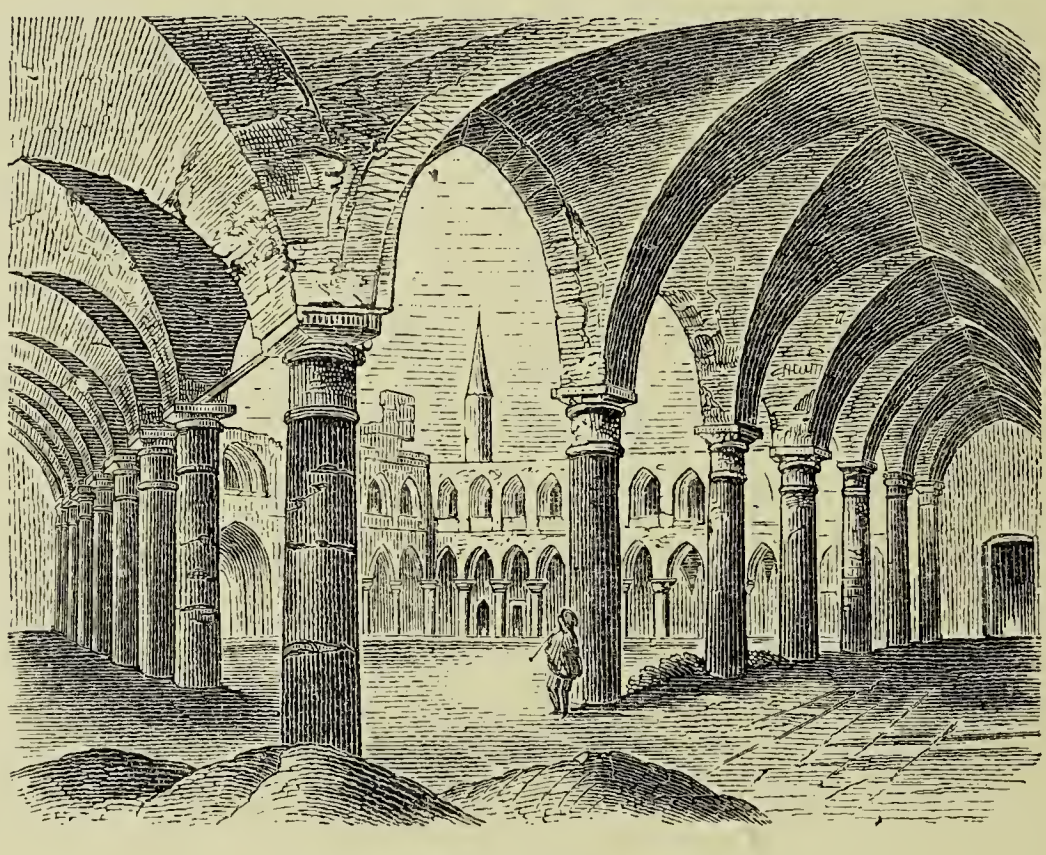
Von Chaifa gingen wir hart dem Meeresstrande nach auf Akko zu. Ein breiter gelber Sandstrich trennte die blaue Flut von der grünen Ebene. Welch anmutiger Spaziergang neben den sanftgekräuselten Wellen, die unaufhörlich ihr flüchtiges Spiel mit dem flachen, sandigen Ufersaume trieben. Ein wunderbar klarer Himmel breitete sich über uns aus. Wir konnten aus einer Entfernung von drei Stunden deutlich die Masten der Schiffe und die Fenster an den Häusern Akkos erkennen. Zahllose Muscheln deckten den Strand, genug, um ein ganzes Heer von Pilgern mit dem einst so beliebten Schmucke zu versehen. Viele tief in den Sand eingerammte Schiffsgerippe ließen erraten, wie furchtbar die nun so anmutvolle einladende See toben kann, wenn sie von den heftigen Westwinden gepeitscht wird. Aber den Sand hat der Allmächtige dem Meere zu seiner Grenze gesetzt, zu einer ewigen Schranke, die es nicht überschreiten kann.

„Und wenn schon seine Wellen ungestüm werden, so vermögen sie doch nichts, und wenn sie schon toben, sie können nicht hindurchbrechen.“ [1] Drei Viertelstunden nordöstlich von Chaifa überschritten wir den Kison, der einen Fuß tief und zwanzig Schritte breit ins Meer ausmündete. Wilde Enten und Tauben sahen wir häufig übers Wasser hinfliegen. Dann und wann begegneten uns eingeborne Fußgänger und Reiter. Wir gingen in behaglichem Spazierschritt unsere Straße. Der Wellenschlag hatte den losen Sand gefestet, so daß es war, als träten wir auf einen weichen Teppich. Unweit von Akko mußten wir nochmals einen Fluß passieren, den Belus, an dem man im Altertum die Purpurschnecke fand und in neuester Zeit ein deutscher Naturforscher sie wieder entdeckt hat. [2] Der Fluß war zwei Fuß tief und breiter als der Kison. Eine halbe Stunde von der Küste schien eine Brücke über denselben gespannt zu sein. Wenn auch Ebbe und Flut nicht solch gewaltige Unterschiede der Meereshöhe verursachen wie bei der Nordsee, sondern nur um etwa einen Meter das Meer sinken und steigen machen, so zieht sich doch bei der Ebbe wegen der Flachheit der Küste das Wasser weit zurück. Welch anmutiges Schauspiel sodann die Wiederkehr der Flut, die zögernd zuerst, darauf rascher und unaufhaltsam wiederkehrt und die alten Grenzen wieder einnimmt! So soll einst nach der Verheißung von Jesajas und Habakuk die Erkenntnis des Herrn die ganze Erde bedecken. [3]

Mittags nach ein Uhr waren wir von Chaifa aufgebrochen. Abends gegen fünf rückten wir in Akko ein. Ein rüstiger Fußgänger würde aber wohl den Weg in drei Stunden zurücklegen. Akko liegt auf einer dreieckigen Landzunge, die nördlich den Meerbusen abschließt. Ein einziges Thor führt vom Lande in die Stadt herein. Nachdem wir wenige Gassen durchschritten, kamen wir zu dem Bazar,

[1] Jer. 5, 22. — [2] Noch heute trägt das Rinnsal, welches die meisten Wasser von den Bergen dem Belus zuführt, den Namen Wadi Halzun, das heißt Wadi der Purpurschnecke. — [3] Hab. 2, 14. Jes. 11, 9.

der mir ziemlich weitläufig und belebt erschien. Wie an andern Orten war derselbe durch Flechtwerk oder steinerne Gewölbe gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Vor der Hauptmoschee breitete sich ein freier offener Platz aus.



Der große Chan in Akko.

Mein Nachtquartier nahm ich im Franziskanerkloster, welches sich an den großen Chan der Stadt anschließt. Eine zweistöckige, terrassenförmig aufgebaute Häuserreihe umgibt einen weiten Hofraum. Der Zugang kann von einem festen Thor verschlossen werden. Mitten im Hofe befindet sich ein tiefer Brunnen, in den Schöpfer und Schöpferinnen fleißig den Eimer hinuntergleiten ließen. Im Kloster wohnten zu der Zeit nur drei Mönche. Sie wiesen einen jungen Burschen an, mich in der Stadt herumzuführen. Nirgends stieß ich auf Kunstaltertümer von größerem Belang. Da und dort in eine Mauer gefügt oder am Wege liegend ein Säulenstumpf, ein Kapitäl. Vielleicht daß die kleine im Spitzbogenstil aufgeführte Kirche der Griechen aus frühern Jahrhunderten stammt. Die Stadt war ringsum von gewaltig dicken, teilweise aber sehr zerfallenen Mauern umgeben.

Türkische Soldaten hielten auf derselben Wacht. Kanonen schweren Kalibers beherrschten, wenn auch nicht in großer Zahl, die Zugänge der Stadt auf der Land- und Seeseite. Meine wiederholten Versuche, auf der Terrasse der Festungsmauern herumzugehen, wurden mit sehr gemessenen Winken zurückgewiesen. Ich mußte mich mit der Aussicht auf dem Dache des Klosters begnügen, die mich indes reichlich entschädigte, denn das Kloster war ein hohes Gebäude, das noch einige Überreste altgotischer Herrlichkeit bewahrt hatte und lag nahe am Meere. Südwärts ruhte die Bai in unvergeßlicher Anmut vor meinen Blicken. In der Ferne Chaifa, das herrlich gelegene Kloster und dann das langgestreckte Gebirge selbst, das wie ein Riesenwall hoch über die Ebene aufstieg. Gen Osten schweifte das Auge über die weite fruchtbare Aue zu den galiläischen Bergen hinauf. Mir zu Füßen die Stadt. Über den zahlreichen Dachterrassen ragten einzelne hohe Kuppeln und schlanke Minarete hervor und verliehen dem Bilde eine malerische Mannigfaltigkeit. Im Wasser draußen stand ein halbzerstörtes, einst festes Bollwerk. Viele ein- und zweimastige Schiffe lagerten sich vor den Mauern. Der ehemalige Hafen ist längst unbrauchbar geworden.

Ich weilte lange oben. Die Sonne senkte sich ins Meer. Wie flüssiges Gold schimmerte die unendliche Fläche und im Anblick dieser Herrlichkeit wurden Träume uralter Dichter in mir lebendig. Wer nach dem fernsten Westen segelt, der fährt, wie die Griechen erzählten, zuletzt in den Himmel hinein, wo die Hesperiden die goldenen Äpfel brechen. Die Sterne zogen auf „nach ihrer Zahl“ [1] und die Gassen füllten sich mit düsteren Schatten. Der Wind, der bei Sonnenuntergang eingelullt war, strich jetzt wieder als kühlender Hauch vom Meere her über die Stadt. Das Feierliche, das jeder hellen ruhigen Nacht innewohnt, wirkte hier doppelt ergreifend auf mich. Über mir un-

[1] Jes. 40, 26.

erreichbare Welten, die in ewig gleicher Pracht von Jahrtausend zu Jahrtausend den Himmel erleuchten, zu meinen Füßen ein Ort, der wie fast kein anderer die Unbeständigkeit alles Menschlichen erfahren. Akko ist eine uralte Stadt, erscheint doch ihr Name schon auf einer Siegesinschrift des Pharao Thutmes III., 1500 v. Chr., und hinwieder auf assyrischen Gedenktafeln. Ja ein persischer Pilger vom Jahr 1047 n. Chr. berichtet, mitten in der Stadt habe es einen Rasenplatz gegeben, den schon Adam angebaut haben soll. Sie war für die in der Belagerungskunst niemals geschickten israelitischen Einwanderer eine unbezwingliche Feste.[1] Die heidnischen Großmächte betrachteten seit den Perserzeiten die trefflich gelegene Stadt mit ihrem gutbefestigten Hafen als wichtigen Stützpunkt ihrer Unternehmungen für oder gegen Ägypten. Einem Herrscher aus dem ägyptischen Königshaus zu Ehren nannten die Griechen dieselbe Ptolemais, unter welchem Namen auch die Chronik der Makkabäer die Stadt oft erwähnt[2] Paulus landete hier, als er zum letztenmal nach Jerusalem hinaufzog und grüßte die Brüder.[3] Ein Bischof residierte in Akko während der römisch-christlichen Zeit. Dem Abendland indes blieb es aufbehalten, die Stadt auf den Höhepunkt ihres Glanzes und Ruhmes zu führen. Nachdem nämlich König Balduin sie im Jahr 1104 mit Hilfe einer genuesischen Flotte erobert hatte, wurde sie für die Kreuzfahrer bald nächst Jerusalem der wichtigste Ort des h. Landes und zuletzt der Sitz des christlichen Königs. In ihren wohlbefestigten Hafen liefen alle Flotten der Pisaner, Genueser, Venetianer ein, beladen mit Kreuzfahrern und friedlichem Pilgervolk, sowie mit Kaufmannsgütern aller Art, so daß der Verkehr hier, wie ein arabischer Pilger vom Jahr 1185 sagt, fast so groß war wie im Hafen von Konstantinopel. Die Franken umgaben die Stadt mit einer doppelten und dreifachen Mauer. Im Jahr 1187 fiel sie samt ihren uner-

[1] Richter 1, 31. — [2] 1. Makk. 5, 15. 10, 1. 39. 11, 22 u. s. w. — [3] Apost. 21, 7.

meßlichen Schätzen Saladin in die Hände. Auf Wiedereroberung Akkos konzentrierten sich die heldenmütigen Anstrengungen der christlichen Heere im dritten großen Kreuzzug. Nach fast zweijähriger Belagerung erlag endlich die Feste den ungestümen Angriffen der Franken und blieb von da gerade hundert Jahre im Besitz der letztern. Aus dieser Zeit wird uns von Akko folgendes glanzvolle Bild entworfen: „Die Könige von Cypern, die Templer, die Fürsten von Antiochia, viele Grafen und Barone von Joppe, Tyrus, Cäsarea und andern Orten hatten hier ihre Paläste aufgeführt. Der höchste Gerichtshof wie der Patriarchensitz war von Jerusalem nach Akko verlegt. Glänzend waren die Anlagen und Bazare der Venetianer, Pisaner und Genueser ausgestattet. Die Quartiere der Kaufleute, Künstler und Handwerker nahmen die Mitte der Stadt ein. Die vielen Straßen trugen meist von den in ihnen zusammenwohnenden Ansiedlern des gleichen Volkes ihren Namen. So traf man dort die Straßen: Pisa, Rom, Genua, Venedig, Florenz, Paris u. s. w. Sie waren breit und geräumig, mit seidenen und buntfarbigen Tüchern gegen die Sonnenstrahlen überspannt. Jede Straßenecke war durch einen Turm mit eiserner Pforte geschützt. Der Hafen konnte mit starken eisernen Ketten gesperrt werden. Alle Waren des Morgen- und Abendlandes standen hier in Vorräten zum Verkauf bereit, alle Sprachen des großen Weltverkehrs wurden hier gesprochen. Luxus jeder Art war eingezogen. Ritterturniere, Lanzenstechen, Pompaufzüge, Spiele, Festivitäten gehörten zur Tagesordnung in Akko, das nur der prachtvollen und gewerbthätigen Colonia (Köln) am Rhein verglichen werden konnte. Wie die Stadt voll Kirchen und Türme, so war der Hafen immer voll Schiffe und Masten. Ihn umgab ein geplatteter Quai, der so breit war, daß die sich auf ihm begegnenden Wagen bequem einander ausweichen konnten. Die sehr großen Wohnhäuser waren von Stein gebaut, mit Glasfenstern versehen, mit Gemälden und Schildereien geschmückt. Auf ihren platten Dächern hatten sie

die schönsten Blumengärten mit kleinen Lusthäusern und Wasserleitungen, die sie in Frische erhielten. Die vielen Paläste der Großen waren ebensoviele Prachtgebäude. Aber zugleich mit dem Reichtum, dem Luxus und der Macht war die bitterste Parteiwut zwischen den Genuesern und Venetianern, wie zwischen den Fürsten und Baronen des Landes dort eingezogen, die zu vielen Zerwürfnissen und blutigen Fehden führten innerhalb und außerhalb der Stadt. Die Einwohner Akkos genossen überhaupt einen schlechten Ruf. Man beschuldigte sie der Untreue gegen die Christen und der Parteilichkeit gegen Saracenen. Das Klima war sehr ungesund und warf durch seine Fieber viele Tausend der christlichen Krieger auf das Krankenlager, auf dem sie häufig ihren Tod fanden." Über die ungesunde Lage der Stadt klagten mir auch die drei Klosterbrüder. Im Mai des Jahres 1291 wurde das schöne Akko von den fanatisierten Truppen des Sultan Aschrab erobert, an den vier Ecken angezündet, niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Jahrhunderte lag es in Trümmern und wurde erst unter der Regierung des Schech Daher (1766—1775) wieder zu einer ansehnlichen Stadt. Im Jahr 1799 konnte sie selbst den Sturmangriffen der von Napoleon geführten Franzosen trotzen. Hier hatte zu dieser Zeit der grausame Wüterich Dschezzar Pascha seine Zwingburg. Was Napoleon nicht gelungen, glückte Ibrahim Pascha. Er nahm 1832 die Stadt mit Sturm und sie wurde wiederum in einen Trümmerhaufen verwandelt. Kaum wieder erstanden, hatte sie 1840 die furchtbare Beschießung der vereinigten englischen, östreichischen und türkischen Flotte auszuhalten. Wahrlich man muß sich verwundern, daß wenigstens einige kleine Baureste aus älterer Zeit sich haben erhalten können. Die Stadt zähle jetzt, berichteten mir die Klosterbrüder, ungefähr 13,000 Einwohner, darunter 100 Maroniten, 150 römische und 500 griechische Christen. Sie erfreue sich gegenwärtig eines weit bedeutenderen Handelsverkehrs als Chaifa. Von Hauran (dem nördlichen Ostjordanland) werden jährlich 200—300 Schiffsladungen Korn hiehergebracht.

11. April.

Von dem lebhaften Verkehr der Stadt mit den östlichen Gegenden wurde ich des folgenden Tages selbst Zeuge. Als wir nämlich am Morgen aufbrachen, sahen wir endlose Kamelzüge in die Stadt hineinkommen, die sich wegen der Überzahl häufig beim Eingang stauten. So wird es einst auch vor den Thoren Jerusalems aussehen, wenn die volle Herrlichkeit des Herrn über der heiligen Stadt aufgegangen ist.[1] Nie hatte ich eine solche Menge von Kamelen, die nach Hunderten zählte, auf einmal beisammen erblickt. Vor der Stadt draußen, nahe bei dem einzigen Landthore, lag ein weitläufiger Totenacker, regellos mit unförmlichen Grabmalen übersät nach muhammedanischer Weise. Auch hier sah ich Weiber bei einzelnen Gräbern weilen. Man kann dem arabischen Volk in der That nicht absprechen, daß es mit vieler Treue an seinen Toten hängt. Die weite Ebene erhebt sich da und dort zu hügeligen Anschwellungen, die uns mehr als einmal hübsche Rückblicke auf das Meer und Akko gewährten. Lange Kamelzüge, die ihre Ware in der Stadt abgeliefert hatten, kehrten heimwärts nach Osten zu. Ein Tier lief hinter dem andern oder auch zwei und zwei nebeneinander. Die Tücher oder Säcke, die der Führer über den Höcker des Kamels legt, näht er mit sehr grobem Faden zusammen, der ihm oft die Stelle von Seilen vertritt. Als Nadel dient ihm ein durchbohrter Stachel eines Stachelschweines. Nekeb heißt in der arabischen wie in der hebräischen Sprache Öffnung, Durchgang. Man redet von einem Nekeb des Berges, das ist einem Bergpaß, und vom Nekeb der Nadel, das ist dem Nadelöhr. Wenn nun ein Kamelführer, an eines seiner Tiere angelehnt, den groben Faden nicht durch das Öhr der vom Nachbar geborgten Nadel bringt, kann er unmutig diesem zurufen: „Eher brächte ich ein Kamel durch dieses Öhr als meinen Faden", um damit anzudeuten,

[1] 1. Jes. 60, 6.

Kamelreiter.

daß er den Faden durchaus nicht durch das Öhr bringen könne. Aus solchen Begebnissen des Alltaglebens erklärt sich, daß die Araber Kamel und Nadelöhr häufig im Sprüchwort als Bild des Unmöglichen verwenden. „Heuchler", rufen sie aus, „finden im Paradies nicht eher Einlaß als ein Kamel durchs Nadelöhr"; oder: „Dieser Unverschämte fordert von den Leuten, daß sie ein Kamel durch ein Nadelöhr führen". Dem Alltagsleben hat auch Jesus Christus sein Gleichniswort entlehnt.[1]

Viele breitgetretene Straßen durchschneiden die einst dem Stamme Asser zugehörige Ebene. Wir schlugen, unsere Reise fortsetzend, einen Weg ein, der nahe am Dorfe Damun vorüberführte. Das Bedürfnis der zahlreichen diesen Küstenstrich durchkreuzenden Handelskarawanen hat eine große Zahl von Brunnen da herum geschaffen. Da es hier nirgends an Grundwasser fehlt, so bedurfte es keiner Sammlung von Regenwasser, sondern man konnte zum Schutze für das Wasser in der kühlen Tiefe den Brunnenschacht mit einem steinernen Gewölbe überdachen, wie wir dies bei einem Brunnen an unserem Wege sahen. Nebenbei hatte man ein quadratförmiges Becken und dazu noch einen langen schmalen Trog gebaut. Wir trafen hier mehrere Wäscherinnen, die mit Mund und Hand so fleißig waren wie ihre wackern Schwestern im Abendland. Sie legten das in warmem Wasser aufgeweichte Waschstück auf einen Stein und klopften es mit kleiner Holzkeule so lange, bis sie fanden, es sei gehörig durchgewalkt.

Der Boden war so wenig als in der Ebene Jesreel vollständig angebaut, obgleich er alle Zeichen der Fruchtbarkeit trug und an das Wort des sterbenden Jakob erinnerte: „Asser, fett ist sein Brot und Königswonne liefert er."[2] Merkwürdigerweise hatte man dafür an andern Stellen selbst den öffentlichen Weg aufgeackert. Wir mußten deshalb eine geraume Zeit mitten über frischgepflügte Äcker hingehen.

[1] Mark. 10, 25. — [2] 1. Mos. 49, 20.

ich sicher ruhe".[1] Ein Fellache macht sich wenig daraus, falsch zu schwören: „So wahr Gott lebt, bei meiner Seele, bei meinem Haupte, beim edeln Heiligtum" (dem Tempel in Jerusalem); aber nimmer wird er vor seinem Ortsheiligen ein falsches Zeugnis ablegen. Meist ist die Kapelle mit ihrer weißgetünchten Kuppel weithin sichtbar; dann errichten die Pilger auf den umliegenden Höhen im Angesichte der Kapelle Haufen loser Steine zu Ehren des Heiligen. So thaten einst auch die Israeliten ihren ländlichen Heiligtümern gegenüber. Aber die ernsten Frommen Israels sahen solchen Brauch nicht gerne; darum verkündet der Spruchdichter: „Wer einen Stein auf solchen Haufen wirft, ist wie der, welcher einem Thoren Ehre erweist.[2]

In der Nähe der Kapelle Abu el-Hedscha tötete ich einen Vierzigfüßler, jenes häßliche, unserer Maulwurfsgrille ähnliche Tier, das mehr als der Scorpion von den Arabern gefürchtet wird; lautet doch ein arabisches Sprüchwort: „Wir hatten in unserer Rechnung die Schlangen und den Scorpion eingerechnet; aber der Vierzigfuß war nicht darin". Seine Füße gräbt es so ins Fleisch ein, daß es dieselben nur wieder losmacht, wenn man langsam mit glühendem Eisen über das ganze Tier hinfährt. Es liebt den Aufenthalt an feuchten Orten und unter verwittertem Gestein. Sein Biß ist nicht tödlich, verursacht aber heftiges Brennen. Auch eine Schildkröte schleppte sich in der Nähe der Kapelle über den Weg.

Jenseits einer kleinen Schlucht lag das Dorf Kaukab vor uns auf der Höhe. Bald waren wir drunten im Grunde; dann aber gings mühevoll den steilen Abhang hinauf. Eine dünne Erdschicht deckte die Felsenmasse des Gebirges und diese trat in Bänken und Platten an sehr vielen Stellen offen zu Tage. Ein Mann mit finsterem Blick saß auf einem Felsstück. Wir konnten nicht erraten, was der hier zu thun hatte. Aber er machte mir ganz das Aussehen

---

[1] Ps. 4, 19. — [2] Sprüchw. 26, 18, von der lateinischen Übersetzung, der Vulgata, richtig gedeutet, von den meisten anderen Übersetzungen nicht.

eines Räubers, der an einsamem Pfade, von Felsen teilweise geborgen, dem wehrlosen Wanderer auflauert. Gegen uns drei wagte er natürlich keinen Angriff. In Kaukab ruhten wir über den Mittag unter einem Feigenbaume und erfreuten uns auf dem hochgelegenen Ort einer weiten Aussicht nach Süd und Südwest. Fern vom großen Weltverkehr lag dieses trauliche Dorf, einst, wie der Geschichtschreiber Eusebius berichtet, die Heimat von Verwandten unseres Herrn. Südostwärts gegenüber erhob sich der gewaltige Kegel des Dschebel Deidebeh. Leider mangelte uns die Zeit, denselben zu besteigen, sonst hätten wir von seiner Höhe aus nordwärts auf den Hügel von Jotapata (heute Dschefat) hinunterschauen und mit eigenen Augen die Stätte betrachten können, die im Jahre 67 n. Chr. mit so großem Heldenmut von den Juden gegen die Römer verteidigt wurde. Nun lag Jotapata eine Stunde fern hinter dem nördlichen Ausläufer des Dschebel Deidebeh uns verborgen.

Nachdem wir uns mit saurer Milch, Brot und Eiern gestärkt, stiegen wir ostwärts in das tiefe enge Thal von Kaukab hinunter. Im Grunde sprudelte eine Quelle. Recht heimelig und malerisch sah es hier aus inmitten steiler Felswände und hohen Gebüsches. An der Ostseite zog sich selbst ein eigentlicher Laubwald von hochgewachsenen Bäumen stundenweit nach Süden hin. Um die Quelle ein Teppich grünen Grases und über dem engen, vielgewundenen Thal der südliche Himmel mit seinem unergründlich tiefen Blau. Wir zogen in den Wald hinauf, der mich mit herrlichem Duft und Schatten erfreute wie in der Heimat. Auf dem Karmel hatte ich nirgends unter so hohen Bäumen wandeln können. Freilich war auch dieser Wald gar nicht breit, so daß wir bald wieder auf schattenlosem Pfad weiter ziehen mußten.

Wie wir auf der Paßhöhe des Dschebel Deidebeh angelangt waren, breitete sich die überaus schöne Ebene el-Battauf zu unsern Füßen aus wie ein lieblicher grüner See, hier von sanften, dort von

steilen Anhöhen umsäumt. Ebene Sebulon heißt man sie, weil sie einst dem Stamme gleichen Namens gehörte. Im Süden erkannten wir das Weli Sain ob Nazareth, etwas herwärts von demselben auf niedrigerem Bergrücken den Turm von Sefurijeh. Das nächste Dorf, das wir in der Ebene trafen, hieß Kefr Menda, den Juden teuer, weil einige ihrer berühmten alten Gesetzeslehrer hier ihr Grab gefunden. Dasselbe besitzt einen tiefen Brunnen. Gleichwohl war das Wasser, welches man uns zu trinken bot, sehr schlecht und trübe, wohl in offenem Teich gesammeltes Regenwasser, indem man die Vorräte des Brunnens für den Sommer sparte. Sonst reicht ein gütiger Gastfreund dem durstigen Pilger Wasser vom „lebendigen Quell".[1] Auf mehreren der plattgedeckten Hütten waren kleine von Ruten und Zweigen geflochtene Obergemächer aufgerichtet. In diesen Laubhütten schlafen die Leute in den schwülen Sommernächten. Zu Nehemias Zeit machten die Juden solche Laubhütten auf den Dächern in der Woche des großen Herbstfestes, das von diesen Hütten seinen Namen trägt.[2]

Wir gingen quer über die gras- und saatenreiche Ebene hin. Schon waren die Gerstenfelder weiß zur Ernte, während der Weizen noch in saftigstem Grün prangte. Keine sorgsam gepflegten Kunststraßen begrenzten das bebaute Feld, sondern nur regellose Karawanenwege. Feigen- und Ölbaumgärten breiteten sich am südlichen Saume der Ebene aus und zogen sich teilweise auch den Abhang des Sefurijehhügels hinan. Esel trugen große Bürden saftigen Grases ins Dorf. Einem dieser schwerbeladenen Lasttiere mußte erst kürzlich ein Ohr abgehauen worden sein, denn noch war die Wunde nicht vernarbt. Auf die Frage, warum der arme Esel so verstümmelt worden, berichtete mir Auwad, es habe hier zu Lande jeder Bauer das Recht, einem fremden Esel, der in seinen Acker eingedrungen sei, ein Ohr abzuhauen. Aber Viehdiebstahl ist gerade so streng verboten wie bei den Israeliten,

[1] Offb. 21, 6. — [2] Neh. 8, 16.

indem der Dieb eines Schafes oder einer Ziege vierfachen, der Dieb eines Ochsen oder Esels fünffachen Ersatz leisten muß.[1] Am sanftgeneigten West- und Südabhang eines niedrigen Hügels lagerte sich das wohlhabende Dorf Sefurijeh. Dicht umkreist von schmutzigen Hütten ragten auf der Abendseite die Ruinen einer dreischiffigen gotischen Kirche empor. Von allen drei Schiffen waren noch schöne Spitzbogengewölbe vorhanden, mit zierlichen Halbsäulen an den Pfeilern geschmückt. Auf dem höchsten Punkte des Hügels stand ein halbzerfallenes Schloß, auf dessen Dach ich eine ziemlich weite Aussicht genoß. Dort im Norden lag Kefr Menda, etwas mehr nach Ost Chirbet Kana el-Dschelil, jenes Dorf, dem eine ländliche Hochzeit, geweiht durch die Teilnahme Jesu Christi, so große Berühmtheit in der christlichen Sage gegeben.[2] Im Südosten das Weli von Nazareth und in nächster Nähe die Hütten und Häuser Sefurijehs selber. Zur Zeit des Josephus war Sefurijeh oder, wie es damals hieß, Sepphoris die größte Stadt Galiläas, die auch bis ins vierte Jahrhundert nach Christo ein Hauptsitz des jüdischen Volkes blieb. Dasselbe hatte hier viele Synagogen errichtet und nach der Zerstörung Jerusalems befand sich eine Zeit lang zu Sepphoris der Sanhedrin, der hohe jüdische Rat. In der christlichen Überlieferung ist Sepphoris zu dem Ort geworden, wo Maria, die Mutter Jesu, ihre Jugendjahre verlebte. Die Terrasse, auf der einst die Zitadelle gestanden, war mit dichtem Gras bewachsen. Ich bemerkte hier eine ungemein große in den Fels gehauene Zisterne, deren Felsdecke auf einen mächtigen rohen Pfeiler sich stützte. Einzelne Häuser, aus behauenen Steinen aufgeführt, mit Fenstern und Obergemach und weitem Hofraum, hatten ein ganz stattliches Aussehen. Auf vielen Dächern betrieb man Bienenzucht, indem man die kleinen Völker in übereinander geschichteten Töpfen beherbergte.

---

[1] 2. Mos. 22, 2. 2. Sam. 12, 6. — [2] Joh. 2, 1—11.

In dem flachen, fruchtbaren Thale südlich vom Dorfe waren die Zelte einiger abendländischer Reisenden aufgespannt. Wir zogen quer über das Thal hin, langsam die folgende Berghalde hinauf, indem wir der schönen breiten Straße nach Ain Sefurijeh folgten. Ich verwunderte mich, hier einen an heimatliche Landstraßen erinnernden Weg zu finden. Streckenweit freilich war derselbe so rauh und felsig, daß er mit Wagen nicht hätte befahren werden können. Wir begegneten ganzen Scharen von Wasser holenden Männern und Weibern. Wie geplagt waren darunter einzelne Mütter! Auf der einen Schulter trugen sie den hohen Wasserkrug, auf der andern saß ein Kind, das gelegentlich nach dem Kopf der Mutter griff, um sich im Gleichgewicht zu stärken. Fröhlich und hochgemut blickte der kleine Reiter in die Welt, kann er nun doch frei mit den Füßen strappeln. Anders war es früher, denn in der ersten Lebenszeit werden die Kinder hier zu Lande mit straffem Wickel umwunden, daß sie weder Arme noch Beine rühren können und steif daliegen müssen, wie ein Stücklein Holz, auch wenn ihnen die Fliegen das Blut von den Lippen saugen. Es wurde im alten Israel nicht anders gehalten. Man muß diese steif eingewickelten und daneben die auch nicht von der leichtesten Kleiderfessel gehemmten Kinder gesehen haben, um den prophetischen Ausdruck zu begreifen, daß Gottes Gericht auch die eingeschlossenen und die freigelassenen Kinder der Könige nicht verschonen werde.[1] Nach drei Viertelstunden erreichten wir Ain Sefurijeh, einen herrlichen Bach, der in einer Breite von sechs bis acht Schritten fast einen Fuß tief dahinströmte. Das Wasser quillt am südlichen Abhang eines weiten offenen Thales hervor und fließt klar über kiesigen Grund zum Bachbett des Thales. An dieser Quelle hatte sich kurz vor der verhängnisvollen Schlacht von Hattin das Heer der Kreuzfahrer gelagert im Jahre 1187, voll Übermut des Sieges sich gewiß glaubend. Wenige Tage

[1] 1. Kön. 14, 10. 21, 21. 2. Kön. 9, 8. In den gewöhnlichen Übersetzungen ist der Ausdruck unverständlich.

später lagerte der Held Saladin mit seinen sieggekrönten Saracenenscharen am selben Wasser, nachdem er der Herrschaft des Kreuzes den Todesstoß gegeben.

Wir stiegen in südöstlicher Richtung über ein sanftgeformtes und ziemlich ödes Hügelland zu den Höhen von Nazareth hinauf. Erst der tief eingeschnittene Wadi unmittelbar vor Nazareth zeigte ein freundliches, fruchtbares Aussehen und von dort an begrenzten Reben- und Feigenbaumpflanzungen selbst über den Bergrücken unsern Weg bis in die Nähe des Städtchens. Die Sonne war schon untergegangen und die Glut des Abendrots leuchtete am westlichen Horizont, als wir zum zweitenmal in die Heimat unsers Herrn einzogen.

12. April.

Ich blieb den folgenden Tag noch in Nazareth. Zu gleicher Zeit mit mir hatten sich andere europäische Reisende, namentlich Franzosen, in großer Zahl eingefunden. Mit ihren Zelten war die kleine Ebene vor der griechischen Kirche übersät. Die Menge der Reit- und Lasttiere weidete oben auf dem Berge. Der Himmel hatte sich heut mit Gewölk überzogen, und es fielen einzelne Regenschauer. Noch einmal stieg ich zum Nebi Sain hinauf; doch jetzt verbargen die Wolken fast alle Aussicht auf die fernen Berge. Die Halde, an welcher das Städtchen terrassenförmig aufsteigt, bildet innerhalb desselben an einzelnen Stellen sechs bis neun Meter hohe, bald mehr bald weniger steile Felsabsätze. Das weiche Gestein hatte einst noch weit schroffere Formen gehabt, die aber im Sturm der Zeit zerfallen wie Menschenwerk. Dieser Zerfall geht unaufhaltsam vorwärts, was jedem aufmerksamen Beobachter alsobald vor Augen tritt. Im obern Teil des Städtchens ziehen sich neben den Häusern kaktusumhegte Gärten auf den Terrassen hin. Wie in Süd- und Mittelpalästina zeigt das Kalkgestein auch hier seinen Klüfte- und Höhenbildung liebenden Charakter. In einer ziemlich großen Grotte mit weitem, hohem Ein-

gang hatte eine arme Strohflechterfamilie ihr Obdach gefunden, das sie freilich nur sehr kümmerlich vor Kälte und Nässe schützte. In der Nacht regnete es noch mehreremal. Wie angenehm war das sanfte Rauschen des Regens dem Pilgrim zu hören, der unter so viel besserm Dach als jene Strohflechter geborgen war!

Von Nazareth über Tiberias nach Safed.

13. April.

Am Morgen sah der Himmel nicht mehr regnerisch aus, so daß ich meine Reise wohlgemut fortsetzen konnte. Der Weg führte an dem viel besuchten, fließenden Brunnen im Thalgrunde vorüber, dann die östlichen Hügel hinan. Zwei Stunden lang ging es über eine in sanften Linien gezeichnete Hügellandschaft hin. Der Boden war fast überall mit dichtem, wenn auch nicht frisch grünendem Rasen bewachsen. Immer imposanter aber erhob sich die Riesenpyramide des Tabor vor unsern Augen. Wir waren noch mehr als eine halbe Stunde vom Fuße dieses Berges entfernt, als zahlreiche Eichbäume mit kurzem, knorrigem Stamm, aber herrlich schöner Krone die Wiesen zu schmücken begannen. Ein kleines Thal scheidet von Nord nach Süd laufend den Tabor von den niedrigern Hügeln im West. Nahe bei der Ausmündung dieses Wadi in den Nordostarm der Jesreelsebene liegt das Dorf Deburijeh, das biblische Dabrath.[1] Wir ließen es rechts liegen und zogen zu dem niedern Bergsattel hinauf, welcher den Tabor mit den nördlichen Höhen verbindet. Auf diesem breiten und flachen Landrücken wuchsen die Eichbäume in besonderer Fülle, so daß die ganze Landschaft dadurch ein sehr freundliches Aussehen gewann. Steil erhob sich der mit jungem Laubholz dünn bewaldete Nordabhang

[1] Jos. 19, 12. 21, 28. 1. Chron. 6, 72.

NORD-PALAESTINA

Mittelländisches Meer

TYRUS
Sur

Libanon Gebirg

Litani

Hermon Geb.

Achsaph
Ksaf

Abel

Caesarea
Banias

Dans Lais
Tell el-Kadi

Kana

Jehudie

Tibnin

Sogane

GALILÄA

Hamon

Kozah

Hosa

Ummah

Imme

Beth Anath
Ainatha

Kedes

Aphek
Tell el Fakie

Rama

Hazor
Khareibe

See Samachonitis

Jireon
Jarun

Achzib
es-Sib

Abdon

Giscala

Dschebel Dschermak
1202 m

Safed

Jordan

Beth Emek
Amka

Helkath
Jerka

Asamon Geb.

Rama
Rame

Akko
Akka

PTOLEMAIS

Gabara
Kabra

Chorazin

Bethsaida
Julias

Belus

Hukkok
Jakuk

Capernum

Kabul
Chabulon

Sogane
Sakhnin

Dalmanutha

Tarichea

Magdala
Medschdel

Jotapata Dschefat
Kana

Eb. Sebulon

Kaukab

Hamath

Gergesa
Kersa

Hepha
Haifa

Karmel Geb.

Uschu
Huscheh

Madon

Tiberias

Aphek
Fik

Kison

Seburie

Hippos
Susitha

Sepphoris
Diocaesarea

Sinnabris

Nazareth
Nasira

Tabor
562 m

552 m

Jokneam
Kamon

Gabatha
Dschebata

Chesuloth
Iksal

Ulama
Aulam

Mkes
Gadara

Maasstab 1:600000

0 5 10 15 20 Kil.

..... Die punktierte Linie zeigt die Reiseroute des Verfassers

ORELL FÜSSLI, ZÜRICH

Tabor vom Westen aus gesehen.

des Tabor vor uns. Doch der in vielem Zickzack zur Höhe führende Fußweg machte das Steigen wenig beschwerlich. Auwad, den wir bis nach Sidon zu unserm Führer genommen hatten, blieb bis oben fast immer auf seinem Esel sitzen. Gemächlichen Schrittes gingen wir bergan und erreichten so in einer Stunde die Taborhöhe. Stellenweis war der Berg zu den Seiten unsers Weges ganz kahl. Der sehr steile Westabhang zeigte sich aber noch viel öder als der nördliche, indem statt Gesträuch Christusdorn und verwittertes Gestein fast durchweg den Boden dort bedeckten.

Der Rücken des Berges bildet eine längliche, von allen Seiten nach der Mitte zu sich ein wenig senkende Hochfläche, die in einer halben Stunde umgangen werden kann. Als wir oben anlangten,

begann es sanft und dann immer stärker zu regnen. Um so erfreulicher war uns daher der Anblick einer erst kürzlich erbauten griechischen Kirche, die, ein freundliches, einfaches Gotteshaus, am Nordostrande des flachen Bergrückens sich erhob. Dorthin richteten wir unsere Schritte. In den etwas finstern und schmutzigen Hütten, die an der Nordseite der Kirche sich anschlossen, trafen wir zwei Mönche. Einer von ihnen that mir bereitwillig der kleinen Tempel auf. Ich freute mich, daß der letztere auch im Innern sehr einfach, aber freundlich geschmückt und von den in griechischen Kirchen besonders häßlichen Überladungen frei gehalten war. Einiger Ölgemälde, in der gewohnten steifen Manier gemalt, hatte man zwar natürlich nicht entraten können. Die Kirche mochte etwa neun Meter hoch sein, war platt bedeckt und besaß sogar einen kleinen Turm mit Vesperglocke.

Als der Regen aufgehört, gingen Abdallah und ich nach dem südöstlichen Bergrande hin. Zunächst bei der Kirche breiteten sich umfangreiche, gerade in schönstem Grün prangende Weizenfelder aus. Das kleine Hochland bot ein eigentümliches Gemisch von Wildnis und Kultur dar. Hier wohlbestellte Saaten, dort blumenreicher, dichter Rasen zur Weide, weiterhin Dorngestrüpp, Steinhaufen längst verwitterter Ruinen und hohes Gebüsch in mannigfacher Form und Farbe der Blätter. Die größte und am besten erhaltene Ruinenmasse trafen wir an der Südostecke der Hochebene. Hier stand in alten Zeiten ein festes Bollwerk. Noch lagen teilweis die großen, fugenrändrigen Quader 4—6 m hoch fest übereinander. Gen Ost, wo der Abhang nicht steil genug sich absenkt, hatte man die festen Mauern noch mit einem Graben bewehrt. Auf der Höhe dieser Ruinen gewann ich den freiesten Standpunkt, um das vielgepriesene Taborpanorama zu betrachten. Südlich hatte ich den Arm der Jesreelsebene zu meinen Füßen, der vom Dschebel Dachi begrenzt wird. In voller Nacktheit erhob sich dieser Berg mir gerade gegenüber. Dort, nahe seinem Nordabhange, liegt Endor, jenes durch das tragische Schicksal Sauls so berühmt

gewordene Dorf[1] und hier am Abhang des Dachi selbst Nain, einer der wenigen mit Namen genannten Flecken Galiläas von den vielen, die Jesus Christus belehrend und heilend durchzogen.[2] Nach Osten zu schweifte das Auge über eine weite, wellige, selten von bedeutenderen Höhen unterbrochenen Ebene bis zu den Bergen, welche den Genezarethsee umsäumen. Den See selbst konnte ich nicht sehen, er lag in der Tiefe verborgen. Im Norden ragte der stolze Dschermak empor, westlich von der deutlich sichtbaren Bergstadt Safed. Den Blick westwärts wendend, erkannte ich das Weli oberhalb Nazareth und, über die lange, große Ebene hingleitend, ruhte das Auge auf dem Riesenwalle des Karmel. Aber das Meer, das dem Landschaftsbild einen so unersetzlichen Zauber gibt, war nur wenig sichtbar. Die Aussicht auf dem Berge von Nazareth schien mir reicher und malerischer gewesen zu sein, obgleich derselbe nur 488 m über Meer liegt, während der Tabor 562 m.

Es wehte ein kühler, starker Wind, als ich dort auf den Ruinen des alten Bollwerkes stand, der rasch den Himmel aufhellte. Ich ging nun dem Südrande des Berges nach bis zum Westende, dem Laufe einer Festungsmauer folgend, die durchschnittlich bis zu einer Höhe von sechs Metern noch gut erhalten war und deren unterste Lagen jedenfalls aus dem Altertum stammten. Das Gehen wurde mir aber äußerst mühsam. Verwitterte, oft mit hohem Gras überwachsene Trümmerhaufen, die stummen Zeugen einer seit vielen Jahrhunderten zerstörten Stadt, deckten den Boden. Weißdorn, Brombeerstauden, dichtes Gebüsch versperrte meist den heutzutage nie von Menschen betretenen Weg. Ungefähr in der Mitte der Mauer entdeckte ich ein Thorgewölbe sarazenischen Ursprungs. Die Südwestecke war wiederum mit einem mächtigen Bollwerke versehen. Leicht konnte man auch hier den künstlichen Graben am Fuße der Mauer erkennen.

---

[1] 1. Sam. 28, 7—24. — [2] Luk. 7, 11.

Auf dem Tabor sammelten einst Debora und Barak die Scharen Israels gegen Sisseras gewaltiges Heer.[1] Von hier zogen sie in die Ebene hinunter, um dem Feldherrn Jabins bei Megiddo eine Schlacht zu liefern.[2] Durch seine herrliche Gestalt, seine ganz einzig schöne Lage, vermöge welcher er sich nach allen Seiten hoch über das umliegende Land erhebt, wie auch durch seine reiche Vegetation vor allen benachbarten Bergen ausgezeichnet, erregte der Tabor die freudige Bewunderung der alten Israeliten. Der Dichter sang: „Tabor und Hermon jauchzen im Namen Jehovas".[3] Und der Prophet verkündete, um die Macht und Herrlichkeit des Eroberers anzudeuten: „So wahr ich lebe, spricht der Herr der Heerscharen; wie der Tabor unter den Bergen und der Karmel am Meere, so kommt er".[4] Seit uralter Zeit scheint der Berg bewohnt gewesen zu sein.[5] Dem Propheten Hosea war noch in Erinnerung, daß hier oben den Zugvögeln Netze gelegt wurden.[6] In den großen Kriegen, die das Land heimsuchten, war der Besitz des festen Platzes auf dem Berge von großer Wichtigkeit. Der Seleucide Antiochus der Große, wie die Römer konnten nur mit List ihn erobern. Josephus, der Befehlshaber der Juden Galiläas im Anfang des wehevollen Freiheitskampfes, einige Jahrzehnte nach dem Hingang Jesu Christi, hatte die ganze Hochebene neu befestigen lassen. Von ihm stammt ohne Zweifel die Grundlage der heutigen Festungsruinen. Von der Sage zum Berg der Verklärung gemacht, bedeckte sich der Tabor seit Kaiser Constantins Zeit mit Kirchen und Klöstern. Die Kreuzfahrer thaten es dem frommen Eifer früherer Zeit nach. Tapfere Cluniacensermönche verteidigten im Jahr 1183 mit Erfolg ihr Kloster gegen einen Teil von Saladins Truppen. Sehr viel wurde hier noch gekämpft bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Aber als 1283 ein Pilger den geweihten Berg besuchte, sah er nichts mehr als Ruinen von Palästen, Klöstern und Türmen.

---

[1] Richter 4, 6. 12. — [2] Richter 5, 19. — [3] Ps. 89, 13. — [4] Jer. 46, 18. — [5] 1. Chron. 6, 77. — [6] Hos. 5, 1.

Löwen und andere wilde Tiere hatten da ihren Aufenthalt. So blieb es viele Menschenalter hindurch, bis in neuester Zeit die Griechen sich wieder ansiedelten und später eine Kirche erbauten, zum Zeichen, daß der in den Herzen wurzelnde fromme Glaube mächtiger ist als alle Stürme der Zeit.

Wir stiegen in schräger nordöstlicher Richtung den Berg hinunter und durchschritten dann das hügelige Land, in das der nördliche Tabor-abhang ausläuft. Geraume Zeit ging der Pfad durch lichte Eichen-haine, unter denen saftige Wiesen sich ausbreiteten. Man kann sich keine anmutigern und trefflichern Weideplätze denken, als wie diese hier auf den Vorhügeln des Tabor. Bald trafen wir denn auch die Herden und Zelte der „Kedarener" in zahlreicher Menge. Zunächst begegneten wir großen Scharen weidender Kamele. Obgleich sich diese Tiere hier in aller Freiheit bewegen konnten, hatten sie ihr steifes, hölzernes Benehmen doch nicht abgelegt. Selbst die Jungen zeigten wenig von der Lebhaftigkeit, welche sonst die Jugend von Natur dem Alter voraus hat. Bald folgten andere Herden, Rinder, Schafe und Ziegen, das Groß- und Kleinvieh jeweilen unter besonderen Hirten. Im Mittel-punkt der Weideplätze standen die schwarzen Zelte. Neugierig schauten uns Männer und Weiber an; aber Niemand machte Miene, uns etwas Leides zuzufügen. Ungestört konnte ich mich der Betrachtung des reich und mannigfaltig bewegten Hirtenlebens hingeben, das sich hier vor meinen Augen entfaltete. Ganz so ging es einst bei Abraham, Isaak und Jakob zu. Ich hatte das getreueste Abbild der Lebens-zustände vor mir, in denen sich das Dasein jener ehrwürdigen Stamm-väter bewegte. Sind die Männer schon überaus einfach in Hemd, Mantel und schwarzes seilumwundenes Kopftuch gekleidet, so noch weit einfacher die Kinder. Ich sah ein etwa 10- oder 12-jähriges Mädchen über eine Wiese hinlaufen, dessen einzige Kleidung in einem nach innen gekehrten Schaffell bestand. Starke Familienbande halten dieses Hirten-volk zusammen; doch wehe dem alten Manne, dem das Unglück die

Beduininnen aus dem Jordanthal.

Söhne entführt, denn alsdann hat er, wie Jeremias erzählt und wie es heute noch wahr ist, Niemanden mehr, der ihm helfen würde die Zeltpflöcke einschlagen und die schweren Tücher über das Gestell ausbreiten. [1]

Flache Wadi, sanfte Landschwellungen durchzogen die ostwärts von Tabor sich ausbreitende Ebene. Die schönen Eichbaumgärten verschwanden. Aus ziemlicher Entfernung entdeckten wir den Chan et-Tudschar, unser nächstes Reiseziel, das wir nach zweistündigem Marsche erreichten. Hier, wo die Handelsstraße zwischen Kairo und Damaskus vorbeigeht, wird jeden Montag Markt gehalten. Bauern und Hirten

[1] Jer. 10, 20.

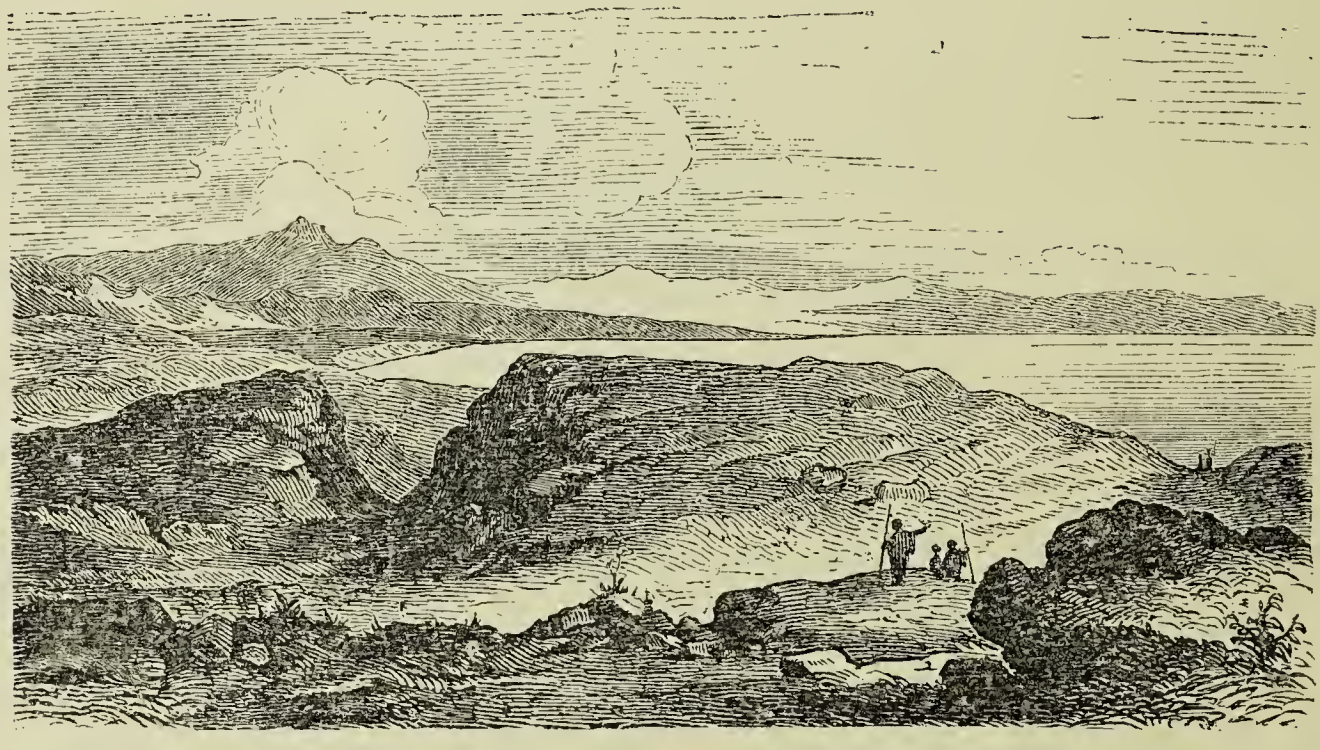
strömen zu Hunderten zusammen, um unter sich Tauschhandel zu treiben oder bei herumwandernden Krämern[1] Einkäufe zu machen. In buntem Gemisch werden von diesen Krämern fremde und einheimische Waren, darunter auch manche Stickarbeit kunstgeübter ländlicher Frauen[2] dargeboten. Zum Schutze des Marktes hatte man ohne Zweifel die zwei Kastelle errichtet, von denen das etwas auf der Höhe links vom Wege liegende besonders gut erhalten schien. Es bildete ein großes Quadrat aus behauenen Steinen und war mit Türmen an den vier Ecken bewehrt. Das tieferliegende sah viel zerfallener aus; doch hielten wir bei diesem Rast, weil aus seinem Gemäuer ein wenig Wasser hervorquoll. Wir füllten unsern Krug und reichten auch einem Beduinen zu trinken, der mit uns hier seine Mittagsrast hielt.

Mehr als 3/4 Stunden zogen wir darauf über eine von keinen Hügeln oder Thalrinnen unterbrochene Ebene hin. Der Boden bestand meist aus schwarzer Basalterde, war aber noch viel weniger bebaut als in der Jesreelsebene. Unkraut, namentlich Disteln, wucherten üppig auf den verlassenen Feldern. Beim Dorfe Kefr Sabt ging es wieder einen ziemlich steilen Abhang hinunter in eine neue Ebene. Solcher weiten ebenen Flächen, durch Abstufung oder sanftgeschwellte Landrücken voneinander geschieden, trafen wir bis zum Rande des Genezareth-beckens noch drei, ein fruchtbares aber menschenarmes Tafelland. Wer möchte auch den Fellachen zumuten, in so großer Nähe der räuberischen Stämme jenseits des Jordan sich anzusiedeln. Denn heute noch wie zu Gideons Zeit[3] kommen sie hinüber, wilde Krieger, deren hochgeschwungene Lanze schon den friedlichen Bauer in Schrecken setzt, zertreten die Saaten, rauben die Garben, die auf den Tennen liegen, treiben das Vieh weg und töten jeden, der sich zur Wehre setzt. Man muß sich beinahe verwundern, daß es doch nicht ganz an Dörfern in dieser Gegend fehlt. Etwas mehr als eine halbe Stunde nördlich

[1] Cananiter hießen bei den Israeliten die Hausirer, Sach. 14, 21. Hiob 40, 30, 25. Sprüchw. 31, 24. — [2] Sprüchw. 31, 25. — [3] Richt. 6, 3, 4.

von Kefr Sabt sahen wir auf einer Anhöhe das Dorf Lubijeh und kamen am Chane gleichen Namens vorbei.

Hier hatten wir die Hörner von Hattin, einen kleinen zweigipfligen Hügel gerade nördlich uns gegenüber. Wir standen auf dem Schlachtfelde, wo der Kurde Saladin dem Königreich Jerusalem im Jahr 1187 den Todesstreich gegeben. Dort auf dem Tell Hattin

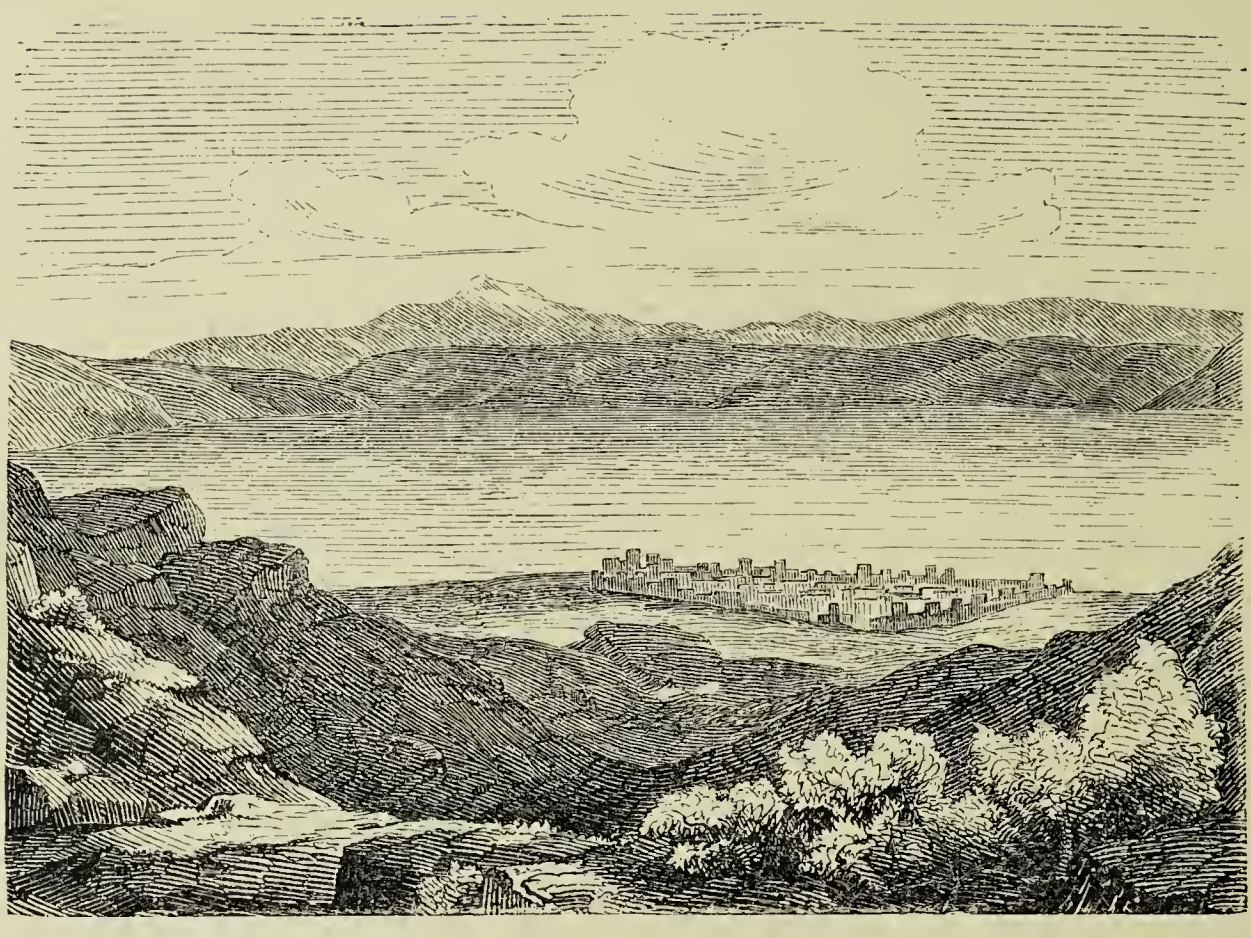


Karn Hattin.

hielten die zum Tode ermatteten christlichen Krieger, um den König geschart, die letzten wütenden Angriffe der siegesgewissen Sarazenen aus. Zwei Tage lang war zwischen Lubijeh und dem Karn Hattin heiß gekämpft worden. Saladin erfocht den glänzendsten Sieg, der mit Einem Mal die Christenheit um den Besitz des mit so ungeheuren Opfern erkämpften heiligen Landes brachte. An den auf dem Schlachtfelde gefallenen Kreuzfahrern erfüllte sich des Propheten Wort: „Die Leichname dieses Volkes werden von den Vögeln des Himmels und den Tieren des Feldes gefressen werden und Niemand wird sie davon wegscheuchen. Ja, die Gebeine wird man nicht sammeln, sondern sie werden zu Dünger verfallen auf dem Angesicht der Erde“.[1] In der

[1] Jer. 7, 33. 8, 2.

überaus einsamen Gegend stört den Wanderer nichts, mit aller Lebendigkeit das hier einst waltende Schlachtgetümmel sich vor das geistige Auge zu malen und wohl mag ihn eine tiefe Wehmut beschleichen, daß es hier hat also zugehen müssen. Aber das christliche Königreich Jerusalem ist nicht unverdient gefallen. Wir werden mit Demut im Gang des Schicksals das Urteil eines gerechten, heiligen Richters erkennen müssen. Doch weg vom Schlachtgetümmel, vom Haß und Streit der in Sünde verlorenen Menschen. Dort liegt der See Genezareth. Wir machten auf der letzten Hochebene, nahe am Rande des Seethales nochmals einen kurzen Halt. Es war Abend, die Sonne neigte sich zum Untergang und ihre milden Strahlen übergossen die sanftgekräuselte Wasserfläche des tief zwischen die Berge eingesenkten Sees mit glänzenden Gold- und Purpurfarben. Die Luft wurde von einem linde wehenden Westwind bewegt. Saftiges Grün von Gras und blühender Gerste, teppichartig von den schwarzen, frisch gepflügten Feldern unterbrochen, schmückte die Fluren ringsum. Nach Süd, etwa eine halbe Stunde von mir weg, begrenzte eine anmutig geformte Hügelreihe die Aussicht. Im Südwest erhob sich der buschreiche Tabor als gewaltige Landmarke. Nordwärts stiegen die Berge von Safed empor und im Hintergrund ruhte majestätisch das schneebedeckte Alpengebirge des Hermon. Das östliche Ufer des Sees, hier sanft, dort steil sich ins Wasser senkend, zeigte fast durchgehends das Aussehen pflanzenloser öder Felsabhänge. Da gab es keine grünen Matten oder Wälder, keine freundlichen Hütten und Häuser, die sich anmutig im blauen Gewässer spiegelten, wie an den Seen meiner Heimat, aber die Felsmassen türmten sich auch nicht in kühn geschwungenen, reichgegliederten Formen wie beim toten Meere. Gleichwohl war das gesamte Landschaftsbild, das hier vor meinen Blicken lag, voll hoher malerischer Schönheit. Schweigen und Einsamkeit herrschte um mich — Tiberias war dem Auge verborgen — und die Stimmung der Landschaft verschlang sich mit dem unnennbaren Zauber der großen



Tiberias, im Hintergrund über dem See der Hermon.

Erinnerungen, die sich für den christlichen Wanderer an diese Gegend heften.

Auf sehr steilem Wege zogen wir nach Tiberias hinunter. Die Stadt liegt auf einer schmalen, nach Süden zu sich fortsetzenden Strandfläche und wird am östlichen Saume von den Wellen des Sees bespült. An der nördlichen Stadtgrenze erhebt sich auf einer sanften Landschwellung das mit Türmen bewehrte, aber durch das Erdbeben von 1837 stark beschädigte Kastell. Die Ringmauer, welche die Stadt selbst auf der Landseite umschließt, befand sich in noch mehr zerfallenem Zustande. Der Breschen und Risse waren so viele, als ob vor Kurzem eine Erstürmung stattgehabt hätte. Viele Juden, durch Kleidung und Gesichtsbildung leicht erkennbar, ergingen sich vor dem nördlichen Thore in der kühlen Abendluft. Wir schritten durch dieses Thor ein. Spuren der Verwüstung begegneten uns bei jedem Schritte. Hier eine zerstörte Moschee mit einst massigen soliden Mauern, dort ganze Gassen eingestürzt und nur kümmerlich teilweise wieder aufgebaut. Die Fran-

ziskaner, die seit einigen Jahren auch in Tiberias eine kleine Niederlassung gegründet, nahmen mich sehr freundlich auf. Vom Dache ihres Klosters aus genoß ich nach des Tages Last und Hitze mit erhöhter Freude den erquickenden Abend und ließ ruhig den Zauber der eigentümlich schönen Landschaft auf mich wirken. Hier die weite Fläche des Sees, schon in Schatten gehüllt, dort noch wie flüssiges Gold unter den letzten Strahlen der Sonne leuchtend. Welch eine Stille, welch ein triumphirender Frieden ringsumher! Tiberias sank in Dämmerung, während der felsige Hochrand des östlichen Ufers dort, wo einst das stolze Hippos gestanden, noch im Lichte erglühte. Doch rasch stiegen die Schatten der Dämmerung auch dort hinauf. Einzelne Sterne tauchten am Himmel empor, leise strich der Nachtwind durch die schmächtigen Palmen und die Juden zählten einen neuen Tag. Das Kloster der Franziskaner liegt im nördlichen Teile der Stadt, ganz nahe am Strande. Eine ziemlich hohe Mauer schützte das gesamte Besitztum, Höfe, Gärten, Kloster und Kirche. Nur zwei einzige Mönche wohnten gegenwärtig hier. Für den Abendländer bedarf es vieler Entsagungsfreudigkeit, wenn er Tiberias zu seiner bleibenden Heimat machen will; denn im Sommer herrscht eine drückende Hitze, da der Genezarethsee 208 m unter dem mittelländischen Meeresspiegel liegt, und der Genuß des milden Winters wird durch bösartige Wechselfieber oftmals unterbrochen. [1]

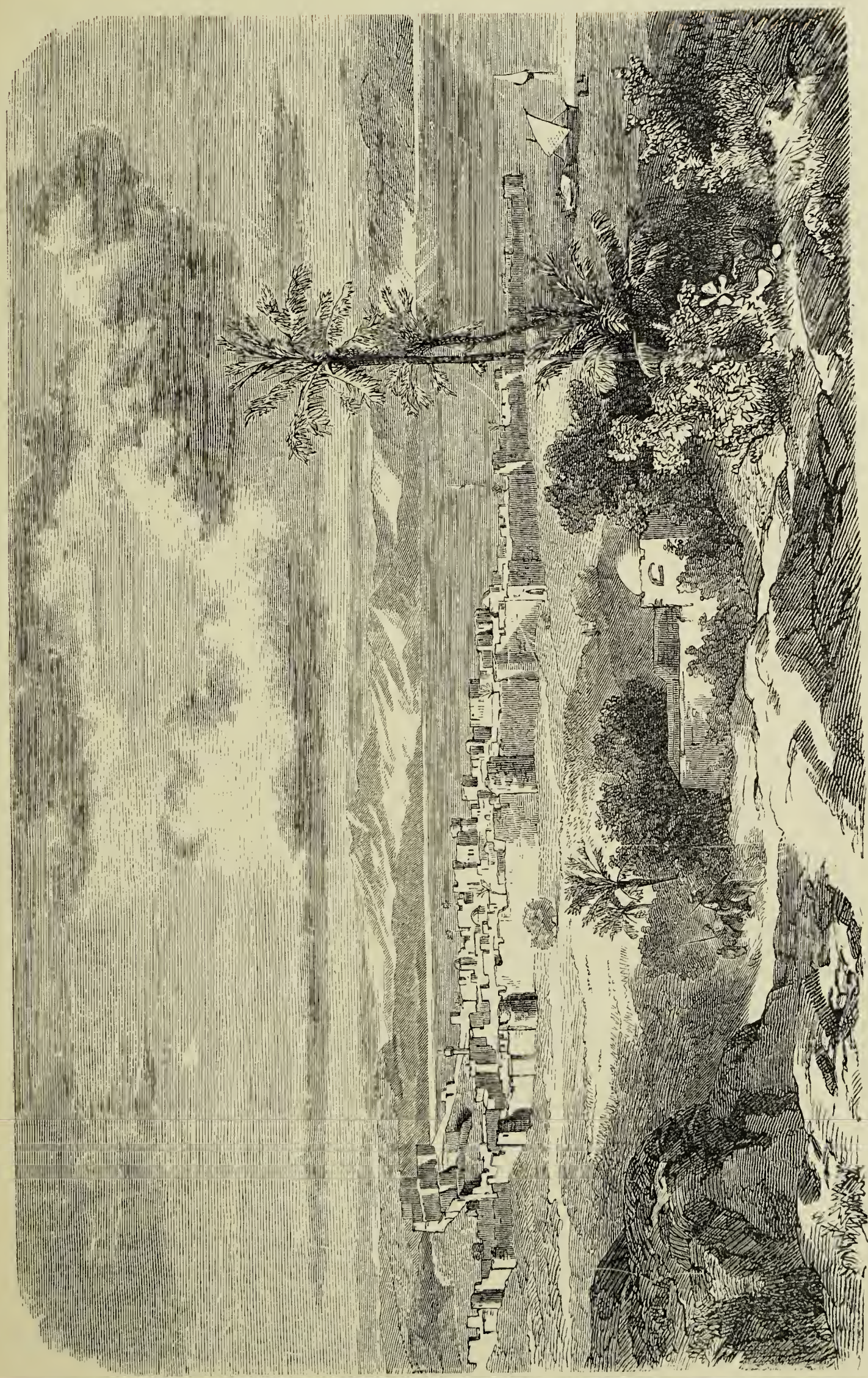
Tiberias, einst Rakkath geheißen, wurde zu Christi Zeit von dem Fürsten Herodes Antipas, den wir aus dem Evangelium als feigen Mörder von Johannes dem Täufer kennen, neu aufgebaut. Dadurch, daß er den Ansiedlern mancherlei Vergünstigungen bot, machte er den Ort rasch zu einer volkreichen Stadt, die zwar nur eine geringe Breite hatte, aber fast 3/4 Stunden sich in die Länge zog. Aber nicht der mit Löwenbildhauereien geschmückte Fürstenpalast, von dem

[1] In Kapernaum wars nicht besser, vgl. Mark. 1, 30.

nur noch wenige Spuren erhalten sind, machte den Hauptruhm von Tiberias aus, sondern seine sehr heißen mineralischen Quellen. Auf den alten Münzen der Stadt sehen wir die Göttin der Gesundheit auf einem Felsen sitzen, aus dem eine Quelle hervorbricht. Noch im 10. Jahrhundert nach Christo rühmten arabische Reisende, daß man hier heißes Wasser in Fülle haben könne, ohne erst feuern zu müssen. Aber nicht unter Herodes, sondern erst hundert Jahre später erlangte Tiberias den höchsten Aufschwung, als der oberste Gerichtshof der Juden hier sich ansiedelte, als die gefeiertsten Gesetzeslehrer hier ihren Wohnsitz nahmen. Hier wurde die erste großartige Sammlung von dem, was „zu den Alten war gesagt“[1] worden, veranstaltet, der Talmud Jerusalems,[2] ein Buch, das bei den rechtgläubigen Israeliten in fast gleich hohem Ansehen steht wie das alte Testament, weil es die Lehren der ältesten und angesehensten Schriftgelehrten enthält. In 10 Synagogen wurden hier Gesetz und Propheten vorgelesen und ausgelegt; und um den Schmerz über das verlorene Zion vergessen zu machen, entstand die Sage: Der Messias werde sich aus dem See Tiberias erheben. Die Juden blieben seit dem zweiten Jahrhundert nach Christo bis zur Zeit Constantins im unverkümmerten, fast ausschließlichen Besitz des westlichen Ufers, wie uns das ausdrücklich bezeugt wird. Im Sturm der Zeiten ist diese zweite Hauptstadt des jüdischen Volkes so klein geworden, daß die heißen Quellen eine halbe Stunde südlich vom heutigen Tiberias liegen. Auf dem Wege dorthin findet man noch viele Trümmer von Gebäuden, Granitsäulen, Werkstücke von kostbarem Stein, wie Marmor, Porphyr, Syenit, und südlich von den Quellen haben sich noch Reste der starken Mauer erhalten, die einst auf jener Seite die Stadt schützte.

---

[1] Matth. 5, 21. 27. 33. — [2] Der Talmud ist in zwei sehr verschiedenen Bearbeitungen erhalten. Die ältere wurde in Tiberias im 5. Jahrh. n. Chr. endgültig festgestellt unter dem Namen „Talmud des Landes Israel“, schon früh auch „Jerusalem Talmud“ genannt, im Gegensatz zu dem späteren „Talmud von Babylon“.



Tiberias.

Später erbaute Tankred, der Waffengefährte Gottfrieds von Bouillon, in Tiberias eine Kirche. Das Kastell aber war den Kreuzfahrern ein festes Bollwerk gegen die von Nord oder Osten eindringenden Feinde. Dasselbe wurde im vorigen Jahrhundert von dem berühmten Schech Daher neu befestigt. Die heißen Quellen südlich der Stadt, das schwarze Basaltgestein, das man in ihrer Nähe und noch weiter nach Norden am Ufer zerstreut findet, bezeugen die vulkanische Natur dieser Gegend. In der That erzählt uns die Geschichte, daß Tiberias fünf Mal durch Erdbeben gründlich ruinirt worden sei, zum letztenmale auf furchtbare Weise im Jahr 1837. Hunderte von Menschen büßten bei dieser schrecklichen Katastrophe das Leben ein und die Stadt ist seitdem nie mehr recht aus ihren Trümmern erstanden. Aus glaubwürdigem Munde wird berichtet, daß die Erde sich damals in tiefen Spalten geöffnet und Menschen lebendig durch augenblickliche Wiederschließung derselben begraben habe, eine Thatsache, die durch Beispiele bei andern Erdbeben Bestätigung findet. Tiberias ist eine der vier heiligen Städte der Juden. Hier sterben zu können ist für den altgläubigen Juden fast die gleiche große, überschwengliche Freude, als wenn er im Kidronthal zu den Vätern versammelt würde. Eingewandert aus Spanien oder Polen lebt hier eine bedeutende Zahl jüdischer Familien in Schmutz und Armseligkeit, verkümmerte Sprossen eines vor Jahrtausenden so hochgemuten heldenhaften Stammes. Der Schmutz von Tiberias ist sprüchwörtlich geworden und man pflegt zu sagen, daß der König der Flöhe hier seine Residenz besitze. Ja ein etwas boshafter Reisender vom Jahr 970 n. Chr. behauptete, es müßten hier die Leute vor der Menge der Flöhe zwei Monate des Jahres tanzen. So hatte denn der Fürst Herodes Antipas auch seine Plage, wenn er es nicht vorzog, in den heißesten Monaten nach der hochgelegenen Festung Machärus im Moabiterlande sich zu flüchten. Die hier lebenden Kinder Jakobs, so verkommen sie sind und so kümmerlich sie auch durch Almosen ihre Existenz fristen, haben gleichwohl eine nicht geringe

Meinung von sich selbst, indem sie behaupten, wenn hier und in den übrigen drei heiligen Städten nicht zwei Mal wöchentlich gebetet würde, so müßte die ganze Welt zusammenstürzen.

14. April.

Des folgenden Tages setzten wir unsere Reise fort nach Tell Chum und Safed. Der Himmel war wolkenlos und spiegelte sein tiefes Blau im ruhigen Gewässer. Ein einziges Fischerboot, mit weißem Segel bespannt, belebte die große Wasserfläche. Wie ganz anders einst in Christi Tagen, als hunderte von Fahrzeugen den 5 Stunden langen und 2 1/2 Stunden breiten See durchfurchten. Die Juden lieferten dem Vespasian sogar ein Seetreffen. Damals gab es Überfluß von Holz in der Nähe. Nun sucht das sehnsüchtig darnach ausspähende Auge beinahe umsonst nach Bäumen. Nur wenige vereinzelte Palmen bei Tiberias erinnern noch an den einstigen Reichtum. Vom Ufergebüsch her aber ertönten noch wie zu Christi Zeiten der „Vöglein des Himmels" vielstimmiges Zwitschern und Pfeifen. Auch die Fische haben den See nicht verlassen. Mancherlei Arten bevölkern ihn, und mit Erstaunen gewahrt der Forscher, daß sich in seinen klaren Fluten eigentümlich gestaltete Karpfen und Barben herumtreiben, die sonst nur die afrikanischen Gewässer bevölkern. Von diesen Afrikanern ist besonders eine schuppenlose Barbe mit dünnem, schlangenartig gestrecktem, etwa einen Meter langem Leib merkwürdig, nicht nur, weil sie, ans Land geworfen, miaut wie eine Katze und also die Meinung, daß alle Fische stumm seien, widerlegt, sondern auch weil sie mit Vorliebe mitten in einem Schwarm kleiner beschuppter Fische sich bewegt. Schuppenlose Fische durften nicht auf den israelitischen Tisch kommen.[1] Wenn daher die jüdischen Fischer die mit dem Netze gefangenen Fische sonderten, so warfen sie die schuppenlosen als „faule Fische"[2] ins Wasser zurück. Sollte aber Christus bei den Worten:

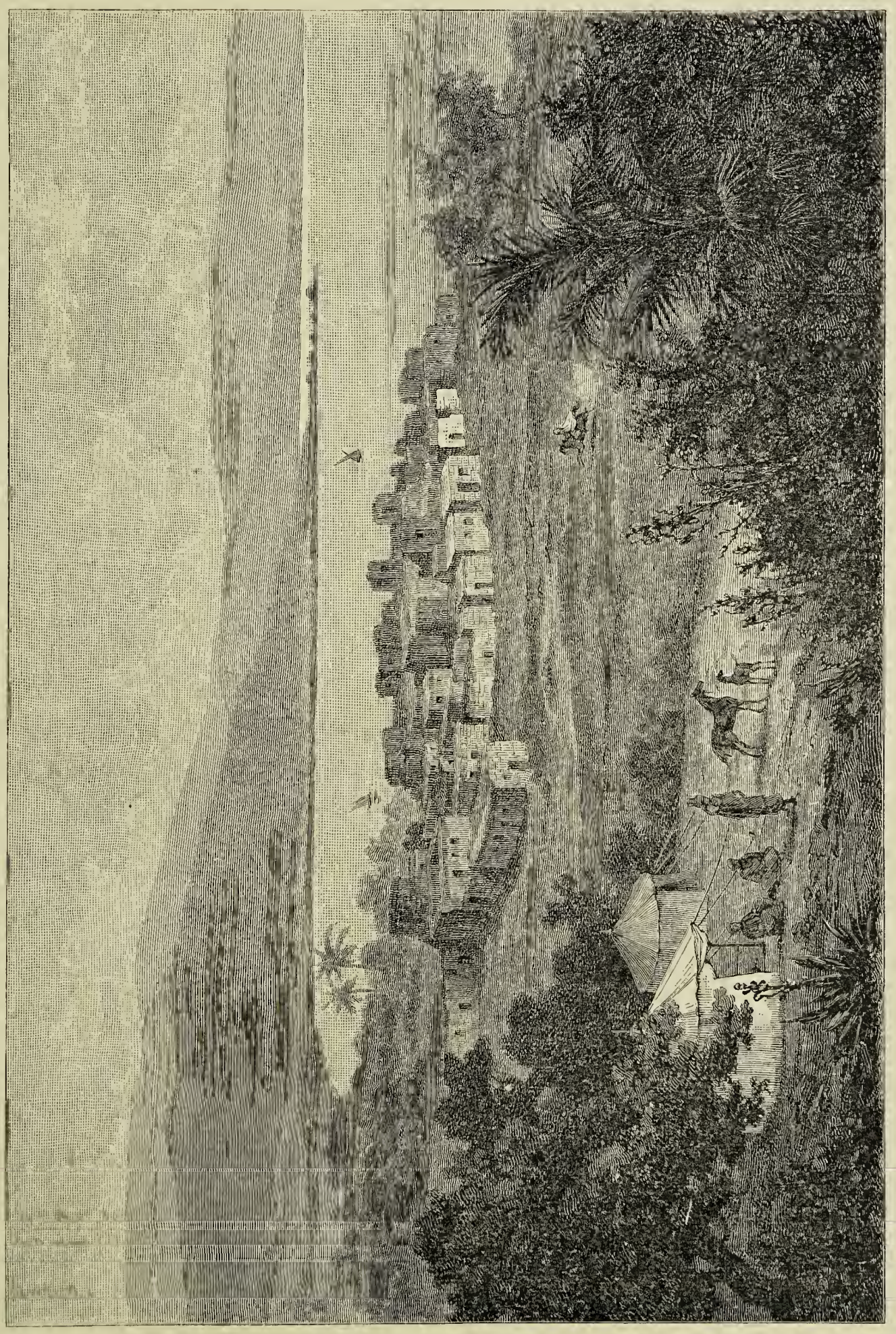
[1] 3. Mos. 11, 12. — [2] Matth. 13, 48.

„Wer würde seinem Kinde, wenn es ihn um einen Fisch bäte, ihm eine Schlange geben?“[1] unter der Schlange nicht diese schlangenähnliche schuppenlose Barbe (Clarias macracanthus) verstanden haben?

Der Weg führte bis nach Medschdel stets 9 bis 12 Meter über dem Strande hin und war meist zwischen dem steilen Bergabhang links und dem See rechts unten zum schmalen Fußpfad eingeengt. Da und dort zogen sich kleine Weizen- oder Gerstenäcker dem Strande entlang. Der Bergabhang war unten mit Gras bewachsen, weiter oben türmte er sich zu senkrechten zackigen Felswänden auf. Es begegneten uns Frauen und Mädchen aus Medschdel, die in großen, breiten Töpfen saure Milch nach Tiberias trugen, und Männer, die auf Eseln Wurzeln und dürre Reiser ebenfalls dahin zum Verkauf führten. Viele kleine Landkrabben krochen über den Weg. Eine halbe Stunde vor Medschdel durchbricht der Wadi Ammas den felsigen Bergabhang. Am Ausgange dieser Kluft, nahe am Strande, sprudelt eine lauwarme Quelle in fünf oder sechs starken Armen aus der Erde hervor, von denen zwei von einem runden steinernen Behälter eingeschlossen sind. Hier stund das im Talmud vielgenannte, auch in der Bibel einmal erwähnte Hammat,[2] wo einst der römische Feldherr Vespasian sein Lager aufschlug, als er sich anschickte, Tarichea zu belagern. Zur Zeit der höchsten Blüte von Tiberias wurde Hammat wie eine Vorstadt desselben angesehen, so daß ein Tiberiensер auch am Sabbat ungestraft seinen Spaziergang bis zur Brücke von Hammat ausdehnen durfte.

Nachdem wir den Wadi Ammas überschritten hatten, mußten wir wiederum auf einem zwischen dem steilen Hochufer und dem See eingeengten Wege einherziehen, bis auf einmal die Berge in anmutigem Halbkreis westlich sich zurückzogen und vor uns die altberühmte Ebene Gennesar sich aufthat. Gleich am Eingang derselben lag das Dorf

[1] Matth. 7, 10. — [2] Jos. 19, 35.



Magdala.

Medschdel, dessen einstiger Name Magdala jedem Christen als Heimat der Maria Magdalena wohlbekannt ist. Die Griechen hießen den Ort Tarichea. Mitten in paradiesisch schöner und gesegneter Landschaft blühte er zu Christi Zeit als volkreiche offene Stadt; aber im September 67 mußten seine Bewohner mit Strömen Blutes dafür büßen, daß sie dem Aufstand gegen die harte Römerherrschaft sich angeschlossen hatten. Magdala wurde damals gebeugt, aber nicht zerstört, und es schwang sich nochmals zu großem Ansehen auf, um endlich in den Schrecknissen folgender Jahrhunderte zum unbedeutenden Weiler herabzusinken. Wir trafen in Medschdel elende, nicht einmal ganz von Stein gebaute Hütten. Vor Zeiten ein wohlgepflegter Garten, breitete sich jetzt die Ebene als üppige Wildnis vor uns aus im vollen Frühlingsschmucke, von Süden nach Norden eine Stunde lang, von Ost nach West im Mittelpunkt des Bogens eine halbe Stunde breit. Nicht weniger als vier starke Bäche hatten wir zu überschreiten, ehe wir das nördliche Ende der Ebene erreichten. Unter dem Blütendach dichter Ginster- und Oleanderstauden rauschten die klaren Wasser hervor. Harmlos konnten wir dieser Pracht uns freuen. Im Sommer dagegen bergen sich unter den Wurzeln dieser Stauden zahlreiche Schlangen und die massenhaft abfallenden Blätter des Oleander vergiften das Wasser. Vergiftete Wasser, von Gott selbst und nicht von Menschenhand bereitet, waren auch den Israeliten wohl bekannt.[1] Über dem niedrigen Strauchwerk zeigten sich da und dort einzelne Nebkbäume, in deren engverschlungene stachlige Kronen viele Vögelein hineinflogen. Drinnen, wo sie vor allen Raubtieren sicher waren, hatten die kleinen Sänger ihre Nester gebaut. Wie fröhlich sangen sie unter den Zweigen hervor,[2] wie eifrig flogen sie wieder aus, um Nahrung zu suchen, die sie hier das ganze Jahr hindurch finden, obschon sie weder säen noch ernten.[3] Schüchtern klammerte sich da und dort ein noch nicht ganz flügges Junge an die äußersten

[1] Jer. 8, 14 ist auf Giftwasser hingewiesen. — [2] Ps. 104, 12. — [3] Matth. 6, 26.

Zweige an; doch keines fiel auf die Erde.[1] Zahllose, zum Teil zierliche Muscheln, meist Neriten- und Melanopsisarten, waren von den Wellen ans Ufer geschwemmt worden. Eine große Rinderherde löschte eben ihren Durst im See, als wir dem Strande entlang zogen.

Dort am Südwestende zeigte sich eine Kluft zwischen den felsigen Bergen, Wadi Hamam (Taubenthal) genannt. Auf dem südlichen Rande dieser Schlucht liegt Irbid, Arbela einst geheißen, eine Trümmerstätte, wo sich noch bedeutende Ruinen von einer alten Synagoge finden. In den hohen, steilen Felswänden der Schlucht hat man eine Menge kleiner, zur Verteidigung teilweise durch künstliche Vormauern geschützte Höhlen entdeckt. Obgleich schwer zugänglich und leicht zu verteidigen, hatten letztere den Söhnen Israels weder gegen Salmanassar von Assyrien, noch gegen den syrischen Feldherrn Bachides, noch gegen des Herodes kühne Kriegskunst genügenden Schutz geboten. Mutter und Kinder wurden von den Assyrern in den Abgrund hinunter geschleudert[2] und nicht besser erging es in der Makkabäerzeit.[3] Herodes ließ von oben Soldaten in großen, mit Ketten festgehaltenen Kisten bis vor den Eingang der Höhlen gleiten, worauf die Soldaten mit Feuer und Schwert die Belagerten angriffen, mit langen Hacken sie herauszogen und in die Schlucht hinunterwarfen. Ein alter Mann mordete zuerst sein Weib und seine sieben Kinder am Ausgang der Höhle, dann stürzte er sich selber über die Felswand hinunter. Nun thronen dort auf unerreichbaren Felszinnen hunderte von großen Geiern, die in der Höhe ihr Nest gebaut haben.[4] Stundenlang sitzen sie regungslos nach Beute spähend, während unter ihnen zahllose Tauben, mutig durch ihre große Menge, in lebhaftem Fluge über die Tiefe gleiten.

Am nördlichen Saume der Ebene kamen wir zu einem Chan, Chan Minjeh genannt, einer der vielen „Herbergen der Wanderer"[5]

---

[1] Matth. 10, 29. — [2] Hos. 10, 14. — [3] 1. Makk. 9, 2. — [4] Hab. 2, 9. — [5] Jer. 9, 1.

Der weißköpfige Geier.

an der großen Karawanenstraße zwischen Ägypten und Damaskus. Eine kleine Tagreise südlich von hier halten die Handelszüge bei Chan Tudschar, an dem wir Tags zuvor vorbeigekommen; dann ziehen sie durch den Wadi Ammas an den See hinunter, um denselben erst wieder bei Chan Minjeh zu verlassen. Von hier nämlich windet sich die Karawanenstraße den Abhang hinauf zur Hochfläche von Chan Dschubb Jusef. Wie ein Vorgebirge springt der hier die Ebene begrenzende Berg ins Wasser vor und bildet mit derselben einen kleinen Busen. Nahe am innern Rande des letztern bricht eine von Feigen- und Ricinuslaub überschattete süße Quelle hervor, bewässert einen prächtig grünen Wiesengrund, dessen saftige Weide sprichwörtlich ge-

worden, und verliert sich dann in dem mit hohem, dichtem Papyrusschilf bewachsenen Sumpfboden. Zwischen dem Chan und der Quelle lagen unter hohem Grase halbverborgen, aber auf weitem Plan zerstreut, die spärlichen Trümmer einer ehemals bedeutenden Ortschaft. Deutlich ließen sich kleine Schutthaufen da und dort erkennen. Gras und Unkraut wuchert in dem Schutt, der durch die alles wandelnde Zeit zu fruchtbarer Erde geworden. Auch haben die in Zelten wohnenden Bauern, die „da säen an jedem Wasser“ [1] und namentlich in dieser Gegend gern sich aufhalten, einige Äcker mit Getreide angebaut. An der Stelle von Chan Minjeh lag einst Dalmanutha.[2] Die Ebene breitet sich von hier in all ihrer Anmut vor dem Auge des Beschauers aus. Halbkreisförmig ist sie von Bergen umkränzt, deren zackige, malerische Formen im Süden und Südwesten nicht wenig zum Reiz der Landschaft beitragen. Welch einen entzückenden Anblick muß dieselbe dargeboten haben, als der Fleiß des Menschen dem Reichtum der Natur zu Hilfe kam und Garten an Garten sich reihte vom Gestade des Sees bis zu dem Saum der Berge! Der Geschichtsschreiber Josephus entwirft uns aus der Zeit Jesu Christi eine begeisterte Schilderung von der Herrlichkeit el-Ghuweirs, des kleinen Ghor, wie heute die Ebene bei den Arabern heißt. „Wegen der üppigen Fruchtbarkeit kommt jedes Gewächs fort, und alles ist aufs beste angebaut. Nußbäume, welche Kühle bedürfen, wachsen in unermeßlicher Fülle neben Palmen, die nur in der Hitze gedeihen, neben Feigen- und Olivenbäumen, denen eine gemäßigtere Temperatur zusagt. Es ist wie ein Wettstreit der Natur, das Widersprechende auf einem Punkte zu vereinen, wie ein schöner Kampf der Jahreszeiten, deren jede das Land für sich in Anspruch nimmt. Der Boden bringt die verschiedenen Obstsorten nicht nur einmal im Jahr hervor, sondern zu den

[1] Jes. 32, 20. — [2] Mark. 8, 10. Minjeh, auch Manjeh ausgesprochen, ist die abgekürzte arabische Form von Dalmanutha. Die Gegend von Dalmanutha wird Matth. 15, 39 als Gegend von Magdala bezeichnet, also nach dem Dalmanutha südlich gegenüberliegenden Orte.

Quelle von Dalmanuthha.

verschiedensten Jahreszeiten. Die königlichen Früchte, Weintrauben und Feigen, liefert er zehn Monate lang unausgesetzt, während die übrigen das ganze Jahr hindurch neben ihnen heranreifen." Fünf Jahrhunderte später preist ein christlicher Pilger ihre Oliven- und Palmenhaine. Noch wächst heutzutage hier die Senfstaude zu solcher Größe, daß Reiter hoch zu Roß sich hinter ihr verbergen können und Vöglein auf ihren Zweigen sich wiegen.[1] Durch diese paradiesische Landschaft ist der Herr oft gewandert. Ihre Palmenhaine, ihre rebenumrankten Feigenbäume, ihre leise rauschenden Quellen, ihre Lilien, Crocus und Anemonen haben einst sein zartes, sinniges Naturgefühl erquickt.

Wir schritten weiter auf einem engen, in den Felsen gehauenen Pfad, der etwa 10 m ob dem Wasser herumführte. Hier wäre ich buchstäblich in den Fußstapfen Christi gewandelt, wenn dieser Felspfad damals schon als solcher bestanden und nicht viel mehr als Kanal gedient hätte, um die Wasser einer nördlichen Quelle nach der Ebene Genesar zu leiten. Am sanften Nordabhang dieses Felsvorsprungs war nach der ältesten Überlieferung die Menge gelagert, als der, „welcher redete wie einer, der Gewalt hat,"[2] zu predigen begann: „Selig sind die Armen im Geiste."[3] Fünf Quellen entspringen nördlich vom Felsvorsprung, zwei südlich, daher nannte man ihn Beerseba „Siebenbrunnen". Nach etwa 20 Minuten erreichten wir eine Quelle, die an mächtigem Wasserschwall alles übertraf, was ich bisher im heiligen Land gesehen. In vielen Armen strömte das klare, aber salzige und lauwarme Wasser nach dem See. In einen Strom vereint, würde dasselbe nur mit Gefahr ohne Brücke überschritten werden können. Heute Ain Tabigha geheißen, trug sie im Altertum von dem benachbarten Kapernaum den Namen. Nilfische tummeln sich im Quellbach wie im See. Hohes, dichtes Gebüsch und Röhricht schloß zur Linken des Weges die Quelle ein. Eine von festem Stein

[1] Matth. 13, 32. — [2] Mark. 1, 22. — [3] Matth. 5, 1–3.

gebaute Leitung führte einer Mühle hart am Ufer einen starken Strom zu, der tosend und schäumend niederstürzte. Ich sah auch eine halb zerstörte Wasserleitung. Beim Ursprung der Quelle findet sich ein massiver achteckiger Behälter, in dem sich das Wasser zu der für Mühlen nötigen Höhe schwellt.

Das bei Tiberias hoch und steil ansteigende Ufer senkt sich bei Ain Tabigha zu niedrigen Hügeln, die mit sanfter Abdachung in eine kleine Strandebene auslaufen. Es überraschte mich, hier mitten in Weizenfeldern einzelne Roggenhalme zu sehen, weil diese sonst einer kälteren Zone angehören. Haben vielleicht Kreuzfahrer in Erinnerung an die alte Heimat da einst Roggen gepflanzt, und waren die spärlichen Halme vielleicht letzte Spuren reicherer Saaten? Bald wurde auf einem Landvorsprunge rechts eine kastellartige Ruine sichtbar. Kefr Nachum, deutete mir Auwad sogleich. Es war Tell Chum, was ich vor mir sah. Den andern Namen hatte der gute Auwad in Nazareth von Priestern oder Missionaren gehört. Bald erkannte ich, als ich jener Ruine zuschritt, daß dieselbe zu einem sehr bedeutenden Ort gehört haben mußte. In weitem Umfange war der Boden dicht mit Steinen übersät bis zum Hügelabhang. Üppig wuchernde Disteln und anderes Unkraut verdeckten damals teilweise die Trümmerstätte. Wenn die Hitze des Sommers das Gras versengt hat und die Steine bloß liegen, wird auch der flüchtigste Wanderer über die große Ausdehnung dieser Trümmermassen staunen müssen. Die Ruine, die an der äußersten Landspitze stand und uns von weitem ins Auge gefallen war, schien eher einer Kirche als einem Kastell angehört zu haben. Die Mauern waren mit hübschen Pilastern geschmückt, erhoben sich aber nur noch etwa vier bis sechs Meter über den Boden. Ich genoß hier eine sehr liebliche Aussicht. Die Anhöhen, die im Westen vor mir aufstiegen, zogen sich in sanft gerundeten Linien bis gegen das obere Ende des Sees hin und waren mit dünnem Rasen bekleidet. Nach Süden überschaute ich die herrliche

Ruine von Kapernaum.

Wasserfläche bis fast an den untern Ausgang. Am östlichen Ufer stiegen grüne Halden neben kahlen Felswänden über dem Wasser empor. Unweit dieser Kirchenruine, etwas mehr landeinwärts, entdeckte ich die Trümmer einer prachtvollen Synagoge, kolossale Quaderstücke, mit sehr schön gemeißelter Zierrat geschmückt, die einst als Friese, Oberschwellen und Dachgesimse gedient, Doppelsäulen, aus einem ungeheuren Block gehauen, korinthische Kapitäle, Säulenpiedestale. Solch ein schönes Bethaus hatten die Juden nur bauen können, da sie noch reich und mächtig waren.

Tell Chum wird von einem großen Teile der sachkundigen Forscher für Kapernaum gehalten. Chum erklärt man als arabische Abkürzung für Nachum und Kapernaum Dorf Nachums. Die rabbinische Überlieferung nennt Tell Chum Tanchum und sucht hier das Grab des Propheten Nachum. Wenn irgend einmal, könnte hier diese Überlieferung treu sein, da die Juden viele Jahrhunderte nach Christo ununterbrochen im benachbarten Tiberias wohnten. Wir dürfen derselben um so eher Glauben schenken, als sie mit der gesamten ältern christlichen Überlieferung zusammenstimmt. Erst im 17. Jahrhundert tauchte die Ansicht auf, daß man Kapernaum bei Chan Minjeh zu suchen habe. Auch wird uns berichtet, daß bis zur Zeit Konstantins Kapernaum eine ausschließlich jüdische Bevölkerung gehabt hat, darunter viele ketzerische Judenchristen, die mit dem Glauben an Christus das feste Halten an den Satzungen der Väter verbanden. Ich halte deshalb mit den Juden Tell Chum für Kapernaum, das einst bis zum Himmel erhobene und nun zur Hölle hinabgeworfene.[1] Zu Christi Zeit war eine Garnison hier stationiert, von deren Hauptmann das Evangelium erzählt, daß er ein Freund des Volkes gewesen sei und demselben sogar eine Synagoge gebaut habe.[2] Sollte das eben diese prachtvolle Synagoge sein, deren Trümmer ich da vor mir

[1] Matth. 11, 23. Eine große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Griechen den Ort einst Philoteria nannten, die Kaiserin Helena Helenopolis. — [2] Luk. 7, 5.

sah? Haben sich wirklich so treue Andenken aus diesen altersgrauen Tagen erhalten, weil die Ufer des Sees seit vielen Menschenaltern verlassen sind? Der Pilger freut sich so gern auch des Steins, der Zeuge war vom Leben seines Meisters. Die Trümmermassen ziehen sich sogar eine Strecke weit ins Wasser hinaus. Einst bespülten die Wellen die Mauern der volksbelebten Stadt, die nun so still und einsam geworden ist. Durch ihre längst zerstörten Gassen wurden damals in der Abendkühle die Kranken zu dem besten Krankenfreund getragen, daß er sie heile.[1] Hier im Hofe eines dieser ganz zerfallenen Häuser saß der Retter der Verlorenen im Kreise von Zöllnern und Sündern voll innigen Erbarmens mit den Ausgestoßenen.[2] Die so reine und klare Luft pflanzte mit wunderbarer Deutlichkeit seine Stimme fort, wenn er dort am Bergabhang oder hier unten am See vor der andächtigen Menge predigte. Fast scheint es, als sei diese Stätte so still geworden, damit keine geräuschvolle Gegenwart den Zauber der großen Erinnerungen störe, die hier mit dem Vollgefühl der Wirklichkeit die Seele überwältigen. Wie anschaulich wird hier der Hintergrund der evangelischen Geschichte: Eines Tages bestieg Jesus, müde von langer Arbeit, mit seinen Jüngern ein Schiff, um an das einsamere Ostufer hinüberzufahren. Kaum sah dies die Menge des Volkes, als sie eilenden Schrittes dem Ufer entlang ging, das in ganz flachem Bogen den See nördlich abschließt. Langsam ruderten die Jünger hinüber, und siehe, als sie landeten, stand schon die Menge harrend am Gestade, und Jesus „erbarmte sich über sie, wie über Schafe, die keinen Hirten haben".[3]

Spiegelglatt breitete sich die Wasserfläche, die wie lauter Silber im Glanz der Mittagssonne schimmerte, zwischen den Bergen aus; denn kein Lufthauch regte sich. Aber durch die riesigen Schluchten des östlichen Ufers brausen oft plötzliche Windstöße nieder, peitschen

---

[1] Mark. 1, 32. — [2] Luk. 15, 1. — [3] Mark. 6, 31—34.

binnen wenigen Minuten die Flut zu wilden, schaumgekrönten Wogen auf, während der Himmel in tiefem, wolkenlosem Blau strahlt. Stundenlang können diese Winde anhalten, um auf einmal zu ersterben oder von einem sanften Westwinde abgelöst zu werden. Solch einem Winde verglich Habakuk die furchtbare Kriegsmacht, die doch keinen Bestand hat: „Es wechselt der Wind und geht vorüber“.[1] Von den ungeahnten Stürmen ihres heimatlichen Sees haben die Jünger Jesu eine sehr lebendige Erinnerung bewahrt.[2] Das Wasser des Sees war lau wie bei uns im heißen Sommer und zeigte eine grünliche Farbe. Wie wonniglich war es, in dieser Flut herumzuschwimmen, unterzutauchen und wieder sich schaukeln zu lassen von dem sanft bewegten Wasser! Es hat bei Kapernaum eine Tiefe von 50 bis 70 m; doch mehr nach Osten erreicht das Senkblei den Boden bei 250 m noch nicht. Am Ufersaume unter dem dürftigen Schatten einiger Oleandergebüsche aßen wir unser Mittagsbrot und löschten unsern Durst reichlich mit Seewasser. Zwischen den Trümmern wuchsen viele wilde Bohnen und daneben sproßten Disteln nebst anderm Unkraut so üppig, daß man nur mit Mühe durchkommen konnte.

Wir schritten nachmittags nach ein Uhr den sanften Hügelabhang hinauf, der mit Gräsern und Getreidehalmen spärlich bedeckt war. Deutlich sah ich auf der Höhe, wie der von Nord herströmende Jordan in zwei Armen sich in das Becken des Sees ergießt. Dort am linken Ufer der Mündung lag einst Bethsaida Julias, Herrschersitz des Herodes Philippus, Heimatsort der Jünger Petrus, Andreas und Philippus,[3] während geradeaus nördlich, hoch über dem diesseitigen Ufer, in der Entfernung von einer kleinen Stunde, die basaltnen Häuser von Chorazim sich erhoben. So hatte denn Jesus alle drei Orte im Angesicht, als er sprach: „Wehe dir, Bethsaida, wehe dir, Chorazim, und du, Kapernaum“.[4] Die sumpfige Ebene, welche sich

---

[1] Hab. 1, 11. — [2] Mark. 4, 37. — [3] Joh. 1, 45. — [4] Matth. 11, 21—23. Luk. 10, 13—15.

an den Ufern des Flusses dort ausbreitet, dient Büffelherden zum Weideplatz. Bald kamen wir an den Rand eines furchtbar öden, von dunkelm Basaltgestein starrenden Thales. Unsicher über die Richtung unsers Weges stiegen wir in die Tiefe dieser Wadi Kerazeh geheißenen Schlucht, überschritten mehrmals ihr trockenes Bachbett und gelangten endlich nach mühsamem Aufstieg am westlichen Abhang auf eine steppenartige Hochebene, die gegen Abend von Safeds hohen und öden Bergen begrenzt wurde. Hätten wir uns diese Kreuz- und Querzüge erspart, so wären wir zu den Trümmern von Chorazim gekommen. Nun lagen sie uns nördlich gegenüber und konnten wir die basaltnen Quader und Säulenschäfte, die in wilder Unordnung die Stätte der einstigen Synagoge bedecken, nicht mit eignen Augen schauen. Beim Weiterziehen auf der grasreichen Hochebene bemerkte ich viele niedere Steinkreise, Reste ehemaliger Viehhürden. Zahlreiche Herden kleiner, unansehnlicher Rinder thaten sich auf der saftigen Weide gütlich. Kurz ist die Freudezeit dieser Tiere; denn schon die Maisonne versengt das Gras und öde bleibt die Steppe, bis im Oktober der Frühregen die Mutter Erde zu neuem Leben weckt.

Mehrere Stunden mußten wir am mächtigen Berge Safeds aufsteigen, nachdem wir die Ebene verlassen, bis wir bei schon eingebrochener Dunkelheit die Stadt erreichten. Die Felsen, die am Bergesabhang große Strecken weit nackt zu Tage liegen, boten ein sehr eigentümliches Aussehen. Regenströme hatten die weichern Bestandteile weggewaschen und nun starrte das tausendfach durchlöcherte und zerfressene Gestein wie Totengerippe dem Auge entgegen. „Steine des Anstoßes“ und „Felsen des Strauchelns“[1] gab es da in Menge. Wir stiegen in nordnordwestlicher Richtung hinauf, einem der vielen Fußpfade folgend. Öde und Einsamkeit herrschte um uns. Selten trafen wir einen Ziegenhirten mit kleiner Herde. Safed war durch

[1] Jes. 8, 14.

die Südostkuppe des Berges unsern Augen verborgen. Aber rückwärts schauend genoß ich eine überaus anmutige, malerische Aussicht auf den See. Tief lag er zwischen den Bergen und erinnerte mich an einzelne Stellen des Vierwaldstättersees. In düsterer ödgelber Umgebung hob sich sein lebensvolles Himmelsblau doppelt schön hervor. Wir hatten wiederum einen herrlichen Frühlingsabend. Die Sonne senkte sich am wolkenlosen klaren Himmel nieder zu den „Bergen der Trennung" (das heißt zu den Bergen, die den Horizont abgrenzen[1]) und verklärte mit ihrem goldnen Strahl auch die öden Gebirgsmassen, wie ewige Liebe einen verklärenden Schimmer über das arme Menschenleben sendet. Doch die Abendschatten streckten sich immer länger[2] und die Nacht drohte uns in einsamer Wildnis zu überfallen. Auwad, der Führer aus Nazareth, machte den Vorschlag, in einem Beduinenzelt zu übernachten, anstatt bis in die Nacht hinein nach Safed zu marschieren. Ich war außerordentlich müde, schleppte mich nur noch mit Anstrengung der letzten Kräfte weiter und hätte darum diesem Rat folgen sollen. Von Tell Chum bis an den Fuß des Safedgebirgs hatten wir nämlich uns den Weg selbst machen müssen und waren dabei unnötig viel kreuz und quer gelaufen, namentlich in jenem schrecklich steinigen Wadi. Ich sah übrigens weit und breit kein Beduinenlager, so daß mich Auwads Vorschlag um so weniger lockte.

Wie wir meinten, bald auf der Höhe des Berges anzulangen, gings zu unserem Leidwesen noch einmal in einen tief und schroff eingeschnittenen Wadi hinunter. Indem wir dem Lauf des letztern folgten, kamen wir zu der malerischen Schlucht, welche die südöstliche Kuppe vom eigentlichen Safedberg trennt. Hier sprudelte eine Quelle in reichlicher Fülle. Von da zieht sich ein sanft ansteigender Pfad zur Stadt hinauf. Die Schlucht erweitert sich mehr nach Nordost zu einem großen, stark eingesenkten Bergsattel, an dessen Süd-

[1] Hoh. L. 2, 17. — [2] Ps. 102, 12. 109, 23.

seite terrassenförmig ein Stadtquartier aufgebaut ist. Wir schritten zu dem nordwestlich gelegenen Judenviertel hinauf. Schon hatte sich die Nacht ins Thal gesenkt und stille waren die Gassen geworden, als wir am Hause des österreichischen Konsularagenten anklopften. Der Hausherr that uns auf und bot uns einen sehr freundlichen Willkomm. Das anziehende Gespräch, in das ich bald mit meinem Gastfreunde, einem gebornen Polen, verflochten war, ließ mich fast meine große Müdigkeit vergessen. Er machte mir manche interessante Mitteilung über Safeds Bevölkerung, über seine eigenen Schicksale und Erfahrungen als Konsul. Durch die großen Rabbinenschulen, die während des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in Safed blühten, hat dasselbe den Rang einer heiligen Stadt Israels sich erworben. Gegenwärtig leben hier etwa 5000 Juden. Die meisten gehören zu den Aschkenasim (deutschredenden Juden) und sind aus östreichisch Polen eingewandert. Lange Zeit dem Übermut der muhammedanischen Stadtbevölkerung wehrlos preisgegeben, erfreuen sie sich jetzt unter dem Schirm Östreichs eines kräftigen Schutzes. Ihrer viele leben in so großer Armut, daß sie nur mit Unterstützung ihrer reichen abendländischen Brüder sich durchhelfen können und auch so noch, in Schmutz und Trägheit versunken, nur ein kümmerliches Dasein fristen. Nur wenige haben sich durch Weinbau wie zu Hebron oder durch Handel etwelchen Wohlstand erworben. Aber selbst die Ärmsten fühlen sich reich beglückt, daß sie im Lande der Väter wohnen dürfen, und sie lesen mit tiefer Bewegung in ihren Versammlungen des Propheten Wort: „Weinet nicht über den Toten und beklaget ihn nicht; aber weinet, weinet über den, der fortgeht und nicht mehr zurückkehrt und das Land seiner Geburt nicht mehr sieht.“[1] Alle sind ihrem Glauben, ihren Satzungen mit größter Zähigkeit ergeben, was sie freilich nicht hindert, es mit Pflicht und Ehre oft sehr wenig genau zu nehmen. Dem Konsul einen Meineid

[1] Jer. 22, 10.

zu schwören, gilt ihnen nicht für Frevel. Wohl aber würde es keiner wagen, das Gleiche einem Rabbinen gegenüber zu thun und, wie die Vorfahren zu Jeremias Zeit,[1] ein falsches Zeugnis mit den Worten zu bekräftigen: „So wahr der Herr lebt". Daher übergibt ersterer viele Rechtshändel dem rabbinischen Gerichte zur Entscheidung. Mehr noch als bei den Aschkenasim haben sich bei den an Zahl geringern Sephardim, den spanischen Juden, alttestamentliche Bräuche fortgepflanzt. Sie halten die Vielweiberei für erlaubt und es gibt manche Sephardim, die zwei oder drei Frauen besitzen. Auch die Pflichtehe besteht bei ihnen noch zu Recht. „Wenn Brüder bei einander wohnen und einer aus ihnen stirbt ohne Kinder, so soll das Weib des Verstorbenen nicht einen fremden Mann auswärts nehmen, sondern ihr Schwager soll zu ihr kommen und die Pflichtehe mit ihr vollziehen. Und der erste Sohn, den sie gebiert, soll den Namen seines verstorbenen Bruders tragen, daß sein Name nicht aus Israel vertilgt werde. Wenn aber der Mann nicht also will und zu den Ältesten unter dem Thor spricht: Es gefällt mir nicht, sie zu nehmen, so soll seines Bruders Weib vor den Ältesten zu ihm treten und ihm seinen Schuh von seinem Fuß ausziehen und ihm in sein Angesicht speien, und soll anheben und sprechen: „Also soll man thun einem jeden Manne, der seines Bruders Haus nicht bauen will. Und sein Name soll in Israel das Haus des Barfüßers heißen."[2] Damit ist aber auch das Recht der Vielweiberei anerkannt. Begreiflich, daß in einer Familie, wo drei und vier Frauen die dienenden Lebensgefährtinnen desselben Mannes sind, jede ihre eigenen Kinder in besondere Pflege und Obhut nimmt. Unter solchen Verhältnissen haftet wie bei den alten Israeliten die Vorstellung vom unbedingten Kindesgehorsam am Bild der Mutter und gestaltet das Wort vom Zaum in der Mutter Hand zum Ausdruck für entschiedene Oberherrschaft.[3] Streng halten sich die hiesigen Juden noch an die altväterliche Sitte, vor jedem

[1] Jer. 5, 2. — [2] 5. Mos. 25, 5—10. — [3] 2. Sam. 8, 1.

Gebet den pergamentnen Gebetsriemen sich um die Stirne zu legen, weil das Gesetz fordere: „Die Gebote Gottes sollen dir zum Gedenkzeichen zwischen deinen Augen sein.“ [1]

Beim entsetzlichen Drusenaufstand im Jahre 1860, der die blinde muhammedanische Glaubenswut in ganz Syrien zu mächtiger Flamme entfachte, war das Kriegswetter nahe an Safed vorübergezogen. Der wackere Konsularagent hatte damals aus Christen und Muhammedanern eine etwa 700 Mann starke Garnison formiert, da die Stadt von allem türkischen Militär entblößt war. Mit diesem kleinen Heer wußte er Safed und die nächsten umliegenden Dörfer vor den würgenden und plündernden Feinden zu schützen. Der Aufstand übrigens, der anfänglich einen politisch-religiösen Charakter hatte, artete in gemeinen Raubkrieg aus. Christen überfielen und mordeten ihre eigenen Brüder. Unter dem harten Drucke des Despotismus weiß das hier lebende Volk vom Gesetz der Freiheit nichts. Wenn daher der Anstoß gegeben, brechen seine düsteren Leidenschaften in ungebrochener Stärke immer wieder hervor und es letzt die glühende Lust an Raub und Blut, wo immer es für sie Nahrung findet.

Safed hat das verhältnismäßig kühle Klima Jerusalems, mit dem es in ungefähr gleicher Höhe liegt. [2] Man sollte glauben, es müsse für wohlhabende Leute viel Anziehendes besitzen, hier die heiße und in Tiberias die kalte Jahreszeit zu verbringen, wie einst die makkabäischen und herodischen Fürsten ihre Residenz zwischen Jericho und Jerusalem teilten. Doch im Winter herrschen zu Tiberias tödtliche Fieber und Safed wird im Sommer von einer Unmasse Skorpionen und Schlangen heimgesucht. Es kommt nicht selten hier vor, daß, wenn einer mit der Hand sich an die Wand lehnen will oder eine Mauer einreißt, er von einer Schlange gebissen wird. [3] Mein Gastfreund erzählte mir, daß er selbst letzten Sommer eine 3 Fuß lange

[1] 5. Mos. 6, 8. — [2] Safed 838 m, Jerusalem 774 m über Meer. — [3] Amos 5, 19. Predig. 10, 8.

Schlange geschossen, die durch ein Loch in der Wand in sein Schlafzimmer gekrochen war. Mutige junge Bursche bewachen die Schlangenlöcher, und sobald eine Schlange den Kopf aus dem Loche hervorstreckt, packen sie dieselbe mit größter Behendigkeit von hinten am Genick und fangen sie also lebendig. Einst aber, verkündet der Prophet, wird die Zeit kommen, wo auch der Säugling an der Höhle der Natter spielt und der dreijährige Knabe nach dem Tagloche der Schlange seine Hand ausstreckt.[1] Gerne halten sich die Schlangen zwischen den ein bis zwei Fuß hohen Stoppeln der Getreidefelder auf. Diese Stoppeln werden im Herbste angezündet. Wenn dann die Feuerwoge über das Feld sich hinwälzt, fliehen die Schlangen und Nattern in höchster Eile, um „dem kommenden Zorne zu entrinnen".[2] Über den Flammen steigen Palmen gleich senkrechte Rauchsäulen auf und sinken im nächsten Augenblick zusammen, ein Bild des stolz aufstrebenden und doch so nichtigen Menschenlebens.[3] Die Umgegend von Safed ist mit ihren Gazellen und wilden Schweinen ein dankbares Feld für die Jagd. Bisweilen soll sich auch etwa ein Panther aus den Schluchten des Hermon in die benachbarten Berge verirren. Abgeschnitten von aller gebildeten Welt, alle Bequemlichkeit europäischen Lebens durchaus entbehrend, im täglichen Verkehr mit den entarteten Nachkommen Jakobs ist dem hiesigen Konsularagenten wahrlich kein beneidenswertes Los zugefallen. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß er mit Eifer und Treue sein Amt verwaltet. Wie ich von zuverlässigen Zeugen erfuhr, genießt er bei Juden und Christen großer Liebe und Achtung.

15. April.

Am folgenden Morgen stieg ich zum Kastell hinauf. Der Weg führte durch den Bazar, wo Orangen und trockene Feigen in Haufen aufgeschichtet waren, aber zu hohen Preisen verkauft wurden. Auf den

[1] Jes. 11, 8, wo mëura nicht das Augenlicht, sondern die Öffnung des Schlangenloches, durch welches das Licht eindringt, bedeutet. — [2] Matth. 3, 7. — [3] Joel 2, 30 nach dem Grundtexte und Jak. 1, 14.

Ruinen des festen Schlosses genoß ich herrliche Rundschau, stund ich doch hier auf einer der aussichtsreichsten Höhen des Gebirges Naphthali.[1] Im Osten, jenseits des Jordanthales, zeichneten sich die vielen erloschenen Krater des nördlichen Dschaulangaues, riesigen Zuckerhüten gleich, mit wunderbarer Deutlichkeit in der reinen Morgenluft ab, während von Südosten der blaue Spiegel des Genezarethsees zwischen den Rahmen der Dschaulanhochebene und des Unterlandes von Naphthali heraufschimmerte. Stolz überragte südwärts der Taborkegel die umliegenden Berge. Westwärts von ihm wurde ein Stück der Jesreelsebene sichtbar. Im Nordwesten hatte ich den gewaltigen Dschermak[2] mir gegenüber, nur wenige Stunden entfernt. Die Alpen des Libanon und Hermon waren von nähern hohen Bergzügen verdeckt. Zu den Füßen des Kastells breitete sich die Stadt aus in drei gänzlich von einander gesonderten Quartieren. Hier im Norden die Juden, dort auf der südwestlichen Verlängerung des Berges die Muhammedaner samt den wenigen Christen. Ihnen gehörte auch das dritte Quartier, das wir gestern näher gesehen. Unterhalb der Stadt war der Berg mit Feigen-, Öl- und Granatbäumen, auch mit Rebgeländen überkleidet. Das Kastell, einst eine feste, beinahe unbezwingliche Burg der Tempelritter, hatte fast 400 Jahre lang den Stürmen der Zeit getrotzt, bis auch es 1837 dem furchtbaren Erdbeben unterlag, von dessen verheerenden Wirkungen wir schon in Tiberias berichteten. Damals wurden mehrere Tausend Juden unter den Trümmern Safeds erschlagen. Ihre Häuser waren, wie jetzt wieder, am Nordabhange erbaut. Dort aber fällt der Berg teilweise so steil ab, daß die Dächer der untern Häuserreihe die Gasse für die obere bildet, wie einst in der Apostelzeit bei der berühmten Feste Gamala jenseits des Sees Genezareth. Durch die Erdstöße fiel eine Reihe auf die andere nieder. Dieser Umstand hauptsächlich verschuldete den Untergang so vieler Menschenleben.

[1] Jos. 20, 7. — [2] 1199 m über Meer.

Um das Kastell von Safed, das eine sehr günstige Lage besaß, hatten einst Franken und Sarazenen heiß mit einander gekämpft. Den 21. Juli 1266 mußte die letzte christliche Besatzung auf Bedingungen kapitulieren. Sie verließ die Festung, in Hoffnung Akko gewinnen zu können. Allein der treulose Sultan Bibars brach den Vertrag und gab Befehl, sie alle, 2000 an der Zahl, zu töten, ihre Priester, wie Einige berichten, lebendig zu schinden. Die Festungswerke ließ er verstärken, so daß Safed ein Bollwerk von ganz Syrien wurde.

Von Safed nach Sidon.

Wir zogen weiter durch das Judenquartier hinab und kamen bald in den Grund des tiefen Thales, das im Norden des Safedberges nach Südwesten läuft um sich mit der von senkrechten Felswänden eingerahmten Riesenschlucht Wadi Dschinn zu vereinen. Wie wir die jenseitigen Höhen erstiegen hatten, wurde der Hermon sichtbar. Das strahlend weiße Gebirge, in den tiefblauen Luftozean getaucht, war von hoher, malerischer Schönheit. Wir gingen über ein Hochland mit sanft eingeschnittenen Thälern und niedrigen Erhebungen. Vulkanische Kräfte haben hier einst gewaltet und aus Kratern, die seitdem längst zu kleinen Seen geworden sind, dunkle Steinfluten ergossen. Baumlos und spärlich bebaut, von kahlen Bergen im Osten begrenzt, hatte diese Gegend etwas Ödes und Einförmiges, wofür aber der Hintergrund im Norden und Nordosten entschädigte. Hirten hüteten da und dort Ziegen- oder Schafherden. Die Straße, die wir gingen, war ziemlich belebt. Da ritten, wie unser Auwad, so manche auf dem Esel, ohne Zaum, Gebiß und Steigbügel, viele auf Eselinnen, denen man wegen ihres sanfteren Trittes, vor jenen den Vorzug gibt. Oftmals sah ich das Füllen hinter der Mutter herlaufen, ein anmutiger

Anblick. Wie einfach ist doch der Fürst des Friedens und der Liebe zu seinem Triumph- und Todestag in Jerusalem eingezogen! Jetzt verstand ich das Wort des Propheten: „Dein König kommt, Tochter Zion, und reitet auf einer Eselin und auf einem Füllen des Lasttiers“.[1] Wenn einmal ein Maler es unternehmen wollte, ein Christusbild in wahrhaft geschichtlicher Gewandung zu malen, welch reichlichen Stoff zu getreuen Studien würde ihm das heutige Palästina bieten!

Nach zwei Stunden erreichten wir das Dorf el-Dschisch, das alte Giskala. Es liegt nahe dem Anfang eines flachen, gut bebauten Thales, auf einem Hügel, der nach Osten hin sehr steil abfällt. Reben und Feigenbäume schmückten die nächste Umgebung des Dorfes. Von Giskala stammte einer der Führer, unter denen die Juden dem Heere des Titus hinter den Mauern Jerusalems so langen verzweiflungsvollen Widerstand geleistet. Auch sollen hier die Eltern des Apostels Paulus ihre Heimat gehabt haben, bevor sie nach Tarsus übersiedelten. Wir gingen nicht ins Dorf hinauf, sondern wandten uns sogleich in die Schlucht hinunter. Drei reiche Quellen stürzten vom Abhange des Hügels herab und eilten sodann als laut rauschender Bach, von Gebüsch umsäumt, nach Nordwesten fort. Eine Stunde lang ging der Weg im Grunde oder an der Halde eines engen Thales mit vielen Windungen weiter nach Norden. Hier war uns alle Aussicht in die Ferne abgeschnitten. Die steilen Thalwände rechts und links zeigten sich meist steinig und öd und boten deshalb nur Weide für klettergewandte Ziegen. Bei sanfterem Abfall waren sie stellenweise für Getreidesaaten urbar gemacht. Da, wo das Thal in scharfem Bogen sich ostwärts wandte, um als eine Schlucht von großartiger Kühnheit unter dem Namen Farah und Hendadsch in die Felsen des Naphthali-

[1] Matth. 21, 5. Zach. 9, 9. Nicht etwa auf zwei Tieren ist Christus gesessen, sondern der Zusatz „auf einem Füllen des Lasttiers“ will nur andeuten, daß der Friedfürst auf einem noch nie gebrauchten und darum besonders geweihten Tiere seinen Einzug gehalten habe.

gebirges sich einzugraben, verließen wir es und stiegen zu einem sanft-gewellten Hochland herauf. Die Farah-Hendadschschlucht bildet eine langgestreckte, tiefeingeschnittene Gaugrenze. Bis zu ihr erstreckte sich einst „der Kreis der Heiden",[1] das ist Galiläa im ältesten Sinn des Wortes. Wohl nahm der Stamm Naphthali das ganze Land am rechten Ufer des obern Jordan und des Genezarethsees in Besitz; aber schon Salomo trat den „Galiläagau" (Land Galil) zu einem großen Teil an den König von Tyrus ab,[2] und zu Christi Zeit war diese Gegend vollends phönizisches Gebiet. Über das gleiche Hochland, über das wir heute unsere Schritte lenkten, wanderte einst unser Herr, als ihn die syro-phönizische Mutter um Heilung ihrer Tochter anflehte.[3] In weitgezogenen flachen Wellenformen dehnte sich das Gebirge vor uns aus, da wir in gerader nordwestlicher Richtung nach Jarun (in der Bibel Jireon) zogen. Schon aus ziemlicher Entfernung erblickten wir dieses an langsam ansteigender Halde gelegene Dorf und unweit nordöstlich davon auf kleiner vereinzelter Anhöhe Ruinen, einfach „Der" (Kloster) genannt. Diese Ruinen bildeten die Reste einer christlichen Kirche, wie schon die Kreuze an einigen Säulenkapitälen bewiesen. Sie hatte Basilikaform und war von West nach Ost gerichtet. Ursprünglich mochte hier, nach einer halb verstümmelten Inschrift zu schließen, ein heidnischer Tempel gestanden haben. Ihm folgte eine jüdische Synagoge, und aus den Trümmern der letztern erhob sich das christliche Gotteshaus, um ebenfalls dem Sturme der Zeit zu erliegen. In längst vergangenen Jahrhunderten wohnten hier Söhne Naphthalis.[4]

Am Fuße der Anhöhe hatten sich die trüben Regenwasser in einem großen, kunstlosen Teiche gesammelt. Nach Norden zu dehnten sich schön grünende Saaten über eine anmutig geschweifte Ebene aus. Unser Weg führte über dieselbe hin und zog sich dann durch einen Wald von Eichen, Terebinthen, Ebereschen, Laurus, Weiß-

---

[1] Jes. 9, 1. 8, 23. 1. Kön. 9, 11. — [2] 2. Kön. 15, 29. — [3] Mark. 7, 24, 25. — [4] Jos. 19, 38.

dorn, Berberitzen, Erdbeer- und wilden Mandelbäumen. Wie erquickt das Auge der reiche Blätterschmuck mit seinen mannigfaltigen Farbentönen vom dunkeln zum hellen, vom matten zum glänzenden Grün! Aber mitten in diesem weiten Niederwald ergriff den Wanderer die Sehnsucht nach dem hochgebauten Waldesdach der Heimat! Aus dem Waldrevier heraustretend, bekamen wir den großen Flecken Bent Dschebeil zu Gesicht und im Hintergrunde tauchten wiederum die Schneeberge in aller Schönheit empor. Wir schritten an der östlichen Halde des weiten Thales (Wadi Dschessireh) hin, über das der Flecken terrassenförmig sich erhebt. Bald hatten wir den letztern selbst erreicht. Es war nachmittags um zwei Uhr. Sofort umringten uns eine Menge Leute, als wir nahe einer Hütte ein wenig ausruhten, und ein vornehm gekleideter Einwohner redete mich in französischer Sprache an. In sanft ansteigenden Terrassen reihen sich die Gassen Bent Dschebeils über einander, so daß der Flecken aus der Ferne einen recht stattlichen Anblick gewährt. Am Fuße des Hügels hatten sich die Regenwasser, ähnlich wie bei der Basilika von Iron, in einem großen, kunstlosen Teiche gesammelt, in dessen Nähe kleine Kinder, von Kleidern wenig behindert, sich herumwälzten. Das Bild von solch erdbraunen nackten oder halbnackten Kindern von zwei bis sieben Jahren am Rande eines Teiches war mir von der philistäischen Ebene her vertraut, einst auch den Dichtern und Propheten Israels sehr geläufig, wurde aber von den Übersetzern meist nicht mehr verstanden. Sonst müßte in unserer Bibel die bekannte Stelle des 8. Psalms lauten: „Aus dem Munde der Säuglinge und der sich herumwälzenden (Kinder) hast du dir eine Macht bereitet.“ [1]

Bent Dschebeil ist fast ganz von Metawileh bewohnt, einer ketzerischen Sekte der Muhammedaner. Nach Art der alten Ägypter schließen sie sich aufs strengste von Andersglaubenden ab. Lieber zer-

[1] Ps. 8, 3.

brechen sie den irdenen Krug, als daß sie ihn zum Munde führten, wenn z. B. ein Christ zuvor daraus getrunken. In eigentümlicher Form sind bei den Metawileh die strengen Reinigkeitsgebote der Hebräer wieder aufgelebt. Machte in Israel die Berührung einer Leiche unrein,[1] so hier, wenn ein Fremder an das Kleid des Rechtgläubigen streift. An der strengen Ausschließlichkeit der Metawileh rächen sich die übrigen Muhammedaner durch grausamen Spott, indem sie behaupten, nach dem Tode werden die Metawileh in Schweine verwandelt und beim jüngsten Gerichte in Esel, auf denen alsdann die Juden zum Gerichtstage reiten.

Nordwestwärts unsere Reise weiter fortsetzend, kamen wir bald auf eine wellenförmige Hochebene, auf der uns der Anblick der stolzthronenden Feste Tibnin überraschte. Langsam führte darauf der Weg zunächst in ein von steilen Hügeln umgebenes Thal hinunter. Die ganze Gegend von Bent Dschebeil machte wegen ihrer Baumlosigkeit einen wenig freundlichen Eindruck. Nicht einmal die Olivenhaine sah ich hier in der Nähe der Dörfer, jenen bescheidenen Schmuck, der selbst im Gebirge von Juda und Benjamin keinem Dorfe fehlte. Zudem dehnte sich noch ein grauer Himmel über der ernsten, schweigenden, einförmig gelben Landschaft aus, so daß von ihr die Feste Tibnin in rauher, düsterer Schönheit sich abhob. Ein steiler, mühsamer Pfad führte zu derselben hinauf, indem sie die jäh nach allen Seiten abfallende Nordostspitze eines Hügels bekrönt. Ihr gegenüber jenseits eines stark eingebogenen Sattels sahen wir die Trümmer kleinerer Festungswerke. Auf dem Sattel aber breitet sich das von Christen bewohnte Dorf Tibnin aus.

Der Schech nahm uns als Glaubensverwandte sehr freundlich auf. Er führte uns in sein bestes, mit Fensterladen versehenes Gemach und breitete seine schönsten Teppiche für uns aus. Doch mich

[1] 4. Mos. 19, 11.

verlangte, das Kastell zu besuchen, weshalb wir die Hütte des Schechs bald wieder verließen. Indem ich durch die Gassen des Dorfes schritt, bemerkte ich zum erstenmale ganz hölzerne Pflugscharen. Gewöhnlich sind sie doch auch hier zu Lande mit Eisen beschlagen. Zwischen dem Dorfe und dem Kastellberge pflegen die Tibniner ihre Toten beizusetzen. In der Nähe dieses schmucklosen Friedhofes lag ein tiefer Teich, aus dem die Weiber fleißig Wasser schöpften. Der sehr steile Weg zum Kastell hinauf war mit großen Steinen gepflastert. Dies Straßenpflaster wie das schöngeformte Thor erinnerten an die Zeit, da die prachtliebenden Kreuzritter hier herrschten (Hugo von S., Aldemar und seine Nachfolger). Wir traten durch das Thor in einen weiten, fast rings von Gebäuden umgebenen Hof. Sogleich bestieg ich eines der platten Dächer, um hier in aller Gemütsruhe an der herrlichen Aussicht mich zu erfreuen. Ein feuchter Regenwind hatte diesen Nachmittag schweres Gewölk am Himmel heraufgezogen und einzelne schwere Tropfen waren gefallen. Doch gegen Abend heiterte sich das Wetter soweit wieder auf, daß mein Blick ungehindert in die Ferne schweifen konnte. Kaum aber war ich oben auf dem Dache, so stürzten einige Diener des adeligen Schloßbesitzers mit wildem Geschrei und wütenden Geberden auf mich zu. Ich Frecher hatte es gewagt, auf ein Dach zu steigen, von wo ich in die Höfe des Harems hinunter sehen konnte. Wie ihrer Wut begegnen? Ich war so ganz wehrlos. Ruhig zog ich meinen Firman, den ich glücklicherweise bei mir trug, aus dem Futteral und hielt ihn weit aufgethan wie einen schützenden Schild vor mich hin. Das Mittel that seine gute Wirkung. Der Firman flößte den wilden Burschen Respekt ein und höflich baten sie mich, hinunterzusteigen, was ich natürlich auch sogleich that. Darauf holten sie den Besitzer des Schlosses, Aly Bey, einen Sprossen der uralten und hochangesehenen Adelsfamilie es-Saghir. Er begrüßte mich achtungsvoll und ging mit mir auf ein anderes Dach. Es war ein Mann von bürgerlich ernstem

Aussehen. An seiner rechten Hand glänzten einige kostbare Brillantringe zum Zeichen seiner Hoheit. Er hatte über viele Dörfer rings um Tibnin zu gebieten. Ein Knecht mußte mir einen Sessel bringen und in zierlichem Glase wurde mir Scherbet gereicht. Nachdem der Schloßbesitzer meinen Firman gelesen, überfloß er in Höflichkeitsäußerungen gegen mich in echt arabischer Weise. Ich solle sein Haus, beteuerte er, als das meine betrachten. Es wäre ihm eine Freude, wenn ich ein ganzes Jahr lang als sein Freund bei ihm weilen wollte. Wenigstens möge ich einige Tage da verbleiben, dann würden wir zusammen auf die Jagd gehen. Das aber konnte er nicht begreifen, daß ein angesehener Bürger der schweizerischen Republik, wie ich nämlich im Firman genannt wurde, ärmlich, wie ein Fellache, zu Fuß durchs Land pilgere. Seine Diener wies er an, mir die Namen aller umliegenden Berge und Ortschaften zu nennen. Ein prachtvolles Landschaftsbild entfaltete sich hier vor meinen Augen. Mitten in der gebirgigen Gegend thronte Tibnin wie eine Königin. Im fernen Westen glänzte die blaue Meeresflut am Strande der tyrischen Ebene. Im Norden und Nordosten erhoben sich die riesigen Firnen des Libanon und Hermon. Zwischen diesen beiden Grenzen ein von zahllosen Thälern und Schluchten zerklüftetes Gebirgsland, hier nur kahle Bergkämme zeigend, dort mit Grün überkleidet. Über mehr als 15 Dörfer schweifte der Blick. Ostwärts bei dem hochgelegenen Biraschit erkannte ich deutlich den gewaltigen Messiasbaum, eine einsam stehende, majestätische Eiche. Wälder aber boten sich nirgends meinem Blicke dar, so sehnsüchtig ich auch darnach ausspähte. Es hatte mich heute das Heimweh nach den waldbedeckten Bergen, den grünen Auen des Vaterlandes stärker denn je erfaßt. Andere Reisende haben den Baumreichtum Galiläas nordwärts von Giskala gepriesen. Sie sind, wie es scheint, nicht meine Straße gezogen. Ein Hauch des Todes schien mir hier wie in Benjamin auf dem heiligen Lande zu liegen.

Nach vornehmer Sitte des Morgenlandes hatten die Gastzimmer sehr hohe und zierlich bemalte Decken. Die erhöhte Abteilung des Fußbodens war mit Teppichen überlegt. Auf kleinem rundem Tisch wurde für mich allein das Abendessen aufgestellt. Alle Gerichte waren zumal mir vorgesetzt worden, Reis mit gesottenem Schaffleisch, Fleischtörtchen, gebratene Zwiebeln mit Brühe, ein säuerliches Fleischgericht, saure Milch, schmackhafte, frischgebackene Brotfladen. Neben mir stand ein Diener, der den Befehl hatte, mir immerfort frisches Wasser einzuschenken und der mir vor und nach dem Essen das Waschbecken anbot, zum Waschen der Hände.[1] Den Schluß der Mahlzeit machte eine kleine Schale dicken, ungezuckerten Kaffees. Der Schloßherr war nicht dabei, als ich aß; denn ihm als einem Mutawali[2] wäre ohnehin ein Teilnehmen am Mahle nicht erlaubt gewesen. „Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war", ging ich in das Zimmer hinüber, wo mein Gastfreund sich aufhielt. Er saß mit etwa zehn seiner Glaubensgenossen zusammen. Sie lasen abwechselnd vor aus einem Buche und knüpften daran ein in morgenländischer Ruhe und Mäßigung gehaltenes Gespräch. Ich kauerte als stummer Zuschauer in ihrer Mitte. An die Seite des Schloßherrn schmiegten sich Hunden gleich zwei Jagdfalken, die an ihren Krallen silberne Schellen trugen. Jagdhunde liefen viele im Hofe herum. Sie waren den unsern ganz ähnlich. Der Herr von Tibnin wurde mir als leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd geschildert, wie ich nun auch selber mich überzeugen konnte. Diener, deren dreißig im Schlosse sich befanden, gingen ab und zu, indem sie von Zeit zu Zeit eine Schale Kaffees herumreichten, mir natürlich in besonderer, nie von einem Mutawali benutzten Tasse. Im Tone der Unterhaltung lag etwas Herzliches und ungemein Würdiges. Sorgfältig hatten sie die Füße unter ihrem Kleide verborgen, wie dies die morgenländische Schicklichkeit in ernster und angesehener Gesellschaft immer strenge fordert.

[1] Luk. 11, 38. — [2] Einzahl des Wortes Metawileh.

Schon vor Jahrtausenden erzählte der Prophet, daß die himmlischen Diener vor dem höchsten Herrn ihre Füße gedeckt hätten.[1] Gegen neun Uhr begab ich mich zur Ruhe. Die Diener hatten weiße reinliche Tücher über die mit Baumwolle gesteppten Matten ausgebreitet. Das Bett ließ nichts zu wünschen übrig. Unser Zimmer warm zu halten, brannte im Kohlenbecken ein nur zu stark glühendes Feuer.

Der christliche Schech im Dorf unten hatte es gar nicht gern gesehen, daß ich von ihm weggegangen. Er hoffte immer, ich werde noch zurückkehren. Als ich dann nach einer Stunde, nach zweien nicht mehr kam, ließ er mir sagen, er habe meinetwegen ein Schaf geschlachtet, ich solle doch sein Obdach nicht verschmähen. Selten ist hier zu Lande der Fleischgenuß. Wenn aber ein Schech zu Ehren eines Gastes ein Schaf oder eine Ziege schlachtet, so verlangt es die Sitte, daß er die Männer seines Dorfes zu der ungewöhnlichen festlichen Mahlzeit einlade. Mit einem freudigen el-hamdu lillah „Gott sei gepriesen" folgen sie diesem Rufe, und noch lange nachher sprechen sie von dem frohen Ereignis, das so angenehm die Eintönigkeit ihres Alltagslebens unterbrach. Wir begreifen daher, wie man schon im Altertum von einem Menschen, dem es wohl ging, sagen konnte, er weide sein Herz wie am Tage der Schlachtung.[2] Nun mußten freilich die christlichen Tibniner ihr Freudenmahl ohne den fremden Bruder aus dem Abendland genießen. Ich wurde hier mit so viel Gastfreundschaft überhäuft, daß ich unwillkürlich an den Hirtenfürsten zu Hebron, den Stammvater Israels, mich erinnern mußte.

16. April.

Morgen eh es noch laut wurde im Hofe, sattelte Auwad seinen Esel, belud ihn mit dem Tornister und wir setzten unsern Stab weiter. Wir hatten heute kein großes Tagwerk vor. Das sechs Stunden entfernte Sur oder Tyrus war unser Reiseziel. Hirten und

[1] Jes. 6, 2. — [2] Jak. 5, 5.

Herden zogen mit uns den steilen Pfad hinunter, der sich am Westabhang von Tibnin hinunterwindet. Die Ziegen trieben viel Mutwillen mit lustigen Sprüngen und fleißigen Stößen, während die blöckenden Schafe ordnungsmäßig ihrem Leithammel folgten. Zahlreich waren die Esel unter den Auswanderern vertreten. Ihre Füllen schienen von einem geordneten Zug noch schwache Begriffe zu haben, rannten da und dorthin gleich den Ziegen, so daß sie den Hirten nicht wenig zu schaffen machten. Aus der Thalschlucht westlich aufsteigend kamen wir zu dem von vielen Bäumen umgebenen Dörflein Jehudijeh „Judendorf". Der Namen bezeugt, daß hier Juden gewohnt haben, als es in der Umgegend keine mehr gab. Aber ich fand auch eine schwache Spur von einer Synagoge, die einst hier gestanden, nämlich einen schön gemeißelten Steinblock.

Der Weg zog sich von da an fünf Stunden lang über ein von vielen Thälern und Schluchten durchschnittenes Hochland, sodaß unser Wandern ein stetes Auf- und Absteigen war. Beim Dorfe Ter es-Sibna machten wir einen kurzen Halt. Nicht aus Luftziegeln, was sonst das gewöhnliche ist, sondern aus behauenen Steinen waren hier die Häuser gebaut und die Quader- und Säulenreste einer griechischen Kirche bewiesen, daß in längst vergangener Zeit der Ort einst noch bessere Tage gesehen. In den angrenzenden Baumgärten grünten neben Oliven- und Feigenbäumen auch Orangenbäume zum Zeichen, daß die milden feuchten Meereslüfte bis hieher ihre Wirkung ausüben; denn diese zarten Fremdlinge aus Persiens gesegnetsten Thälern gedeihen auf dem höheren und mehr landeinwärts liegenden Gebirge Israels nicht.

Weder stolze Berge noch tiefe Schluchten zeigten sich unsern Blicken, als wir weiter zogen, sondern ein allmälig meerwärts sich absenkendes Hügelland, durchfurcht von unzähligen kleinern und größeren Rinnsalen und von ganz regelloser Gestalt. Kein Waldesrauschen, kein Plätschern von Bächen unterbrach die einsame Stille dieser Landschaft; aber in der Nähe dieser Dörfer fehlte es nirgends an wohl-

bestellten Äckern und schattigen Baumgärten. Zwei Stunden westlich von Ter Sibna stiegen wir in ein liebliches kleines Thal hinunter, in welchem von Oliven- und Feigenbäumen umkränzt das Dörfchen Dschilu ruhte. Zwei Quellen traten unterhalb des Dorfes zu Tage, reich genug, um weiter unten eine Mühle zu treiben. Noch sahen wir acht Spitzbogen der für diesen Zweck erbauten Wasserleitung.

Wir waren von Tibnin her etwa fünf Stunden gewandert, als wir endlich auf die letzte Höhenstufe heraustraten und nun die kaum eine halbe Stunde breite tyrische Ebene zu unsern Füßen sahen. Den ganzen westlichen Hintergrund schloß das Meer ab, von dessen tiefem Blau die weiße Häusermasse von Sur (so heißen die Araber Tyrus) auf schmaler Landzunge malerisch eingerahmt war. Gen Süd begrenzte ein hoher Bergwall, der als steiles Vorgebirge unter dem Namen Ras el-abiad ins Meer hinausragt, die Aussicht, während im Norden und Nordosten die schimmernden Schneekuppen des Libanon und Hermon den festlichen Eindruck des ganzen Landschaftsbildes erhöhten. An üppigen Gerstenfeldern und magern Weideplätzen, an pflügenden Bauern und müßigen Hirten vorbei schritten wir über die langsame Abdachung des Gebirges zur Ebene hinunter und erreichten bald eine breitgetretene Handelsstraße, auf der uns große Züge von Kamelen entgegenkamen. Knaben und Weiber saßen bisweilen auf dem hohen Höcker, unaufhörlich in schaukelnder Bewegung gehalten durch den plumpen Gang des Tieres. Diese Leute sind aber an diese Bewegung so gewöhnt, daß die Kinder sie aus freien Stücken nachmachen, wenn sie sich ihre Koransprüche einprägen wollen. Das Lastkamel läuft übrigens sehr langsam, so daß jeder kräftige Fußgänger es weit überholt, während das eigentliche Reitkamel beständig trabend einen Weg von drei bis drei und ein halb Stunden in einer Stunde zurücklegt und sechszehn Stunden im Trabe aushalten kann. Am Fuße des Gebirges trafen wir eine Wasserleitung, die vor Zeiten einst frisches Quellwasser nach Tyrus geführt hat. Sie kam von Süd her, zog sich dem Gebirg entlang

als ein in den Fels gehauener Kanal und setzte sich dann in westlicher Richtung auf mächtigen Rundbogen fort. Bei der Biegung erhebt sich ein kleiner Hügel, Tell Maschuk, das ist „Hügel des Geliebten" geheißen. Da stund in alter Zeit ein Heiligtum der Tyrer zu Ehren ihres Adon („Herrn"), dessen Schönheit nach ihrem Glauben in den Blumen des Frühlings sich offenbart und den um seiner Anmut willen die Himmelskönigin Astarte zu ihrem „Geliebten" erkor. Im Mai 1099 lagerten sich hier die Kreuzfahrer, den Schatten jetzt längst verschwundener Obstbäume genießend. Die erste Anlage der Wasserleitung reicht ins graue Altertum zurück. Wieder und wieder zerstört, wurde sie unter den Römern so fest gebaut, daß wenigstens ein Teil derselben sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Je näher wir der Stadt zurückten, desto mehr war die Straße mit Sand gefüllt, den die heftigen Weststürme immer tiefer ins Land hineinwerfen. Die ehemalige Inselstadt ist längst durch einen breiten Dünenhals mit dem Festlande verbunden.

Es war nachmittags zwei Uhr, als wir in das kleine ärmliche Sur einzogen. Im Fruchtbazar sahen wir neben dürrem Obst, Bohnen, Tabak und Datteln, Limonen aufgehäuft. Ich kaufte mir einige dieser saftreichen aber faden Früchte. Durch die Bazarstraße gelangten wir auf einen öffentlichen Platz, in dessen Nähe der amerikanische Consularagent, ein Araber, sein Haus hatte. Ich war sehr froh, hier eine gastfreundliche Herberge zu finden, da ich mich matt und unwohl fühlte. In dem hohen geräumigen Obergemach streckte ich mich auf dem Diwan aus, der nach allgemeiner Stadtsitte im Morgenland auf drei Seiten der Wand hinlief. Der Boden war mit Strohmatten belegt. Während ich ruhte, hörte ich beständig Frauen auf Stelzschuhen durch das Haus klappern. Seltsame Sitte, dachte ich in meinem Kopfschmerz, die solche „Standeserhöhung" den städtischen Frauen anbefiehlt und die so wenig Verständnis zeigt für die Anmut eines leisen elastischen Schrittes. Nachdem ich mich ein wenig erholt

Junge Frau auf Stelzschuhen.

hatte, nahm ich meine immerhin schwachen Kräfte zusammen, um einen Gang durch die Stadt und ihre nächste Umgebung zu machen. Das Innere der Stadt bot aber wenig bemerkenswertes. Es war ein Haufe ein- und zweistöckiger Häuser mit mehr oder weniger schmutzigen Gassen. Ich ging zum Hafen hinaus, der an den nordwestlichen Stadttheil angrenzt. Hier hatten einst die tyrischen Kaufleute ihre Handelsschätze aus- und eingeladen. Noch war ein Rest des alten Molo vorhanden und auf einer niedrigen Mauer im Wasser draußen sah ich wohl zwanzig Säulen neben einander liegen. Doch der Hafen war gänzlich versandet. Nicht einmal kleinere Boote konnten ihn mehr benutzen, sondern mußten draußen vor der Mauer ankern. Halbnackte Lastträger wateten, ihre Bürden auf dem Kopfe tragend, durch das seichte Wasser zu den Schiffen hinaus. Die Stadt nahm bei weitem

nicht den ganzen Flächenraum der Halbinsel ein. Da wo ihre Mauern aber das Meer nicht berührten, zog sich ein künstlich aufgeführter Wall längs dem Strande hin. Auf demselben herumgehend bemerkte ich auf den naheliegenden Klippen sehr viele mächtig dicke Granitsäulen. Dort erhob sich einst die Stadtmauer, aber schon vor vielen Jahrhunderten stürzte sie ins Meer, wie Sacharja weissagte.[1] Sechs bis neun Meter unter mir schlug die nimmer ruhende Flut an die zahllosen Felsbänke. Der Wall war einst durch einen großen Turm, dessen unterste Schichten die Wellen benetzten, noch verstärkt gewesen; doch jetzt lag dieses Bauwerk in Trümmern. Am weitesten zieht sich Sur auf der Südseite vom Strande zurück. Hier breiteten sich zwischen dem Wall und der vielerorts eingestürzten Stadtmauer üppig sprossende Weizenfelder und daneben ein Totenacker aus. An der Südostecke der Stadt gewahrte ich die einzige Ruine größeren Umfangs, die von der einstigen Herrlichkeit der Stadt zeugte. Es waren die Trümmer einer berühmten Kirche. In der That, staunen muß man über die riesigen Maße, die hier in Anwendung gebracht worden waren. Der Chor mit seinen Seitengewölben stand noch, sowie der Rest einer Wendeltreppe, auf der man wahrscheinlich in den Turm hinaufgestiegen. Die Mauern dieser Kirchenruine hatten eine Dicke von vier bis sechs Metern. Am Boden lagen zwei kolossale Säulen aus Granit. Dieselben sind so schwer, daß die Ingenieure des Dschezzar Pascha im vorigen Jahrhundert keine Mittel fanden, sie von der Stelle zu bewegen. Das einst gewiß prachtvolle Gebäude zeigte einfach runde Bogen. Dasselbe wurde im zwölften Jahrhundert von den Venezianern aufgeführt und ihrem Stadtheiligen zu Ehren St. Markuskirche genannt. Hier entfaltete sich all der Glanz und die Pracht des lateinischen Gottesdienstes unter fränkischen Bischöfen, von denen der ehrwürdige Geschichtschreiber Wilhelm von Tyrus allgemein berühmt geworden. Jetzt ist die Herrlichkeit des christlichen

[1] Sach. 9, 4.

wie heidnischen Tyrus gänzlich ins Grab gesunken. Eine blühende reiche Stadt, so lange die Kreuzfahrer irgend welche Macht im heiligen Land besaßen, und eine ihrer stärksten, am längsten gehaltenen Festungen, hat sich dasselbe seit dem verhängnißvollen Jahre 1291 nie mehr aus seiner Erniedrigung erhoben. Jahrhunderte lang lag es in Trümmern, so daß die Reisenden nur erzählen konnten von der „still gewordenen mitten im Meere". [1] Das heutige Sur trägt kein altes Datum.

Ich begab mich noch einmal auf den über felsigem Strand erbauten Wall zurück, um mir ein Rundbild fest einzuprägen, das durch geschichtliche Erinnerungen wie durch landschaftliche Schönheit für jeden Wanderer etwas ungemein Ergreifendes hat. Westwärts lag das Meer vor mir ausgebreitet mit dem ganzen Zauber seiner Unendlichkeit, dieses Meer, das einst die tyrischen Kaufleute so kühn nach allen Richtungen durchfurcht. Zu meinen Füßen rauschte die Brandung. An den starrenden Klippen brachen sich die Wogen, bespülten die granitenen Säulen, die nach des Propheten Wort der Feind ins Wasser geworfen. [2] Nach Osten zu gewendet umfaßte der Blick die ärmliche Stadt, zwischen deren Hütten und Häusern einige Palmen schlank emporstiegen, die tyrische Ebene mit ihren Sanddünen, Fruchtfeldern und baumreichen Gärten und ruhte am fernen Horizont auf dem weißschimmernden Alpengebirge Syriens. Ich hatte eine der ältesten Wohnstätten der Menschheit vor mir. Aber das heutige Sur betrachtend, konnte ich mit dem Propheten sagen: „Ist dieses euere freudenreiche Stadt, deren Alter von langer Zeit her ist?" [3] Was war aus Tyrus geworden, „der Kronenspenderin, deren Kaufleute Fürsten und deren Händler die Vornehmsten auf Erden waren?" [4] Nicht viel mehr als ein „Wehrd, darauf man die Fischengarne ausspannt". [5] Gerade zu Ezechiels Zeit, wie wir seiner schwung-

---

[1] Ez. 27, 32. — [2] Ez. 26, 12. — [3] Jes. 23, 7. — [4] Jes. 23, 8. — [5] Ez. 26, 14.

vollen Schilderung entnehmen, war Tyrus eine durch Reichtum, Üppigkeit, Glanz und Volksmenge hochberühmte Stadt.[1] Das Weh des Propheten hat sich aber, wenn auch freilich erst nach vielen Jahrhunderten, in buchstäblicher Weise erfüllt. Salmanassar und Nebukadnezar hatten die Stadt schwer geschädigt; doch ein weit furchtbarer Schlag traf sie im Sommer des Jahres 332 v. Ch. Damals hatte König Alexander einen mächtigen Damm bauen lassen, um vom Festlande aus die Belagerungsmaschinen gegen die hohen Mauern der Stadt heranzurücken. Mit größtem Heldenmut und bewunderungswürdigem Geschick kämpften die Tyrer gegen die sieggewohnten Schaaren Alexanders. Welch großartiges Schauspiel. Es war, als hätten die „Söhne des Morgens" alle Kraft gegen die Söhne des Abends zusammengerafft, als würden zwei Welten mit einander ringen; aber die tyrischen Götter Melkart, Eschmun, Adon und Astarte konnten ihre Gläubigen nicht vor wehevollem Untergang bewahren. Aus den Ruinen blühte indes neues Leben. Als der Apostel Paulus auf seiner letzten Reise nach Jerusalem in Tyrus landete, war letzteres längst wieder eine betriebsame Handelsstadt mit doppeltem Hafen.[2] Bis ins 14. Jahrhundert n. Chr. behauptete sich Tyrus als Königin unter den phönizischen Städten. Mit Stolz nennt der berühmte Rechtslehrer Ulpian (gestorben 220 n. Chr.) sie, „die glänzendste Stiftung Phöniziens", seine Vaterstadt; ganz ebenso preist sie der Kirchenvater Hieronymus 200 Jahre später. Noch reicher muß sie im folgenden Jahrhundert geworden sein durch Einführung der Seidenzucht. Der treuherzige italienische Pilger Antoninus berichtet aus dem Jahr 570 über Tyrus also: „Reiche Einwohner, unsäglich üppiges, ausgelassenes Leben, öffentliche Webereien für Seide und verschiedene andere Arten von Gewebe." Heutzutage hat Beirut den Seehandel Syriens an sich gezogen. Sur scheint nach menschlicher Berechnung ein ärmlicher Marktflecken bleiben zu müssen.

[1] Ez. 27. — [2] Apg. 21, 3 f.

Diesen Abend bekam ich den ersten kleinen Fieberanfall, gegen welchen heißer Thee wohlthätig wirkte, so daß ich die Nacht durch ordentlich schlafen konnte und am Morgen mich viel besser befand. Den wieder hergestellten Gast führte der Hausvater bei seiner sehr zahlreichen Familie ein, und ich begriff jetzt, warum die Hausmutter und ihre Mägde so viel über Flur und Treppe geklappert waren. Sie hatten Arbeit in Fülle; denn alle Kinder waren schmuck und sauber gekleidet und im Hause herrschte jene Reinlichkeit, ohne die wir ein behagliches Heim uns nicht denken können. Der Consularagent, ein älterer und bieder aussehender Mann, verwunderte sich nicht wenig über meine Fußreisen, ja er wähnte, es geschehe wohl in Folge eines besonderen Gelübdes.

17. April.

Mit scheinbar frischen Kräften trat ich den Weg nach Sidon an. Der Himmel, der gestern fast den ganzen Tag mit regenschweren Wolken überhangen gewesen, hatte sich heute aufgeheitert. Schon frühe leuchtete die Sonne warm auf uns hernieder. Zuerst ging der Weg hart am sandigen Strande hin. Vor dem Thore draußen lag das Aas eines Pferdes, ein höchst abstoßender Anblick. Doch hier ist die Ordnungspolizei dem Wetter und den Hunden überlassen. Mehr als zwei Stunden lang zeigte sich die einst so fruchtreiche Ebene als öde Wildnis, wo Dorngestrüpp alles überwucherte. Selten trafen wir Ackerfelder, feste menschliche Wohnungen keine, nur hie und da ein schwarzes Beduinenzelt. Von den Bergen her hatten sich viele kleinere und größere Bäche einen Weg nach dem Meere gebahnt. Einer derselben war so sumpfig, daß der Esel Auwads beim Hinüberschreiten bis an den Bauch einsank. Die Straße, obschon ein Haupthandelsweg, war diesen Morgen sehr wenig belebt. Wir bekamen keine Begleiter.

In etwas weniger als zwei Stunden erreichten wir den großen Fluß Kasimijeh, weiter oben Litani genannt. Durch die tiefen Fels-

schluchten des Libanon hat sich derselbe eine Bahn gebrochen und wendet sich dann durch die Ebene in vielen Krümmungen dem Meere zu. Seine Ufer waren fast überall, soweit das Auge reichte, malerisch mit dichtem Gebüsch umsäumt. In raschem Lauf floß der von Schneewasser angeschwollene Strom dahin. Ich hoffte, ein Bad in demselben werde mich erquicken und meine erschlafften Kräfte beleben. Allein dieß zu kalte Bad beförderte im Gegenteil den Ausbruch des Fiebers. Wir trafen hier einen ungarischen Handwerksburschen, der unsere Gutherzigkeit beanspruchte. Nach seiner Erzählung hatte er jüngst ein abenteuerliches Schicksal erlebt. Vierzehn berittene Beduinen nämlich, so berichtete er uns in gebrochenem Italienisch, haben ihn auf der Ebene Jesreel nahe bei Nazareth überfallen, ihm eine Wunde am Kopf beigebracht, das Felleisen geraubt und ihn nackt ausgezogen, so daß er nur durch das Mitleid eines Fellachen notdürftig seine Blöße wieder habe decken können. Vom Kloster in Nazareth wies er uns ein Zeugnis des Inhalts, — daß er dort das nämliche Abenteuer erzählt. Ganz schien mir daher der Fall auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nicht zu passen. Wir zogen nun zu vieren weiter nach Sidon. Eine steinerne nur auf Einem Bogen ruhende Brücke führte über den Fluß.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde begann die Ebene mit schönen Gersten- und Weizenfeldern sich zu beleben. Auch die gelblichen felsreichen Bergabhänge wurden häufiger von grünen Terrassen unterbrochen. Auf den Höhen zeigten sich Dörfer, keines aber im Tiefland, wo die Bewohner weniger Sicherheit genossen hätten. Einst aber erfreute den Wanderer, der diese Straße zog, der Anblick reizender Villen hier im ebenen Feld. Ich entdeckte öfters Reste von Mosaikböden und kunstvoll behauene Steine am Wege. Sehr lieblich wurde die Gegend, als wir uns dem hoch am Bergabhang liegenden Dorf Surafend gegenüber befanden. Eine Landzunge, mit Steintrümmern bedeckt, bildete eine kleine Bucht und gab so dem sonst ein-

förmigen Küstensaume eine angenehme Abwechslung. Üppige Saaten schmückten die Ebene, aber auch Surafend, daß hochliegende Dorf, war von Grün umgeben. Da, wo wir standen, traf der Wanderer zu Elias Zeit eine Stadt der Phönizier, Zarpath (Sarepta), einst berühmt durch seinen starken Weinbau, für immer unvergeßlich durch die sinnige Erzählung, die sich an den Namen des großen Thisbiten knüpft.[1] Die arme Wittwe, die Holz auflas vor dem Thor und ihren letzten Bissen mit dem Propheten teilte, hat den Ruhm ihrer Stadt überdauert. Nahe dieser Stätte lag ein vereinsamter Bauernhof, in welchem wir Mittagsrast hielten und uns mit Lebben, Brot und Eiern beköstigten.

Die Gegend behielt nun etwa 1 1/2 Stunden lang ihren anmutigen fruchtbaren Charakter und war belebt von weidenden Rinder- und Ziegenherden. In einem der vielen die Ebene durchschneidenden Bachbette rauschte ein starker Bach, Nahr el-Kantara, der einen mit Orangen-, Pfirsich-, Granaten- und andern Bäumen reichbesetzten Garten bewässerte. Weiter nach Norden wurde die Landschaft wieder öder, indem die Berge des Grüns fast ganz entbehrten. Von den verschiedenen Wegen, die ungefähr von Sarepta an die Ebene durchschnitten, schlugen wir den hart längs des Meeresstrandes ein. Auwad versicherte, die Winterbäche haben weiter landeinwärts große Sumpflachen gebildet, die für Fußgänger schwierig zu passieren seien. Wir hatten das Meer meist etwa sechs bis acht Meter unter uns und einmal führte der Pfad über eine natürliche Felsenbrücke. Aus stundenweiter Entfernung bot sich Sidon meinen Blicken dar, mit seinem Castell stolz ins Wasser hinausragend. Ungefähr eine Stunde südlich von der Stadt mußte ich den kleinen Fluß Zacharani überschreiten. Der niedrige Wasserstand machte uns den Übergang leicht, wenn wir auch die in Ruine zerfallene Brücke nicht mehr benutzen konnten.

[1] 1. Kön. 17, 9—16.

Noch eine halbe Stunde weiter passierten wir das breite, aber flache und sehr geschiebreiche Bette des Winterstroms Nahr es-Sanik. Dieser schien gleichsam das Weichbild Sidons gegen Süden hin einzugrenzen; denn von hier an bis zum Stadtthor säumten herrliche Gärten die Straße ein. Da prangten all die gepriesenen Obstbäume der warmen Zone, Pomeranzen, Granaten, Mandeln und so viele andere, in dichten Hainen. Wie bei Jaffa hörten wir das Knarren der Sakijeh, jener einfachen von Rindern oder Eseln getriebenen Maschine, die für die abendliche Bewässerung der Gärten das Wasser aus der Tiefe heben. Wie sah die Umgebung Sidons ganz anders herrlich und reizend aus als die von Tyrus! In stundenbreitem malerischem Kranz begrenzten diese Gärten es auf der Landseite. Die Stadt selbst ruht auf einem Hügelvorsprung. Ihre vielen hohen, stattlichen Häuser, ihr reichbesetzter Bazar, ihre belebten Gassen unterschieden sie vorteilhaft von ihrer Schwesterstadt. Hier leuchtete ein Schimmer altphönizischer Herrlichkeit auf.

Wir hatten mehr als acht Stunden von Tyrus bis hieher gebraucht und äußerst ermüdet langte ich an. Von Hebron und Gaza bis nach Sidon war ich immer zu Fuß gereist. Aber nun warf mich das Fieber nieder, so daß ich für den Rest meiner Wanderungen in Palästina diese für mich überaus genußvolle Art zu reisen fast ganz aufgeben mußte. Mit edelster Gastfreundschaft wurde ich hier von den nordamerikanischen Missionaren aufgenommen. Das stattliche Haus, in dem ich Aufnahme fand, war auf dem hohen Felsstrande erbaut. Auf dem Dache genoß ich eine unbeschränkte Aussicht auf das unendliche Meer und tief zu den Füßen rauschte ohne Aufhören die Brandung. Es liegt in diesem ruhelosen Rauschen der Meeresflut eine eigentümliche zauberhafte Melodie, unvergeßlich dem, der sie je gehört, zumal in einer mondbeglänzten, von feierlicher Stille durchwehten Nacht. Tief ermattet legte ich mich zur Ruhe und bald senkte ein fester Schlaf sich auf meine Augenlider; aber am folgenden Morgen

(18. April) fühlte ich mich nicht besser. Ich fror, den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, wo andere über große Hitze klagten. Mein Diener Abdallah zeigte für mich eine rührende Besorgtheit und pflegte mich, so gut er es immer verstand. Mit einigem Recht warf er mir vor, daß ich meine Kräfte nicht geschont und zu anstrengende Tagemärsche gemacht habe, obgleich ich doch auch nicht von pietra und ferro sei, so wenig als er.

Am Abend zwang ich, mit vieler Anstrengung freilich, meine kraftlos gewordenen Füße zu einem Spaziergang vor die Stadt hinaus. Ich schloß mich einer zahlreichen Gesellschaft an, unter der sich auch einer der Missionare, Mr. Ford, befand. Wir mußten viele winklige, schmutzige, von Viehgraben durchzogene Gassen passieren, ehe wir ans Thor gelangten. Auf dem Marktplatze vor dem letzteren sahen wir viel Volk beisammen, Käufer und Verkäufer von Obst, Mukaris mit Pferden und Eseln, müßige Leute, die ins Gespräch vertieft waren oder schweigend nebeneinander die lange Pfeife rauchten. Nahebei lagen die Gräber der Moslemin auf weitem Raum zerstreut. Unkraut umwucherte die plumpen Denkmale. Die Liebe und Verehrung für die Toten weiß hier nicht deren Ruheort zu einem anmutigen, wohlgepflegten Garten umzuwandeln, wie in meiner Heimat. Doch das Auge haftete nicht lange auf den Gräbern. Vor uns breitete sich eine reizende, in üppigster Pflanzenfülle prangende Landschaft aus, hier zur Rechten Gerstensaaten, mit deren zu halber Mannshöhe aufgewachsenen Halmen die sanftbewegte Abendluft spielte, dort zur Linken weit ausgedehnte dichte Haine, vom Silbergrün der Ölbäume bis zum dunkeln satten Grün der Charubbäume einen malerischen Farbenwechsel bietend. In diesen seinen Gärten erntet Sidon Jahr um Jahr einen reichen Segen von Granatäpfeln, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Oliven, Zitronen und Pflaumen und versieht vor allem aus den Obstmarkt von Damaskus mit Orangen, die dort nicht

mehr gedeihen.[1] Auch Birnen, Pfirsiche, Kirschen und Bananen gedeihen hier. Ein würziger Duft hauchte uns aus diesen Gärten entgegen. Mr. Ford führte mich zu den Gräbern der alten sidonischen Könige hin. Von der Stadt liegen diese Grabstätten südöstlich etwa eine Viertelstunde entfernt. Schon vor Jahrhunderten hatte die Gier von Schatzgräbern diese ehrwürdige Totenstätte aufgewühlt, die Schmucksachen geraubt, welche Liebe und Verehrung den Gestorbenen mit ins Grab gegeben, und zuletzt an Grüften und Särgen eine barbarische Zerstörungslust geübt. Im Jahr 1855 entdeckte man einen noch wohlerhaltenen Basaltsarg, der ganz die Form eines ägyptischen Mumiensarges besaß und laut einer Inschrift auf dem Deckel einst die sterblichen Reste des Königs Eschmunazar barg. Umsonst hatte einst dieser König den Störern seiner Grabesruhe mit dem Fluche der Götter gedroht; denn die Untersuchung seines Sarges ergab, daß die Räuber nur einige Knochenstücke und einen Zahn von all der Herrlichkeit des stolzen Königs übrig gelassen hatten.[2] Wir sahen noch einige Grabkammern, in deren Wände Stollen, die eigentlichen Grabstätten für die Leichen, eingehauen waren. Die Felsdecke, die etwas über Mannshöhe glatt die Kammern bedeckte, war mit rotgemalten Vierecken und Blumen verziert. Pilaster, mit Traubenskulpturen geschmückt, gliederten da und dort kunstvoll die Wände. Die Grabkammern übrigens, die nicht tief in die Erde gingen, stammten nicht aus altphönizischer, sondern aus griechischer oder römischer Zeit. Einzelne schön zubehauene Marmorstücke lagen noch herum.

Auf dem Heimwege bot sich uns das Bild der Stadt in besonders malerischer Anmut dar. Zwischen ihr und uns die grünen Gärten. Sie selbst, auf einem kleinen Vorgebirge aufgebaut, wird

[1] Damaskus liegt 690 m über Meer. — [2] Besser waren seinerzeit die Steinsärge der Eltern Eschmunazars geborgen worden; denn als man sie 1887 entdeckte, zeigten sie sich noch ganz unbeschädigt. Beim Öffnen des einen Sarges zerfiel die Mumie rasch in Staub.

stolz von dem festen, wenn auch jetzt sehr zerfallenen Kastell beherrscht, das die Südostecke desselben einnimmt. Rechts und links von der gelben, toten Steinmasse das tiefblaue Meer und über uns ein klarer Himmel, dessen herrliches Blau einige lichte, weiße Streifwolken nur um so schöner hervortreten ließen.

In den langen Jahren seiner Thätigkeit im h. Land war Mr. Ford wiederholt in großen Gefahren gewesen. Anfangs in Aleppo stationirt, erlebte er dort das erste Christengemetzel, welches ihm selbst Gefahr drohte. Nur durch den Edelmut muhammedanischer Nachbarn wurde sein Haus vor der Wut der Fanatiker geschützt. Beim Drusenaufstande des Jahres 1860 stand ihm und allen Christen in Sidon der Tod sehr nahe. Von der Zinne seines Hauses aus sah Mr. Ford dem Gemetzel vor der Stadt zu. Der Gouverneur derselben war ein heimlicher Agent des Pascha von Damaskus, der den Aufstand begonnen hatte. Gar zu gern hätte er den mordenden Drusen die Thore geöffnet, daß sie an den Christen in der Stadt ihr blutiges Werk vollendeten. Heuchlerisch erklärte er, mit seiner schwachen Garnison die Mauern nicht halten zu können. Jeden Augenblick drohte den Christen der grausame Tod. Da, im Momente der höchsten Gefahr, erschien zur unsäglichen Freude der Geängstigten ein englisches Kriegsschiff, bald darauf noch ein französisches — und sie waren gerettet. Mr. Ford bemerkte zu dieser Erzählung, man lebe hier wie auf dem Meere. Heute sei alles ruhig, morgen, ohne daß man es vorausgeahnt, in wildester Aufregung. Aber sie, die Missionare, ziehen fröhlich ihre Straße. Er sprach das so schlicht und einfach, daß ich von seiner Rede das tiefe Gefühl bekam, wie ein fester frommer Heldenmut seine Seele ruhig machte. Als infolge der muhammedanischen Greuelthaten der Jammer der einheimischen Christen ganz Syrien erfüllte, da regte sich in der alten Heimat der amerikanischen Missionare ein großes Mitleid mit den Unglücklichen, so daß zu deren Unterstützung Herr Ford und seine Freunde über eine Million

Piaster empfiengen. Daß die Gaben ohne Ansehen der Person, nur wie es die Not erheischte, verteilt wurden, erregte hier allgemeine Bewunderung.

19. April.

Am folgenden Tag traf ich zum Anhören der Nachmittagspredigt eine ziemlich zahlreiche Gemeinde versammelt. Eine Mauer schied in der Kapelle die Abteilung der Männer von derjenigen der Frauen, nach morgenländischer Sitte. Doch konnten alle Zuhörer den vornstehenden Prediger sehen, der in würdevoller Schlichtheit und herzlichem Tone die frohe Botschaft von der Liebe Gottes in Christo verkündete, mich daran erinnernd, daß auch der gefangene Apostel Paulus in Sidon[1] gepredigt, nicht mit glänzenden „überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft."[2] Es lag männlicher Ernst und eine herrliche Lauterkeit des Gemüts im ganzen Wesen dieses Missionars ausgesprochen. Gegen mich Fremden bezeigte er ein Vertrauen und eine Liebe, als ob ich einer seiner nächsten Freunde gewesen wäre, so daß ich ihn in dankbarster Erinnerung behalte.

Sidon, vielleicht älter noch als Tyrus, wurde schon als Stadt voll schimmernden Erzes von den Homerischen Sängern gepriesen.[3] Sie rühmen die schönen Gewande,

„Werke sidonischer Frau'n, die der göttliche Held Alexandros
„Selbst aus Sidon gebracht, unendliche Wogen durchschiffend."[4]

Die kostbaren Geräte, von den kunsterfahrnen Sidoniern sinnreich geschaffen, besiegten an Schönheit alle andern auf der Erde.[5] Seit jenen altersgrauen Zeiten hat die Stadt gar viele Wandlungen durchgemacht, ist manchmal von Kriegsgeschrei umtobt, von den verschiedensten Völkern erobert und zerstört worden. Aber wegen der günstigen Lage am Meere und der fruchtbaren Umgebung erstand sie

---

[1] Apostg. 27, 3. — [2] 1. Kor. 2, 4. — [3] Odyssee 15, 4. 24. — [4] Ilias 16, 289—291. — [5] Ilias 23, 741 ff.

immer wieder aus ihrer Asche. Im 13. Jahrhundert von Ludwig dem Heiligen aus Frankreich mit hohen Mauern und festen Türmen umgeben, blühte sie 300 Jahre später wiederum hauptsächlich durch französische Vermittlung zur ansehnlichen Handelsstadt auf. Aus dem Abendland hatten sich damals nur französische Kaufleute hier niedergelassen, die mit dem umgebenden Lande bis nach Damaskus einen schwunghaften Handel betrieben. In neuerer Zeit ist Sidon von dem neun Stunden nach Nord entfernten Beirut weit überflügelt worden, indem der Handel von Damaskus nach dieser Stadt sich hingezogen hat. Wollte man einst die berühmte syrische Hauptstadt des Binnenhandels durch eine Eisenbahn mit dem Meere verbinden, so würde Sidon notwendig eine Station werden, da man die Bahn nur südwärts vom Hermon und Libanon bauen könnte.

Dank meiner kräftigen Natur und der liebenden, verständigen Sorge meiner Gastfreunde hielt mich das Fieber nur zwei Tage lang gefangen. Am dritten konnte ich die Weiterreise antreten.

Von Sidon über Caesarea Philippi nach Damaskus.

20. April.

Meine Kräfte zur Fußwanderung waren freilich gebrochen. Ich schleifte die Füße nach wie ein Trunkener und sah mich nach der ersten halben Stunde Weges genötigt, den in Sidon gemieteten Maulesel zu besteigen. Wir zogen zuerst in fast südlicher Richtung über die Ebene hin, den reizenden Gärten und gesegneten Saatfeldern der Stadt entlang. Dann wandten wir uns ostwärts ins Gebirgsland hinauf. Mein Maulesel war pilgermäßig ärmlich aufgezäumt. An den breiten mit Baumwolle gesteppten Packsattel hatte der Mukar in aller Eile zwei Steigbügel mit Schnüren angehängt. Anstatt eines

Zaumes gab man mir eine Halfter, wie denn alle ländlichen Reiter hier nur der letztern sich bedienen. Auch verdeutete mir der neugeworbene Führer, ich sollte mich nur fest am Sattel halten, wenn es dem Maulesel etwa unversehens einfalle, mutwillige Sprünge zu machen. Nachdem wir die Höhe des ersten Bergzuges, der sich in leichter Steigung vom flachen Lande abhebt, erreicht hatten, sahen wir den kleinen Fluß Zacharani tief zu unsern Füßen. Seine Wellen drängten sich durch eine schmale, malerisch gewundene Schlucht und wurden von Oleandergebüsch umsäumt. Geraume Zeit wanderten wir an dem hohen Ufer hin, bis der Weg, eine vielbegangene Karawanenstraße, einst durch den Handel zwischen Damaskus und Sidon sehr belebt, zum Flußbett selbst hinunter führte, um sogleich am andern Abhang wieder aufzusteigen. Hier sah ich die erste Anlage von Maulbeerbäumen zur Seidenzucht. Seit einer Reihe von Jahren wird am Libanon und seinen Ausläufern dieser gewinnreiche Industriezweig mit zunehmendem Eifer gepflegt.

Je höher unsere Straße aufstieg, desto herrlicher wurde der Anblick des mit Schnee bedeckten Libanon. Im abschüssigen, vom Zacharani durchströmten Thale zu unserer Linken sahen wir das Dörfchen el-Adscheh. Nur durch Terrassenbau hatte man hier die steilen Halden der Wildnis abringen können. Das wellige Hochland zur Rechten war spärlich da und dort mit Getreide bepflanzt. Beim Chan Ali hielten wir Mittagsrast, indem wir hier den höchsten Punkt des Gebirges für den heutigen Tag erreicht hatten.

Von hier an senkte sich der Weg fortwährend bis nach Nebatijeh, dem Ziel unserer heutigen Wanderung. Nachdem wir eine breite, baumlose Thalmulde überschritten, mußten wir nacheinander drei schluchtenartige Thäler passieren, eines wilder und einsamer als das andere. Das letzte, tief und schroff eingeschnitten, waldig und felsenreich, machte den Eindruck romantischer Schönheit. In eigentümlicher Weise zeigten sich alle drei Thäler auf der gen Nord und Osten ge-

wandten Seite mit hohem Gesträuch reich bewaldet, während die andere, den heißen Mittagsstrahlen und den Glutwinden des Südens ausgesetzt, durchaus kahl und öde war, ein schneidender Gegensatz. Da wurde mir recht einleuchtend, warum die alten Israeliten die Südseite, die der Glut des Mittags abgekehrt ist, die glückliche nannten. Bald darauf sahen wir das große Dorf Nebatijeh mitten in einem flachen, fast ganz von grünenden Saaten geschmückten Thalbecken.

Nebatijeh wird zum größten Teil von Metawileh bewohnt. Von diesen getrennt, bewohnen griechische Christen ein kleineres Quartier. Wir nahmen bei dem Metawilehschech, der ein stattliches zweistöckiges Haus besaß, unser Nachtlager. Der Schech, ein älterer Mann, zeigte sich nicht besonders freundlich gegen uns. Er blieb ruhig mit gekreuzten Beinen sitzen, als ich eintrat, wogegen die höfliche Sitte auch im Orient das Aufstehen vor dem Gaste verlangt. Wir wurden in ein Zimmer zu ebener Erde geführt. Strohmatten waren über den Boden desselben ausgebreitet, darüber bunte Teppiche am Ort wo der Schech saß. Als Metawileh hielten sich der letztere und seine Diener in geziemender Entfernung von uns.

21. April.

Von Sidon bis nach Nebatijeh rechnet man sechs Stunden. Ungefähr ebensoweit ist es von letzterem Ort nach Caesarea Philippi, dem heutigen Banias, unserm Reiseziel für den folgenden Tag. Morgens in der Frühe sattelten wir den Maulesel und zogen, vom Gesang der Vögel freundlich begrüßt, die Karawanenstraße weiter. Bald hatten wir die berühmte Ruine Kalat esch-Schakif, das Belfort der Franken, im Gesicht, eine stolz ragende Feste auf einsamer Bergspitze. Ungefähr 1 1/2 Stunden südöstlich von Nebatijeh bogen wir rechts vom Wege ab. Vor uns lag zunächst das von Bäumen umschattete Dörfchen Arnun, das nur wenige Minuten vom steilen Schloßberg entfernt ist. Nach drei Seiten fällt dieser sehr schroff ab

und gewährt nur von Südwesten einen leichtern Aufgang zur Höhe. Dort sahen wir etwas unterhalb der Schloßruinen Festungstrümmer neuern Ursprungs, namentlich zwei dicke, einige hundert Schritte voneinander abstehende Türme. Abdallah und der Mukar blieben hier. Ich ging allein vollends zum Schlosse hinauf. Dasselbe, schon von Natur sehr fest gelegen, war zur weitern Verstärkung noch mit einem in den Fels gehauenen Graben umzogen worden. Doch auf der östlichen Seite bedurfte es der Kunst nicht zur Befestigung. Hier überraschte mich ein Anblick von großartiger Naturschönheit. 450 m senkrecht unter mir wälzte der Litani seine Wogen durch die enge Schlucht. Auf den vorspringenden Felszacken hatten Adler über dem grausen Abgrunde ihre Nester gebaut. Neun dieser gewaltigen Tiere flogen nahe um mein Haupt herum, fast etwas unheimlich für den Wanderer, der einsam am Rande der furchtbaren Tiefe stand. Hier hatte ich jenes kühne Bild des prophetischen Dichters in Wirklichkeit vor meinen Augen: „Wie ein Adler sein Nest aufweckt und über seinen Jungen schwebt, also breitete Jehovah seine Flügel über Jakob aus, nahm ihn und trug ihn auf seinen Flügeln“.[1] Majestätischruhigen Fluges schwebten die Adler über dem Abgrund. In Erinnerung an diesen Anblick fühle ich mich tief von dem herrlichen Wort des hochsinnigen Propheten ergriffen: „Die auf den Herrn hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde werden“.[2] Das gegenüberliegende Ufer des Flusses stieg nicht so steil an und bildete einen schön grünenden, ziemlich gut bebauten Bergabhang, an dem einige wenige Dörfer zerstreut lagen. Weiter nach Osten erhob sich als prachtvoller Hintergrund der gewaltige Hermon. Herrlich schimmerten seine Schneefelder im Glanze der unbewölkten Frühlingssonne. Im Norden starrten die dunklen, riesigen Massen des Libanon empor, während westwärts ein sanft geschwungenes Hochland sich ausdehnte.

[1] 5. Mos. 32, 11. — [2] Jes. 40, 31.

Das Schloß schien auf dem schmalen Felsgrat wie angeklebt und machte, umgeben von so großartiger Natur, einen außerordentlich romantischen Eindruck.[1] Hier ertönten wohl auch einst wie in den Burgen am Rhein ritterliche Minnelieder, da die Kreuzfahrer, und zwar nicht immer nur geistliche Orden, fast ein Jahrhundert lang sich im Besitze des Schlosses behaupteten.[2] Ihnen galt dieses als ein festes Bollwerk an der nördlichen Grenze ihres Reiches. Doch die erste Festungsanlage auf dem vereinzelten Felsgrat rührt nicht von den Franken her, sondern stammt aus weit früherer Zeit. Ich sah nämlich, daß ganze Stücke der Mauer aus fugenrändrigen Steinen bestanden, so namentlich im Westen. Hier hatte das Kastell auch das stolzeste Aussehen, indem es mit der Felsenunterlage und den festgefügten Mauern etwa 24 m über dem Graben sich erhob. Eine uralte Handelsstraße ging nahe an dem Kastell vorüber von Sidon nach Damaskus. Vielleicht haben die Sidonier selbst zum Schutze ihrer Karawanen auf der Felszacke diese Mauern gebaut, die den Sturm von Jahrtausenden überdauerten. Heutzutage ist das Kastell halb zerstört und unbewohnt. Bisweilen nur übernachten Hirten mit ihren Ziegenherden in den ehemaligen Hallen der Tempelritter.

Denselben Weg, den wir hergekommen, schwenkten wir wieder in die Straße ein, die zu dem Ufer des Litani hinunterleitete. Wild schäumten die trüben Schneewasser des Flusses über das geröllreiche Bett. Wir lagerten uns unter dem Schatten einer mächtigen Steineiche, deren knorrige Wurzeln von den Wellen bespült wurden. Die Szenerie der mich umgebenden Landschaft erinnerte mich an Gebirgsgegenden der Heimat. Wie hier der Litani, so rauscht dort die Lütschinen im engen Lauterbrunnenthal zwischen busch- und baumumsäumten Ufern hin. Doch statt des Jodelns der bernerischen Hirtenbuben

[1] Seine Höhe über Meer ist 714 m. — [2] 1139 wurde das Schloß von König Fulco erobert, 1190 von Sultan Saladin den Kreuzfahrern abgenommen, 1240 ihnen zurückgegeben, 1268 von Sultan Bibars für immer dem Islam gewonnen.

hörte ich den näselnden Gesang arabischer Eseltreiber, deren eine kleine Schar die Straße von Westen daher kam.

Nachdem wir auf einer holprigen steinernen Brücke den Strom überschritten, ging es sehr steil das östliche Ufer hinan. Oben angelangt, öffnete sich der Blick in breite fruchtbare Thäler. Der Baumwuchs fehlte zwar; aber durch das Grün von Wiesen, Getreidesaaten und Bohnenäckern gewann der Boden doch ein freundliches Aussehn. Wir überschritten mehrere solche Thäler, die hintereinander nach Osten langsam sich abstuften, indem die sie trennenden Landschwellungen nach dieser Himmelsrichtung zu immer tiefer sich senkten. Bäche rieselten da und dort durch die Fluren. Weil die Sonne außerordentlich heiß aus dem wolkenlosen Himmel niederstrahlte, tauchte ich von Zeit zu Zeit eine Kopfbinde ins kühle Wasser und schützte, sie umlegend, mein Haupt vor der starken Hitze. Nach etlichen Stunden erreichten wir den obern Jordan, Hasbani genannt. Sein Wasser floß etwa zwanzig Schritte breit und einen Fuß tief ruhig dahin, so daß auch der Fußgänger hinüberzukommen keine Schwierigkeit hatte. Angrenzende Wäldchen von Oleanderstauden werden in der Regenzeit halb unter Wasser gesetzt. Im Übrigen bot die Umgebung des Flusses gar keinen Reiz. Das Land lag unbebaut und diente nur zur Weide. Dörfer, Baumgärten oder Saaten fehlten gänzlich.

Von hier an zog sich der Weg über eine sumpfige Ebene hin. Im Süden bekamen wir den glänzenden Spiegel des Meromsees zu Gesicht. Ostwärts starrten die kahlen steilen Felswände von Hermons Vorbergen empor. So wenig anmutig die mit Rietgras überwachsene Ebene war, so reizend wurde die Landschaft, als wir anfingen, langsam ostwärts aufzusteigen, dem Flecken Banias zu. Ehrwürdige Eichen schmückten mit ihren prächtigen Kronen und herrlich grünem Laube Äcker und Wiesen fast waldähnlich. Bäche klarsten Wassers kreuzten öfters den Weg. In ihr liebliches Rauschen mischte sich das abendliche Singen der leichtbeschwingten Sängerwelt in vielstimmigem

Chor. Es war mir manchmal, als durchwanderte ich einen schönen Park. Ernst und stolz erhoben sich zur Linken die schweigenden Häupter des Hermon.

Um fünf Uhr erreichten wir Banias, das Cäsarea Philippi des Neuen Testaments, einen Ort von so überaus schöner malerischer Umgebung, daß nur sehr wenige Gegenden des heiligen Landes mit dieser einen Vergleich aushalten. Welch ein Rauschen vieler Wasser, welch eine Fülle und Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses! Ich begab mich alsobald zu der Stelle, wo eine Hauptquelle des Jordan geheimnißvoll am Fuße des Berges hervorbricht. Hier entrollte sich vor mir ein landschaftliches Bild von unvergeßlicher Schönheit in seiner Verbindung von Anmut und Majestät. Am Fuße senkrechter Felswände, unter Steingetrümmer, das aus der Höhe im Laufe unendlicher Zeit hier herabgestürzt war, quoll mit einem Mal ein Strom silberklaren Wassers hervor. Menschen vermögen künstlich das Tiefland zu tränken, wenn Wasser von den Bergen strömt. Aber „die Berge tränkt Gott von oben her“,[1] damit sie in tief verborgenen Klüften und Höhlen auch für des Sommers Glut unerschöpflichen Wasservorrat aufspeichern können. Dichtes Gehölz umsäumte die Ufer des jungen Flusses. Ein zweistöckiges Haus des Fleckens stand auf der Ostseite malerisch in der Lichtung der Eichen- und Olivenhaine, die mir im Übrigen den Anblick von Banias entzogen. Mitten im Flusse hatten sich viele Inselchen gebildet. Umströmt von immer frischem Wasser gedeihen hier buntbelaubte, herrlich blühende Sträucher in reichster Fülle. Der südwestliche Hintergrund wurde von einem ansehnlichen Bergzuge begrenzt. Im Osten reichte der Blick nicht über die nächste Umgebung hinaus. Aber im Nordosten erhob sich stolz und kühn das von tiefen Schluchten fast rings umgrenzte Kastell von Banias. Diese Feste stammt ihrer ersten Anlage nach aus altersgrauer Vorzeit.

[1] Ps. 104, 13.

Ihre Grundmauern sind aus großen fugengeränderten Steinen trefflich zusammengefügt, ein Werk der alten Israeliten oder Phönizier, das besser als irgend eines im Lande bis auf unsre Tage sich erhalten hat. Wegen ihrer freien erhabenen Lage, durch welche sie zumal das östliche Tiefland beherrscht, erregte die Feste schon die Bewunderung des alten Israeliten und unter dem Bilderreichtum des morgenländischen Dichters durfte sie nicht fehlen. Wie das hohe Lied in Thirza die Anmut erblickt, so ist ihm der „Turm auf dem Libanon, der gen Damaskus schaut", ein Sinnbild der stolzen Schönheit.[1] Durch die Schlucht Kaschabeh, über die sich das Kastell etwa 400 Meter hoch erhebt,[2] brausen im Winter und zur Zeit der Schneeschmelze unendliche Wassermassen. Dort auf der Feste oben dichtete zweihundert Jahre vor Christo der gefangene Hohepriester Simon das so ergreifend schöne Klagelied, welches uns in Psalm 42 und 43 erhalten ist. Vielleicht indem er aus seiner Gefängnißzelle in die schwindelnde Tiefe hinunterblickte, wo die tobenden und schäumenden Wasser dahinbrausten, kam dem von Heimweh gebeugten Dichter das Wort: „Flut ruft der Flut beim Rauschen deiner Wasserfälle. All deine Wogen und Wellen gehen über mich."[3]

Am westlichen Ausläufer des Kastellberges unmittelbar ob der Quelle erhob sich eine 18 Meter hohe Felswand, in die mehrere, einst mit Götterbildern geschmückte Nischen eingehauen waren. Noch liest man am Fuß einer dieser Nischen folgende Inschrift: „Diese Göttin (die Statue der Göttin des Wiederhalls) wurde dem göttlichen Pan, dem Geliebten der Göttin Echo, geweiht von dem Priester Victor, Sohn des Lysimachus." An die Herrlichkeit der wald- und wasserreichen Thäler Arkadiens wurden hier einst griechische Ansiedler erinnert; darum weihten sie diese Stätte dem fröhlichen Hirtengotte Pan, der

[1] Hoh. L. 7, 4. — [2] Banias liegt 329 Meter, das Castell 733 Meter über Meer. — [3] Ps. 42, 8.

nach den griechischen Dichtern durch Arkadiens Wälder jagte, auf blumigen Wiesen mit den Quelljungfrauen spielte, die Ziegenherden zuweilen erschreckte und abends in seiner Höhle wundersame Melodien blies. Nahe dem Platze, wo ich stand, ließ Herodes dem Kaiser Augustus einen kostbaren Tempel erbauen. Der Fels hat wenige Schritte vom Ausfluß der Stromquelle weg eine ziemlich geräumige Höhle gebildet. Dieselbe, einst dem Hirtengott geweiht, dient jetzt seinen Schützlingen, den Ziegen, zum Nachtquartier. Ich horchte in ihr, ob vielleicht das Rauschen unterirdischer Wasser zu hören sei, die hier in der Tiefe durchströmen müssen, aber ich vernahm nichts.

Ich war ganz einsam und ungestört, als ich bei der strömenden Quelle mein Auge an dem herrlichen Naturgemälde weidete. Der Gedanke, daß Christus, da er in Cäsarea Philippi [1] weilte, gewiß auch hier gestanden und mehr als einmal im Anblick all der Schönheit betend die Seele zu seinem himmlischen Vater erhoben, gab dem freudig erregten Gefühl eine feierliche Stimmung. Von hier stieg der Meister mit seinen vertrautesten Jüngern auf den Berg, eine der niedern Kuppen des Hermon. Auf der Höhe entrücken sich dem Wanderer die Grenzen der Aussicht in weite Ferne. Zu seinen Füßen liegt das nördliche Kanaan von der phönizischen Ebene bis zu den Bergen Samariens. Und vom Hermon aus, nicht vom Ölberg noch vom Zion, schaut man „das gute Land, darin Wasserbäche, Quellen und Seen sind, die von den Bergen und Thälern herausfließen, das Land, darin Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel sind, das Land voll Ölbäume und Honig, da du nicht in Dürftigkeit Brot issest und es dir an nichts mangelt". [2] Da droben im Angesichte des teuren Heimatlandes, angehaucht vom Geiste heiliger Erinnerungen und wie in lauterem Spiegel die Herrlichkeit Gottes in ihrem Herrn schauend, feierten die drei Lieblingsjünger, Petrus,

[1] Matth. 16, 13. Mark. 8, 27. — [2] 5. Mos. 8, 7—9.

Hermon von Westen gesehen.

Johannes und Jakobus, eine unaussprechlich selige Stunde.[1] Über mir strahlte der Himmel in reinem Blau; doch gen Abend hin hatten sich Wolken gelagert. Die sinkende Sonne wurde zuerst fahl, dann blutrot, um schließlich noch am Tage hinter einem dichten Wolkenschleier zu verschwinden, wie es Jeremias einst beobachtet hatte.[2]

Die höchsten Gipfel des Hermon, die das ganze Jahr durch mit Schnee und Eis bedeckt bleiben, liegen weiter nördlich, nahe dem Flecken Rascheia.[3] Der gewaltige Gebirgsstock ist von tiefen Schluchten und Schründen zerrissen. Pinien- und Eichenwälder überschatten da und dort die Abhänge. Panther, Eber, Wölfe haben zahlreiche Schlupfwinkel in entlegenen, mit Waldesdickicht überwachsenen Thälern, gerade wie zu jener Zeit, als der Dichter des hohen Liedes sang: „Komm mit mir, meine Braut vom Libanon. Schau her von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen des Löwen, von den Bergen des Leoparden".[4] Neben den gefräßigen Raubtieren fehlt die friedliche Gazelle nicht, neben dem Adler, der auf unzugänglichen Felszinnen horstet, nicht ein zahlloses Heer anderer Vögel, wilde Enten, Rebhühner, Schnepfen u. s. w.

Als ich das Dorf durchwanderte, mußte mir bald auffallen, wie tief die Herrlichkeit des alten Cäsarea gesunken. Von welch ärmlichen elenden Hütten waren die Gassen eingerahmt! Auf vereinzelten Dächern stunden noch vom letzten Spätsommer her luftige, aus Ruten geflochtene „Obergemächer", Laubhütten mit welkem Blätterschmuck, während da und dort in Lehmwänden schön gemeißelte Steine griechisch-römischen Ursprunges eingebettet waren und verwitterte Säulenstümpfe am Wege von längst vergangener Pracht zeugten. Umschlossen von natürlichen und künstlichen Gräben, mit Mauern und Türmen aus Quadersteinen

---

[1] Daß hier und nicht auf dem Tabor der Ort für die Verklärung zu suchen sei, geht aus Mark. 8, 27–9, 30 deutlich hervor. — [2] Jer. 15, 19. — [3] 2759 m über Meer. — [4] Hoh. L. 4, 8.

Sommerhütten auf den Häusern von Banias.

bewehrt, besaß die alte „Kaiserstadt" (das bedeutet Cäsarea) noch im Mittelalter eine so starke Festigkeit, daß sie im Frühling des Jahres 1139 wochenlang den heftigen Sturm der vereinigten Kreuzfahrer und Damascener aushielt.

Der Schech, bei dem wir wieder Quartier nahmen, bewohnte ein zweistöckiges, aber nichts weniger als vornehmes Haus. Wir

schliefen im Untergemache, dessen Laden verschlossen werden konnten. In der Nacht erhob sich ein sehr starker Wind und wehte bis am Morgen.

22. April.

Beim Tagesanbruch zeigte sich die Luft sehr trübe. Über dem Meromsee lag ein dichter Nebel.

Unser nächstes Reiseziel war jetzt Tell el-Kadi. Von dort wollten wir in gerader nördlicher Richtung nach Hasbeia hinaufziehen. Munter pilgerten wir den von tiefen Bächen durchströmten, von Terebinthen und Ölbäumen vielbeschatteten Abhang hinunter, der in sanfter Senkung von der Baniasterrasse in der Niederung des Hasbani ausläuft. Nach einer Stunde war der Tell el-Kadi erreicht, ein freundlich grüner Hügel von nur etwa zehn Meter Höhe auf der nördlichen Seite, während er gen Süden hin bedeutend tiefer abfällt. Die ziemlich ausgedehnte Hochfläche prangte mit frischgrünenden Kornsaaten, über die da und dort uralte Eichen ihre dichten Schatten warfen. Neben den Eichen erhob sich eine mächtige Terebinthe mit weit ausgebreiteten Ästen ob dem starken knorrigen Stamm, ein Bild starker, unvergänglicher Lebenskraft. „Naphthali ist eine ausgebreitete Terebinthe", heißt's im Segensspruche Jakobs.[1] „Terebinthen der Gerechtigkeit" nannte der Prophet solche Jahrhunderte alte, herrlich grünende Bäume als Zeugen von Gottes unvergänglich lebenskräftiger Ordnung.[2] Von einer ehemaligen Stadt sah ich keine Spur, außer einigen Steinhaufen nahe dem Südwestrande. Am Westabhang bricht ein gewaltiger Strom des klarsten Wassers hervor, stürzt über das Steingerölle hinab, um unten sich in einem kleinen See zu sammeln. „Von dort braust es durch ein steil abhängendes Bette nach dem nächsten Plateau hinunter. Es ist dies eine der größten Quellen, die es in der Welt gibt. Das daraus hervorkommende Gewässer ist

[1] Mos. 49, 21. — [2] Jes. 61, 3.

wenigstens viermal so groß, als der Hasbani, selbst nachdem dieser letztere schon all seinen Zufluß empfangen." Gen Süden schweift das Auge über die Ebene Huleh. Von den drei großen Quellen des Jordan durchströmt, die sich indes nach einem Laufe von wenigen Stunden zu einem Flusse vereinigen, ist dieselbe äußerst fruchtbar. Aus ihrer üppigen Blumenwelt saugen zahllose Bienenschwärme den süßen Honig. Der Boden liefert die reichlichsten Ernten von Weizen, Gerste, Mais, Sesam und Reis. Doch noch ehe die Wasser des Jordan in ein Bett sich vereinen, verwandeln sich die trefflichen Marschen in einen ungeheuren Sumpf. Mühsam bahnt sich dort der Fluß einen Weg durch den schlammigen Boden, stockt häufig in großen Lachen, denen in der Hitze des Sommers verderbliche Dünste entsteigen. Herden schwarzer, haarloser Büffel schwelgen im tiefen Moraste und Scharen von wilden Enten haben im dichten Röhricht ihren Aufenthalt. Das Klima der Hochebene ist wegen dieses Sumpfes sehr ungesund. Aber auf den reichen Weiden gedeihen die Schaf- und Rinderherden vortrefflich.

Auf Tell- el-Kadi hatten vor Jahrtausenden die Sidonier eine Stadt, Lais genannt. Das Volk von Lais lebte still und sicher, umgeben von einer hochgesegneten Natur, die all ihre Bedürfnisse reichlich befriedigte. Da kamen einmal fünf Kundschafter des wanderlustigen Stammes Dan in diese Gegend, sahen, wie die Leute von Lais so glücklich und harmlos lebten, sahen das fruchtbare Gelände ringsum, das ihnen, den an die öden Berge Südpalästinas gewöhnten Bauern, wie ein Paradies erschien. Daher, als sie heimgekehrt waren, sprachen sie zu ihren Brüdern: „Wohlauf, lasset uns nach Lais ziehen; denn wir haben das Land besehen und siehe dasselbe ist sehr gut. Gott hat euch einen Ort in euere Hände gegeben, da nichts mangelt an allem Dem, was auf Erden ist."[1] „Da zogen die Daniter hin, über-

[1] Richt. 18, 7. 9. 10.

fielen Lais, ein stilles, sicheres Volk, und schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes und verbrannten die Stadt mit Feuer."[1] Hier an der nördlichen Grenze des Landes gründeten sie eine Niederlassung, die sie nach dem Namen ihres Stammes benannten. Wenn das Volk „von Dan bis Beerseba"[2] zusammenströmte, dann waren alle Stämme Jakobs bei einander von Norden bis zum Süden. An den Grenzen seiner Herrschaft in Bethel und Dan stellte der abtrünnige Jerobeam die Sinnbilder des neuisraelitischen Gottesdienstes auf.[3] Anderthalb Stunden westlich von da kommt man zu dem Dorfe Abil, dem alten Abel Beth Maacha, wo der rebellische Seba, Sohn Bichris, vor dem verfolgenden Joab einen letzten Zufluchtsort fand, bis die Abeliten auf den Rat einer weisen Frau ihn töteten und sein Haupt über die Mauern dem Feldhauptmann Davids zuwarfen.[4] Bei den vielen Kämpfen Ephraims mit den von Syrien herdringenden Feinden wurden beide Orte hart mitgenommen.[5]

Von Tell el-Kadi zogen wir in gerader nördlicher Richtung weiter, zunächst durch ein wenig freundliches Steppenland, indem wir die steil abfallenden Ausläufer des Hermon zur Rechten hatten. Nachdem wir die Höhe des Bergwalles erreicht, der im Norden die Ebene des Hasbani begrenzt, thaten sich anmutigere Gegenden vor uns auf. Der Boden war im allgemeinen gut bebaut, selbst an den Abhängen. In das lebhafte Grün kräftiger Weizensaaten mischte sich das Silbergrün schöner Olivengärten. Gen Mittag durchschritten wir den breiten, beckenartigen Wadi Chureibeh und stiegen dann auf sehr steilem, mühsamem Pfade zu dem großen Dorfe Rascheia el-Fochar hinauf. Wir hielten hier bei dem einheimischen Katechisten der nordamerikanischen Mission Mittagsrast.

In Rascheia el-Fochar wird das Töpferhandwerk sehr fleißig betrieben. Halb Syrien bezieht von hier seinen Bedarf an Krügen

[1] Richt. 18, 27. — [2] Richt. 20, 1. 1. Sam. 3, 20. 2. Sam. 17, 11. — [3] 1. Kön. 12, 28. 29. — [4] 2. Sam. 20, 13 ff. — [5] 1. Kön. 15, 20. 2. Kön. 15, 29.

und andern Thonwaren. Wegen der sehr hohen Lage genießt man von diesem Dorfe aus eine sehr schöne Aussicht nach Süden hin, während in Ost, Nord und West der Blick von hohen Bergzügen gehemmt ist. Deutlich sah ich das Kastell von Banias auf seiner schroff abgeschnittenen Bergzacke. Die Hulehebene und der Meromsee waren in einen dichten, weißen Dunst gehüllt, sonst hätte man die dortige Gegend deutlich wie auf einer Landkarte erkennen müssen, fast das ganze Stammgebiet von Naphthali, ebenso zum großen Teil die niedern Ausläufer des Dschebel esch-Schech (des Hermon) im transjordanischen Land.

Auf steilem, für Menschen und Tiere erschrecklich schlechtem Pfade gings von Rascheia el-Fochar in ein kleines Thal hinunter. Bei den Hütten des Dorfes Kefr Habur vorbei stiegen wir dann gemächlich an der Berghalde auf. Die Gegend wurde sehr malerisch, als wir fast auf der Höhe mehr nach rechts umbogen. Wir wanderten ob einem Thale, das nach einiger Zeit zur tiefen Schlucht sich verengte. Uns gegenüber ragten die gewaltigen Massen des Hermon auf, die mit ihren jähen Felswänden, ihren Klüften und Schründen, mit ihren vereinzelten Nadelbäumen an steilem Abfall ein Bild wilder, großer Natur darstellten. Noch streifen Bären und Panther in den Flühen dieses Gebirges herum; darum würde heute noch der Psalmdichter den Hermon unter die „Berge des Raubes“[1] zählen, deren Anblick Ehrfurcht und Bewunderung in seiner Seele weckte. Dagegen bot die Berghalde, an der wir hingingen, einen Anblick lachender Fruchtbarkeit. Auf Terrassenfeldern wogte das prächtigste Getreide. Oel-, Feigen- und andere Bäume erhoben sich in reicher Menge aus dem Saatengrün, und Reben, die eben auszuschlagen begannen, wanden sich am Boden hin. Nach einigen Stunden wurde auch das Hermonsgebirge freundlicher, indem da und dort Wäldchen hochstämmiger

[1] Ps. 76, 5.

Wachholder vom matten Kalkgrau seiner Halden sich abhoben. Die höchste, von ewigem Schnee bedeckte Kuppe hatte sich unter den Wolken versteckt, und nur dann und wann konnte man durch den zerrissenen Wolkenschleier ihre Umrisse sehen.

Abends vier Uhr langten wir in Hasbeia an. Dieser bedeutende Flecken liegt in einem romantischen Thale, das rings von hohen Hügeln umschlossen ist und nur nach Westen einen schmalen Ausgang hat. Reich mit Öl-, Feigen- und Maulbeerbäumen besetzte Terrassen geben der Landschaft ein frisches, anmutiges Aussehen. Man hat sinnig das Thal einem Amphitheater verglichen, an dessen steiler Südseite die Stadt aufsteigt. Als wir ankamen, lagen drei Vierteile der Häuser halb oder ganz in Trümmern, stumme Zeugen der grauenhaften Szenen, die hier im Jahre 1860 vorgefallen. Durch die öden Fensterhöhlen strich der kalte Wind, der uns am Abend noch Regen brachte. Hier hatten bis im Sommer des genannten Jahres mehr als 4000 Christen in glücklichem Zustand gelebt. Da kam die Losung von Damaskus, die Religion des Kreuzes mit Feuer und Schwert im Gebirge zu vernichten. Ein entsetzliches Morden begann unter den Christen, welche der hier residierende Emir auf treulose Weise wehrlos zu machen gewußt hatte. Ohne Unterschied der Konfession wurden von den Drusen alle christlichen Männer hingeschlachtet, und nur ihrer wenige konnten dem Blutbad entrinnen. Doch blieben Frauen und Kinder verschont, während beim Banne der Israeliten unter Josua die ganze heidnische Bevölkerung sterben mußte.[1] Ach, wir begreifen, daß in altersgrauer Zeit der Kampf um die Religion als erbarmungsloser Kampf um das gesamte Dasein behandelt wurde; aber wir klagen, daß auch heute noch ein wilder, düsterer Wahnglaube die Liebe Christi, die segnet anstatt zu fluchen, nicht will aufkommen lassen. Die zerstörten Gassen boten einen sehr düstern, unheimlichen

[1] Jos. 6, 21.

Anblick dar, der nur durch die in Bäumen und Saaten unverwüstlich frisch treibende Natur etwas gemildert wurde. Unter dem Andrang von Sturm und Regen müssen die ungedeckten Mauern dieser verödeten Häuser bald zerfallen. Es wurde mir erst bei ihrem Anblick ein Bild des Propheten Habakuk verständlich: „Der Stein von der Wand schreit nach Hülfe und der Balken vom Gehölze antwortet ihm",[1] nämlich daß bald eine Balkendecke die Mauern wieder schützen werde.

Das Christenquartier hatte den oberen Teil der Berghalde eingenommen. Wir mußten eine ziemliche Strecke abwärts steigen, bis wir zu dem noch stehenden Drusenviertel gelangten. Am Nordwestende der Stadt, unmittelbar über der Thalsohle, erhob sich auf einer Plattform das stattliche, feste Schloß des Emir, des Gouverneurs über den ganzen Distrikt von Hasbeia. Ich wurde vom Häuptling der Drusen, einem jungen Manne, sehr zuvorkommend aufgenommen. Er wies mich in das hohe, geräumige Gastzimmer, in dem er kürzlich einen Pascha beherbergt hatte. Die hölzerne Decke war mit vergoldeten Arabesken geschmückt und die Wände besaßen einen glänzenden marmorähnlichen Kalküberguß. Nach üblicher vornehmer Sitte reichte man mir zuerst Limonade und Kaffee. Einige Zeit später wurde das Nachtessen aufgetragen, bestehend in gebratenen Tauben und Reispilav. Man stellte alles auf einem kleinen, nur etwa fußhohen Tischchen vor mich hin und gab mir als Besteck Messer und Gabel mit silbernem Heft und einen Löffel, aus Holz geschnitzt. Muhammed hatte einst von solchem Tischgerät nichts wissen wollen; aber bekannt war es schon den alten Babyloniern. Es kamen etwa vier oder fünf Männer, die von mir ärztliche Hilfe wünschten, in dem Glauben, ich sei ein Hakim (Arzt). Einer klagte über Schlaflosigkeit und Beschwerden auf der Brust. Leider reichten meine medizinischen Kenntnisse nicht aus, den armen Leuten zu helfen. Doch schon ein wenig Thee, den ich

[1] Hab. 2, 11.

ihnen schenkte, erfüllte sie mit dankbarer Freude. Möge er ihnen wohlgethan haben. Ein morgenländischer Reisender, der allein durchs Land pilgert, sollte in der Heilkunde geübt sein. Er würde sich durch diese Kunst die Herzen der Bewohner aufschließen und weit genußreicher reisen.

23. April.

Für den folgenden Tag hatten wir nur vor bis nach dem fünf Stunden entfernten Bezirkshauptort Rascheia zu gehen. Es war gut, daß wir unser Nachtquartier nicht weiter verlegten; denn heute bekam ich zum erstenmal auf meiner Wanderung ganz abscheuliches Wetter. Am Morgen zwar, als wir die Fensterladen aufmachten — von Glasfenstern ist bei Drusen natürlich keine Rede — hatte der heftige Regen der Nacht nachgelassen. Zwischen den ruhelos sich jagenden Sturmwolken zeigte sich hie und da ein Flecklein blauer Himmel. Auf den mit perlenden Regentropfen geschmückten Zweigen der Bäume sangen die Vöglein munter ihre Morgenlieder. So zogen wir denn wohlgemut ins Thal hinab. Wir kamen links an der protestantischen Kapelle vorüber, die beim Aufstand von den Drusen zerstört, seitdem aber wieder von ihnen selber aufgebaut worden war. In der Nähe der Kapelle liegt der edle Naturforscher Roth begraben. Von den heißen Sümpfen der Huleh zu den eisigen Höhen des Hermon aufsteigend, zog sich derselbe das Fieber zu und starb hier nach wenigen Tagen.

Auf dem nördlichen Thalabhang erfreute uns ein recht malerischer Anblick der selbst in ihrem zerfallenen Zustande immer noch anmutig erscheinenden Stadt. Weiterhin ging die Reise auf beschwerlichem Gebirgspfade auf und nieder. Kaum waren wir eine halbe Stunde von Hasbeia entfernt, so begann es stark zu regnen. Tief senkten sich die Wolken auf die Berge nieder und die Landschaft nahm rings um uns her einen düstern, unfreundlichen Charakter an. Wir

langten nach etwa 1 1/2 Stunden bei dem Dorfe Mimas an, wo wir bis am Mittag in der Hütte einer Christenfamilie uns aufhielten. Männer und Weiber saßen um ein Feuer herum, neben den stummen Rauchern die zungenfertigen Nachbarinnen. Wie heftig platschte der Regen auf das platte Lehmdach! Noch leistete es ihm Widerstand; aber wenn er anhielt, mußte es in kurzer Zeit durchweicht werden und zu traufen beginnen. Welch großes Unbehagen werden die Insassen der Hütte empfinden, sobald die kalten Regentropfen überall durchsickern und nirgends mehr ein trockenes Plätzchen übrig bleibt! „Ach", seufzte der weise Salomo, „ein zänkisches Weib ist wie ein beständiges Traufen des Daches am Tage des Regengusses."[1]

Bei solcher Aussicht zog ich es vor, mich wieder ins Freie hinauszuwagen und unter Sturm und Wetter vorwärts zu dringen. An einem sonnigen Tage hätte der Weg von da nach Rascheia vielen Genuß geboten. Denn zur Rechten erhoben sich die höchsten Häupter des gewaltigen Hermon in der ganzen Majestät ihrer riesigen Formen. Ödes, wildes Geklüft wechselte auf dem Wege mit lieblichen Thalungen. Um die vereinsamten Bergdörfer lagerten sich grünende Rebgelände. Einmal überschritten wir ein von Ost nach West laufendes breites Thal. Im Hintergrund ragten die schneebedeckten Felszinnen empor, uns hinter dichten Nebelmassen verborgen bis an einen kleinen Streif, der von einem flüchtigen Sonnenstrahl erhellt wurde. Rechts und links düstere Berge, aber der Thalgrund mit einem großen Saatenteppich lebhaft geschmückt. Das Wetter brach ganz unbarmherzig auf uns los. Es wehte ein eisigkalter Wind von den Schneefeldern herab, der mir das Mark in den Beinen frieren machte und den mit Hagel untermischten Regen uns aufs empfindlichste ins Gesicht schlug. Ließ bisweilen ein Sonnenstrahl uns Hoffnung schöpfen, so

[1] Sprüchw. 19, 13. 27, 15.

kehrte das Unwetter nur mit verdoppelter Wut zurück. Welch eine Umwandlung! Vorgestern eine Sonnenhitze, die mir durch die schützende Kleidung den Nacken versengte, heute eine Kälte, bei der ich mich umsonst gegen das Zähneklappern wehrte, in der That nicht gerade ein Witterungswechsel, um einem Genesenden vollends auf die Beine zu helfen.

Welch eine lange Zeit schienen mir die vier Stunden Weges und wie froh begrüßte ich endlich Abends den Anblick von Raschcia! Zwar an sich war das Aussehen des Ortes nicht einladend; denn auch hier lag der halbe Teil der Häuser in Trümmern, nur rechts am sehr steilen Abhang, unmittelbar unter den Schneekuppen des Hermon, reihten sich wohlerhalten die Terrassen des Drusenquartiers. Nach einigem Umherirren fanden wir endlich unter dem Dach eines der hier gebietenden Häuptlinge eine Nachtherberge. Schlotternd und durchnäßt wie ich war, lobte ich mir mehr als je die morgenländische Gastfreundschaft. Als ich dann beim lodernden Feuer saß und mit Brot, Eiern und einem Schluck Libanonweins mich erquickte, vergaß ich bald die ausgestandene Not. Die Nacht brach herein, so rauh und stürmisch wie die, welche ein arabischer Dichter mit den Worten schildert: „Es war eine Nacht, in der die Hunde nur einmal anschlugen und die Schlangen vor Kälte zu Hause blieben.“ In reinlichem und ganz behaglichem Bett genoß ich eines ruhigen Schlafes. Nicht das Klatschen des in Strömen niederfallenden Regens noch das Geheul des Windes vermochten den müden Pilger in der Nacht zu wecken.

24. April.

Der Himmel sah auch am Morgen noch so trübselig aus, daß wir uns nicht beeilten, früh aufzubrechen. Darum erreichten wir denn auch heute Damaskus nicht mehr, das nur eine mäßige Tagreise von Raschcia entfernt liegt. War von Banias an unsere Richtung im Durchschnitt nördlich gewesen, so galt es jetzt ostwärts weiter zu ziehen.

Die Mühsal und Unbehaglichkeit des gestrigen Tages erneuerte sich für uns am Morgen des heutigen. Der Gebirgspaß, den wir zu überschreiten hatten, führte durch schauerlich öde und wilde Gegenden. Wiederum wehte ein eisigkalter Wind. Ringsum lag Schnee zu Berg und Thal. Große und kleine Bäche schmutzigen Schneewassers strömten von allen Seiten hernieder, so daß die Straße fast unwegsam wurde. Wir begegneten einigen einheimischen Wanderern. Wie bedauerte ich die armen Leute in ihrer leichten Kleidung, die nur bis zum Knie reichte, ihren schlechten Schuhen, die nicht den mindesten Schutz gegen die Nässe boten! Sie gingen raschen Schrittes, um durch Wärme von innen der Unbill des Wetters zu trotzen. Bald umwirbelten uns Schneeflocken, bald jagte uns der Wind feinen, kalten Regen ins Gesicht, nur zuweilen stahl sich ein Sonnenblick durch das langweilige graue Gewölk. Es war ein ganz richtiger Apriltag, so unwirsch, so launenhaft wie einer in unsern heimatlichen Bergen, wenn „Wolken nach dem Regen wiederkommen.“[1] Mich fröstelte an Leib und Seele. Herabgestimmt pilgerte ich auf meinem Maulesel dahin, mir zur Seite Abdallah, nun auch ein Reiter. Mit Freuden begrüßte ich darum den Anblick der Ebene von Damaskus, die am Fuß des Antilibanon sich lagert; denn dort unten mußten doch die Lüfte etwas milder wehen.

Ungefähr um ein Uhr nachmittags erreichten wir das große Dorf Katana. Große Baumgärten, aus denen prächtige Wallnußbäume hervorragten, schmückten die Umgebung. In einer der langen Dorfgassen trafen wir einen Bazar. Freundlich empfing uns der Schech und ließ uns sogleich eine Mahlzeit vorsetzen, bestehend in Lebben, Eierkuchen und Oliven. Abdallah und der Mukari ließen sich besonders letztere munden, während ich ihnen keinen Geschmack abgewinnen konnte.

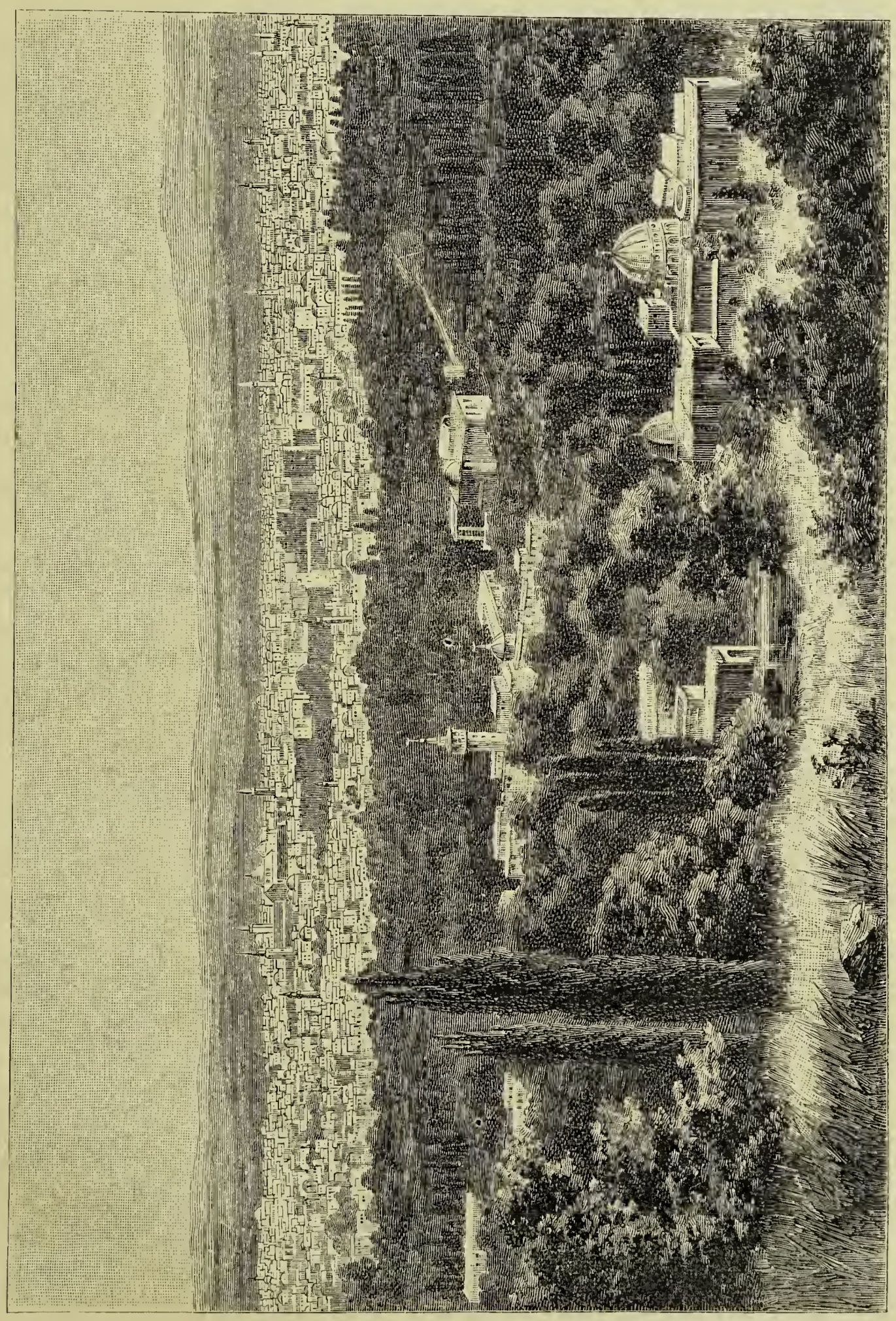
---

[1] Pred. 12, 2.

Der Himmel heiterte sich nach und nach auf. Aber wegen des rauhen Windes vermochten die Sonnenstrahlen keine Wärme zu spenden. Wir zogen indes wohlgemut unsere Straße; denn im Osten tauchten die Minarete der Chalifenstadt vor uns auf. Die vielgepriesene Ebene zeigte längs des Weges oftmals ein unfruchtbares, heideartiges Aussehen. Doch in der Nähe von Dörfern entfaltete die Natur ihren Reichtum. Die gelben Lehmhütten lagen in einer Fülle grünen Schmuckes geborgen. Es wäre dunkel geworden, bis wir Damaskus erreicht hätten. Darum hielten wir bei Kefr Suseh an. Weingärten, Haine von Oliven- und andern Bäumen umgaben dieses Dorf. Durch einen künstlich angelegten Kanal konnten die Felder reichlich bewässert werden. Beim Schech genoß ich im vollen Maße der edlen Gastfreundschaft des Morgenlandes, die man bei uns dem Fremdling gegenüber längst nicht mehr kennt. Die guten Leute thaten, was sie nur konnten, mich zu erwärmen und zu erquicken, brachten einen Topf voll glühender Kohlen in das Gastzimmer, bereiteten mir heißen Thee, holten frische Milch und machten mir ein weiches, gutes Lager zurecht. An ihren Gesichtern konnte ich es lesen, daß sie alles mit herzlicher Freundlichkeit thaten. Wie viel schöner Christensinn bei einer Heidenfamilie!

25. April.

Herrlich leuchtete des folgenden Tages die Morgensonne aus dem wunderbar klaren Himmel hernieder. Alle Umrisse der Landschaft waren in scharfen Linien gezeichnet und wie frisch gemalt hoben sich die falben und grünen, hellen und dunklen Farben an Dörfern, Fluren und Heiden in lebendigster Weise voneinander ab. Hinter uns im Westen, majestätisch die Ebene beherrschend, thronte das Hermonsgebirge, welches seine blendend weißen Firnen ins tiefe reine Blau eintauchte. Vor uns lag Damaskus hinter einem Wald von Bäumen versteckt. Nur die schlanken Minarete, die hohen Kuppeln der Moscheen, deuteten



Damaskus.

die große, morgenländische Handelsstadt an. Bald erreichten wir die vielgepriesenen Gärten, die, ein stundenbreiter Gürtel, die Stadt umschließen. In der That hat hier die Natur ihren Reichtum in überschwänglicher Fülle ausgeschüttet. Da ein endloser Hain von Aprikosenbäumen; dort am Ufer eines Flußarmes lange Pappelreihen, deren schmächtige, silbergrüne Laubkronen sanft von der frischen Morgenluft gewiegt wurden. Weiter ein dichtes Gehölz von allerlei Fruchtbäumen und dazwischen wohlumhegte Felder von Weizen, Tabak und Gemüse. Von allen Seiten das Rauschen vieler Wasser. Fast alle paar hundert Schritte hatten wir einen Bach zu überschreiten. Die Straße führte wohl eine Stunde lang durch eine Allee hoher Wallnußbäume, die eben ihre Kätzchen abwarfen. Blüten- und Blumenduft, leuchtender Tau, milder goldener Sonnenschein, tausendstimmiger Gesang der Vögel — wahrlich dieses Frühlingsmorgens werde ich nimmer vergessen.

Welch einen überwältigenden Eindruck muß all diese Herrlichkeit auf die von Bagdad oder Mekka herkommenden Karawanenscharen machen, deren Auge an den Sandwellen der Wüste, an den kahlen Felsengipfeln sonnverbrannter Gegenden müd geworden, die wochenlang die Beschwerden der Wasserarmut in sengender Hitze getragen! An diesem schönen Morgen konnte ich etwas von der mächtigen Begeisterung nachempfinden, mit der die arabischen Dichter Damaskus preisen, als die „Perle des Morgenlandes", die „wie Eden prächtige", die „Paradies-duftende", das „Muttermal auf der Wange der Welt", das „Gefieder der Paradiesespfauen", als den „farbigen Kragen der Ringeltaube". Wie es schien, kam auch mein Maulesel in gehobene Stimmung. Er blieb plötzlich stehen, machte dann, ehe sein harmloser Reiter eine Ahnung davon hatte, Kehrt, und da er mit sausender Eile dahinrannte, wurde ich, dem kein Zügel für das scheugewordene Tier zu Gebote stand, heftig zu Boden geschleudert und damit gar unsanft an die harte Wirklichkeit gemahnt. Dem bald wieder eingefangenen launenhaften Tiere wollte ich mich nicht mehr anvertrauen, sondern

wanderte, ob auch mühsam, zu Fuß weiter. Ich dachte jenes armen Saulus, der einst, ganz anders erschüttert als ich, tiefgebeugt vielleicht durch eben diese Straße wankte.[1] Oftmals müssen kleine persönliche Erlebnisse mithelfen, um dem Wanderer mit wunderbarer Deutlichkeit große Ereignisse einer längst vergangenen Zeit vor die Seele zu malen. Der heftige Sturz erschütterte von neuem meine Gesundheit. So lange ich in Damaskus weilte, fühlte ich mich nie wohl und fror beim hellen Sonnenschein.

Inmitten der herrlichen Gärten trafen wir Reihen armseliger Lehmhütten, die bis zur eigentlichen Stadt sich fortsetzten. Letztere bot uns beim Eingange einen keineswegs imponierenden Anblick dar. Von einem stattlichen Thore, zackigen Ringmauern mit festen Türmen, war keine Rede. Nur links im Nordwesten erhob sich die Stadtmauer zu ziemlicher Höhe, während sie nach Süden sich meinen Blicken verbarg. An und auf ihr waren Häuser gebaut, wie schon zur Zeit, da man in einem Korbe den Saulus über die Stadtmauer von Damaskus hinuntergleiten ließ.[2] In solcher Weise lag nach israelitischer Überlieferung auch das Haus jener Rahab in Jericho hart an der Ringmauer.[3] Wir zogen durch das Johannesthor, Bab el-Jahja, in die alte Stadt ein und pilgerten eine Strecke weit durch die Straße, welche schnurgerade die Stadt von West nach Ost durchzieht. Damaskus hat im Sturm der Zeiten seine Straßenzüge bewahrt; denn wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß dies dieselbe Straße ist, welche schon dem Ananias, dem Freunde des Paulus, als die „gerade" bezeichnet wurde.[4] Wir fanden aber nicht, wie Paulus, hier unsere Herberge, sondern mußten linker Hand abbiegen und uns durch ein wahres Labyrinth von krummen, winkligen Gassen hindurchwinden. Es galt den Missionar Crawford aufzusuchen, an den mir sein Amtsbruder Ford in Sidon Grüße aufgetragen hatte. Nirgends

[1] Apostelg. 9, 8. — [2] Apostg. 9, 25. — [3] Jos. 2, 15. — [4] Apostg. 9, 11.

gewahrte ich in den vielen Gassen ein ansehnliches Haus, sondern nur wüste Lehmmauern. Das obere Stockwerk, auf rohen Balken ruhend, ragte gewöhnlich einige Fuß über das Erdgeschoß heraus. Nach langem Umherirren langten wir endlich bei der Wohnung des Missionars an. Wie ich durch eine ärmliche Pforte in einen ebenso ärmlichen kleinen Vorhof eingetreten war, wollte ich mir schon Gedanken machen über das rauhe Leben, das hier der fromme Sendbote aus dem fernen Westen führen müsse, als eine zweite Thür geöffnet wurde und ein weiter marmorgetäfelter Hof sich meinen erstaunten Blicken zeigte. Hohe, mit Arabeskenmalerei geschmückte Zimmer, umschlossen den gevierten Raum, dessen Ecken von Laurus, Myrthen, weißblühenden Oleandern und Orangensträuchern verhüllt waren, während in der Mitte ein Marmorbecken das plätschernde Wasser eines lebendigen Brunnens auf= fing. Welcher Fremdling hätte hinter dem dürftigen Äußern diese Fülle von Schönheit im Innern vermutet! Als Gastfreund des Amts= bruders in Sidon wurde ich von der Familie Crawford sehr herzlich aufgenommen. Ich mußte bei ihr bleiben, während es meine Begleiter vorzogen nach eigener Wahl das Leben in der großen Stadt zu genießen.

Begleitet von einem arabischen Lehrer durchwanderte ich die Stadt. Zunächst besuchten wir den großen, weitläufigen Bazar. Seit ältesten Zeiten bildete Damaskus einen Hauptstappelplatz für den morgen= ländischen Welthandel. Zahlreiche Karawanen vermittelten den Verkehr mit Bagdad, Konstantinopel und Kairo. Die Entdeckung des See= weges nach Ostindien versetzte nicht nur den italienischen Handels= städten Venedig und Genua, sondern auch Damaskus einen sehr em= pfindlichen Schlag; denn bis anhin waren die meisten indischen Waren hier durchgegangen nach dem Abendlande. In unseren Tagen hat der Karawanenverkehr noch mehr abgenommen. Um so rascher entfaltet sich der überseeische Handel, da jetzt eine treffliche Kunststraße Damaskus mit Beirut verbindet. Die einheimische Industrie, in Seidenwaren

und Waffen einst weit berühmt, wurde längst von der europäischen überflügelt. Ich sah den Bazar vollgestopft von baumwollenen und seidenen Tüchern aus meinem lieben Heimatlande. Der schweizerische Gewerbsfleiß findet hier eine sehr ergiebige Absatzquelle. Damascenerklingen, von deren Biegsamkeit und Härte man einst so Merkwürdiges berichtete, werden keine mehr von den hiesigen Waffenschmieden hergestellt. Der Verfall der edlen Schwertfegerkunst, sowie der kunstvollen Weberei von Seidenstoffen datiert Jahrhunderte zurück. Als der große Tartarenfürst Timur im Jahre 1400 Damaskus verheerte, führte er viel Tausend Seidenweber und Waffenschmiede mit sich fort und verpflanzte sie nach seiner Hauptstadt Samarkand.

Wie ichs in Kairo sah, so herrschte hier, wenn auch nicht im selben Grade, ein buntes Gewühl auf den Gassen des Bazar. Gesichter mit dem verschiedensten geistigen und leiblichen Ausdruck zogen an mir vorüber, dicklippige Neger, tätowierte Fellachenweiber, Beduinen mit feurigem Auge und dünnem Barte, Juden mit schlaffen Zügen und scheuen Blicken. Doch einen heitern, offen in die Welt blickenden Menschenschlag gibt es hier nicht. Es ruht auf den Kindern des Morgenlandes durchschnittlich etwas melancholisch Ernstes, Düsteres, Wildes oder Scheues. Ich erinnere mich noch gut des leisen Bangens, das über mich kam, als ich im Hafen Alexandriens zum erstenmale die unheimlichen Gesichter schaute. Einmal an sie gewöhnt, liest man an ihnen leicht auch Züge frohen Sinnes und aufrichtiger Gutmütigkeit heraus. Wie die Gesichtsbildung und Hautfarbe, so mannigfach sind auch die Kleidertrachten. Fast jede religiöse Sekte trägt ihren eigenen Turban, blau, weiß, rot. Die Gläubigen mit dem grünen Turban genießen bei den Bekennern des Islam besondere Verehrung; denn sie gelten als Nachkommen Muhameds. Daneben sieht man die einfache rote Mütze mit Troddel (den Tarbusch), das rotgestreifte Kopftuch mit Seilen umwunden, die spitze Filzmütze der Derwische, die schwarze Kappe der griechischen Mönche, den breitkrämpigen Hut der Europäer.

Fußgänger und Reiter in allen möglichen Abstufungen füllen den Weg; hier wohlgenährte Gläubige des Propheten aus Mekka, die, behaglich einherschreitend, Zeit finden, mit dem Rosenkranz unablässig zu spielen, dort ein Häuflein Frauen in gelben Pantoffeln und dicht verschleiert. Es braucht die Phantasie eines arabischen Dichters, um zwischen diesen schwerfällig watschelnden Grazien und den Gazellen eine Ähnlichkeit herauszufinden. Hier trabte ein mageres Eselchen mit drei Buben auf dem Rücken durch die Gasse. An ihm vorbei ritt ein Beduinenhäuptling, Mann und Roß von adeligem Schnitt. In den Buden kauerten rauchend, arbeitend, lesend oder schreibend die Kaufleute und Handwerker. Jede Art von Gewerbe und Handelsware besitzt ihre besonderen Gassen. Diese Scheidung ist hier noch strenger als in Jerusalem festgehalten. Die Tischler sah ich recht hübsche Sachen verfertigen. Stelzschuhe, Kisten, Tische und dergleichen verstanden sie fein mit eingelegter Perlmutter zu schmücken. Bei den Schustern lagen ungeheure Massen gelber und roter, vorn zugespitzter Schuhe aufgestappelt, ferner Frauenpantoffeln ohne Fersen mit Perlen, Edelsteinen, Seidenstickerei sehr zierlich gearbeitet. Die zahlreichen Parfümeriebuden trugen ein mehr europäisches Aussehen. An Barbieren, vornehmern und geringern Schlages, fehlte es daneben nicht. Die einen betrieben ihr Geschäft ganz öffentlich wie die andern Handwerker. Da legte eben ein Moslem seinen Kopf auf die gekreuzten Beine des Scherers, damit dieser ihm die Haare bis an einen kleinen Büschel glatt wegschere. An diesem Büschel wird nach dem Glauben der Muhammedaner der Todesengel einst den Menschen ergreifen, um ihn zum himmlischen Paradies hinaufzuziehen, wie einst nach jüdischer Überlieferung der Engel des Herrn den Habakuk „im Sausen des Windes" am Schopfe durch die Lüfte trug zur Löwengrube Daniels in Babel.[1] Aber bei großer Trauer lassen sich die „Söhne des Ostens" Haupthaar und Bart ganz kahl scheren, wie einst die Israeliten in Jeremias Zeit.[2] Lange Gassen bildeten den Markt für

[1] Zusätze zu Daniel 5, 4. — [2] Jer. 16, 6.

Kleidungsstoffe. Gemäß morgenländischem Geschmacke waren bunte Zeuge und mit Gold- und Silberfaden durchwirkte Tücher stark vertreten. So manches Weib sah mit sehnsüchtigen Augen nach diesen Herrlichkeiten hin, um sich schließlich mit einem Fabrikat der Glarnerindustrie zu begnügen. Ein sehr bedeutender Teil des Bazars wurde vom Lebensmittelmarkt eingenommen. Da fehlte nichts, wonach einem morgenländischen Gaumen gelüsten kann, fettes und süßes Backwerk, Milch, Zucker, Kaffee, Fleisch, die Früchte der jeweiligen Jahreszeit, bei meiner Anwesenheit Orangen von Sidon, Datteln aus Kairo, getrocknete Feigen. Die Aprikosen wachsen in solcher Fülle rings um die Stadt, daß man Ende Mai oder im Juni für einige Piaster einen ganzen Scheffel voll haben kann. Nach den Aprikosen kommen Zwetschen, Pflaumen, Trauben, Feigen, Granaten, Mandeln. Das ganze Jahr hindurch fehlt es fast nie an erquickenden frischen Früchten. Herumziehende Verkäufer rufen all diese Herrlichkeiten mit anmutigen Redensarten auf den Gassen aus. „Schwalbenspeise, Schwalbenspeise, Speise für zarte Mädchen", so nennen sie das feine Backwerk. „Erfrische dein Herz", schreit der Limonade-Hausierer. „Besänftige deine Schwiegermutter", ruft ein dritter, indem er uns einen Blumenstrauß anbietet. Fromme, reiche Leute bestellen gelegentlich einen Wasserträger, daß er auf ihre Kosten kühles Wasser umsonst austeile. Derselbe singt sodann an der Ecke einer vielbegangenen Gasse: „Kommet ihr Durstigen, Wasser des Lebens umsonst", an ein altes prophetisches Wort uns erinnernd,[1] aber auch an das von unserm Herrn gerügte Ausposaunen der Wohlthaten.[2]

Von einer der Bazargassen sahen wir in den mit zierlichen Säulenhallen geschmückten Hof der berühmten Kathedralmoschee. Vor Zeiten war dieselbe eine der schönsten Kirchen des byzantinischen Kaiserreiches gewesen, und noch heute erinnert eine griechische Inschrift

---

[1] Jes. 55, 1. — [2] Matth. 6, 2.

über einer schönen aber halb zugemauerten Pforte derselben an ihren christlichen Ursprung. Die Inschrift lautet: „Dein Reich, o Christus, ist ein ewiges Reich und deine Herrschaft währt von einem Geschlecht zum andern.“ [1] Es war der Ommajade Abd el Melik, der sie zu einem glänzenden Heiligtum des Islam umbaute. Die Moschee wurde von den Moslemin als das Meisterstück aller Jahrhunderte, als eines der fünf Weltwunder gepriesen. Der Chalife stattete das Innere mit verschwenderischer Pracht aus. Er ließ Säulen von Granit, Syenit, Marmor und Porphyr zu ungeheuren Preisen herschaffen. Vieles von der einstigen Herrlichkeit ist seitdem verschwunden. Selbst die riesige Kuppel stürzte bei einem Brande ein, wurde aber später wieder aufgebaut. Der Fußboden war mit Mosaik belegt, einem Werke byzantinischer Künstler. Ein geheimnisvolles Helldunkel erfüllte den dreischiffigen heiligen Raum, indem durch die farbigen Glasscheiben der 74 Fenster nur ein düsteres Licht dringen konnte. Für die vielen hieherwallenden Pilger waren rings um die Moschee große Hospitäler errichtet. Hier entfaltete der Gottesdienst des Islam all seinen Glanz. Es war die Moschee eine Stätte ewiger Anbetung. „Niemals hört hier das Lesen des Koran und das Gebet auf weder Tag noch Nacht“, so berichtet preisend ein arabischer Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts. Damit es auch niemals an einer andächtigen Zuhörerschaft fehle, waren 600 Rechtgläubige fürs Zuhören bezahlt. Ein einziges Gebet in dieser Moschee schätzte man so viel wert als 30,000 an einem andern Ort gesprochene. Ja die fromme Phantasie steigerte sich zu dem kühnen Glauben, daß man hier Allah noch 40 Jahre lang nach dem Untergang der Welt anbeten werde. An solchen Vorstellungen mußte sich der Glaube nähren, je weniger im Lauf der Zeit die Wirklichkeit dem Traumbilde entsprach.

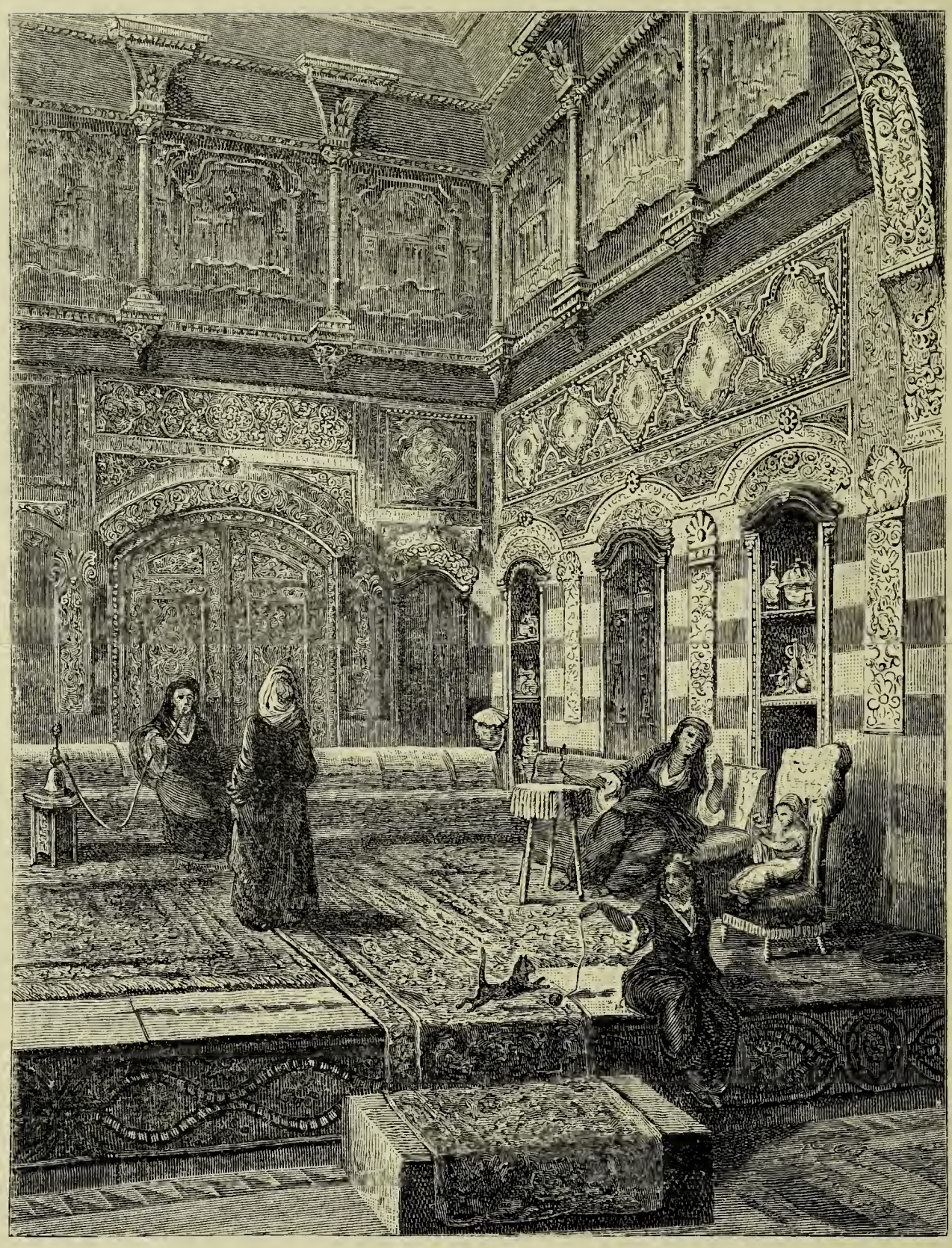
Im Quartier des Bazar, als dem volkreichesten Stadtteil gibt es zahlreiche, zum Teil sehr luxuriös ausgerüstete Bäder, die dem

[1] Ps. 145, 13. Dan. 3, 33.

verweichlichten orientalischen Städter wie einst dem Römer ein unentbehrliches Bedürfnis geworden sind. Für einige Piaster wird man da gründlich gewalkt, geseift, gerieben, abgetrocknet und kann darnach zur Beruhigung der aufgeregten Nerven ein Nargileh rauchen.

Mehr als in einer andern Stadt des vorderen Asiens haben sich die Juden in Damaskus fürstlichen Reichtum erworben. Die glänzend eingerichteten Wohnungen der hiesigen Judenaristokratie sind durch begeisterte Schilderungen der Reisenden längst auch im Abendland berühmt geworden. Gerne nahm ich das Anerbieten meines freundlichen Cicerone an, mir einige der schönsten Judenhäuser zu zeigen. Äußerlich sahen dieselben nicht viel besser aus als alle andern und auch im Vorhofe würde man kaum ahnen, wie viel Glanz und Pracht im eigentlichen Hof entfaltet ist. Im Vorhofe hat sich ein Thürhüter gebettet, der auf mehrmaliges Klopfen das sinnreiche hölzerne Schloß aufschließt und die Eingetretenen ins Innere geleitet. So wars Sitte in vornehmen Häusern schon zu Davids[1] und Christi Zeit.[2] Der Boden des Hofes ist mit zierlichen Platten von Basalt, Marmor und andern kostbaren Steinen belegt. Brunnen, Sträucher, Bäume geben erquickende Frische. Schon von außen sind die den Hof einschließenden Gemächer mit architektonischen Verzierungen geschmückt. Spiegel, Marmorsäulen, Arabeskensculpturen, mit Perlmutter eingelegtes Schnitzwerk kleiden die innern Wände, deren Höhe vielleicht von mancher Dorfkirche kaum erreicht wird. Die hölzerne Decke prangt in reicher Vergoldung. Wie die armselige Dorfhütte draußen vor der Stadt, so ist auch das Prunkzimmer des jüdischen Banquier in eine höher und eine tiefer liegende Abteilung getrennt. Von der letztern, dem Vorraume, in dem nicht selten noch ein Brunnen sprudelt zur Kühlung des Zimmers, steigt man auf zwei oder drei Marmorstufen zum Hauptraume hinauf. Köstliche Teppiche sind hier über den Fuß-

[1] 2. Sam. 11, 9. — [2] Mark. 13, 34. Apostg. 12, 13.



Saal eines reichen Hauses in Damaskus.

boden gebreitet und an den drei Seiten hin geht der niedere Diwan mit schwerem Seidendamast überzogen. Gewöhnlich besteht das Prunkgemach aus zwei großen Sälen, die mit einer offenen Halle in der Mitte eine Seite des Hausviereckes einnehmen. Auf dem platten und mit sicherer Brüstung versehenen Dache schlägt man gern in der Hitze des Sommers das Nachtlager auf. Treppen führen bald direkt vom

Hofe zum luftigen Schlafplatz empor, bald sind sie im Innern des Hauses angebracht.

Wahrlich, beim Anblick solcher Pracht drängt sich dem Kundigen die Erinnerung an die assyrischen Königspaläste auf, an deren mit Teppichen und kunstvollen Alabasterplatten geschmückte Wände und deren 16 Meter hohe Decke, noch mehr aber an die Häuser der israelitischen Großen zur Zeit der Propheten, da man mit Lehmziegeln die äußern Mauern aufbaute [1] und mit Elfenbein die innern Wände verzierte. [2]

Welch ein Gegensatz, als ich von den Palästen der jüdischen Kaufleute ins Christenquartier kam! Von einem erhöhten Standpunkt aus überschaute ich einen ungeheuren Trümmerhaufen. Da lagen Kirchen, Klöster, ganze Gassen von Hütten, Häusern und Palästen in grauenhafter Verwüstung darnieder. Es muß entsetzlich zugegangen sein, bis in dem einst blühenden, volkreichen Stadtquartier die Todesstille eingetreten, die nun so unheimlich mein Gefühl berührte. Es war am 9. Juli 1860, daß dem mordlustigen Gesindel die heißersehnte Parole zum Niedermetzeln der Christen gegeben wurde. Mehr als 8000 der letztern fanden in jenen Tagen ihr blutiges Ende. Dazu wurden 12 Kirchen, verschiedene Klöster und 3800 Häuser zerstört. Auch hier hatte, wie einst über Jerusalem, das Geschrei der wutschnaubenden Feinde ertönt: „Verwüstet, verwüstet bis auf den Grund!“ [3] Ich sah, wie die festen Säulen der großen griechischen Kirche in kleine Stücke zerschlagen waren. Da und dort ragte noch eine einzelne Wand unter den Trümmern empor zur Erinnerung, daß hier stattliche Häuser gestanden. Als ich in den verödeten Gassen umherging, sah ich an manchen Stellen Handwerksleute mit dem Wiederaufbau beschäftigt. Doch, was waren fünfzig, hundert Neubauten gegenüber dieser Trümmermasse!

---

[1] 2. Sam. 11, 9. — [2] Jes. 9, 10. Am. 3, 15. — [3] Ps. 137, 7.

So düster indes der Anblick des Christenquartiers, so reizend schön, so malerisch großartig das Bild der ganzen Stadt und ihrer Umgebung, wie es sich dem Auge auf jenem hochgelegenen Punkte nahe dem Orte der Zerstörung entfaltete. Ein großes Häusermeer dehnte sich vor mir aus, überragt durch die Minarete und Kuppeln von fast 200 Moscheen. Um die gewaltige Stadt ein breiter, dunkelgrüner Waldkranz. In der Ferne westlich die silbernen Hermongipfel. Nordwärts das furchtbar öde Gebirge Kasiun, ein schneidender Gegensatz zu der Ebene voll lachender Fruchtbarkeit. Nach Osten bis in unabsehbare Ferne flaches Land, saftige Weideplätze und große Kornfelder neben dürrer Heide, am Horizonte, nur in zarten Umrissen erkennbar, mehrere kegelförmige Höhen, Überreste längst erloschener Krater. Am Fuße des Dschebel Kasiun, höher liegend als Damaskus, die reiche Vorstadt Salahijeh, wo sehr viele wohlhabende Leute der Hauptstadt ihren Sommeraufenthalt nehmen.

Mehrmals ging ich zu den herrlichen Gärten hinaus. Wie viele Plätzchen gab es da voll idyllischer und romantischer Schönheit! Hier zwischen waldumsäumten Ufern ein breiter Strom. Mitten drin eine buschreiche Insel mit einer Mühle. Weiter unten stürzt sich laut rauschend ein Teil des Wassers in ein tieferes Bette. Dort zieht sich unter dichtem Laubdach in leiser Strömung ein Flußarm dahin. Über dem kühlen Wasser ist ein Balkon gebaut, und sind da Kaffee und Nargileh für den bereit, der länger hier weilen will. In des Sommers Hitze, wenn alles dürr und versengt ist, welch köstlicher Ruheort! Der Koran redet in allen Schilderungen des Paradieses von schattigen Bäumen und klar strömenden Flüssen. Schwebten dabei wohl Erinnerungen an Damaskus vor der Seele Muhammeds? Doch das Paradies von esch-Scham — so heißt heute die Stadt — ist immerhin noch ein irdisches; denn gerade während des Sommers erzeugen sich in der feuchten Luft zahllose stechende Insekten. Leichter als anderswo entwickeln sich hier Fieber und andere schwere Krankheiten.

Europäer halten sich im Sommer, soviel wie möglich, von Damaskus fern und suchen ihren Aufenthalt in den Bergen. Aber selten wird es auf der Erde ein Obstland geben, das an Fülle und Mannigfaltigkeit diesen Gärten gleich käme. Da gedeihen Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Pflaumen, Äpfel, Birnen, Wallnüsse, Granatäpfel, Maulbeeren, Pistazien, herrliche Trauben, die einen in Syrien berühmten Wein liefern, Oliven und Zitronen. Von Gemüse, Weizen, Bohnen, Tabak und Sesam sammelt man in den trefflich bewässerten Gartenbeeten die reichsten Ernten. Acht größere Flußarme durchschneiden das westliche Weichbild von Damaskus. Daneben gibt es noch manche herrliche Quellen, die unmittelbar aus dem Boden hervorkommen. Der Strom, Barada genannt, dem die Gärten zumeist ihre üppige Vegetation verdanken, bricht aus den Schluchten des Antilibanon hervor und ergießt sich, nachdem er segensreich die Ebene durchzogen, sechs Stunden östlich von Damaskus in sumpfige Seen. Einem Syrer mußte der Jordan im Vergleich zu diesem segensreichen, mächtigen Flusse als unbedeutend erscheinen. „Sind nicht die Wasser des Abana, d. i. des Barada, besser als alle Wasser in Israel?" so läßt der israelitische Chronikschreiber den Feldherrn Naemann sprechen.[1]

Während ich in Damaskus mich aufhielt, fielen noch mehrere Regenschauer, auf die stets eine empfindliche Kälte folgte, so daß ich wie ein alter Invalide den wärmenden Sonnenstrahlen nachzog. Da der Sonntag von meinem Gastfreunde in englisch strenger Weise gefeiert wurde, mußte ich an diesem Tag auf einen größern Spaziergang verzichten. Dafür besuchte ich den arabischen Gottesdienst, den mein Gastfreund leitete. Es sammelten sich zu demselben etwa 25 Personen. Die Frauen setzten sich hinter einen Vorhang von durchsichtigem Stoff, so daß sie den Anblick des Predigers nicht entbehrten. Es war ein Gottesdienst von reformierter Nüchternheit. Keine Kirche mit

[1] 2. Kön. 5, 12.

Gewölbe, Säulen und gemalten Scheiben, kein Orgelton und Glockenklang, kein feierlicher Gesang, keine mit südlicher Glut vorgetragene Rede. Gewiß das Ganze treu und gut, nur der Hauch des Morgenlandes fehlte.

Von Damaskus nach Beirut.

28. April.

Nach drei Tagen schon setzten wir unsern Stab wiederum weiter. An morgenländisches Leben einigermaßen gewöhnt, wurde es mir nicht schwer, in dieser kurzen Zeit einen Gesamteindruck von der berühmten, vielgenannten Stadt zu gewinnen. Für eingehendere Forschungen hätten Wochen, ja Monate nicht genügt. Indem wir uns nordwärts wandten, mußten wir mehrere Flußarme überschreiten, und stiegen sodann an der Sommervorstadt Salahijeh vorbei zum Gipfel des Kasiun empor. Als im Sommer 1099 Jerusalem dem Sturme der Kreuzfahrer erlag, sollen viele Gläubige des Islam nach Damaskus sich geflüchtet und die Vorstadt Salahijeh gegründet haben. Wie wir auf der Höhe des Berges angelangt waren, wandte ich meine Blicke zunächst rückwärts, um nochmals Damaskus zu schauen, „das Auge des Morgenlandes", wie der Kaiser Julian die Stadt genannt. Da lag sie zu unsern Füßen, mitten in der ungeheuren, nach Süden und Osten fast unabsehbaren Ebene, eine Riesenperle, in einen mächtigen Ring von grünen Bäumen eingefaßt. Seit den Tagen, da Elieser von hier wegzog, um Abrahams Knecht zu sein,[1] ist gar viel über die Stadt gegangen und hat sie samt ihrer paradiesischen Umgebung unzähligemale die Bewohner gewechselt. Aber in den Grundzügen ist das Bild voll hoher, malerischer Schönheit, welches ich zu meinen Füßen sah, die reiche Landschaft und die gewaltige Stadt, seit Jahr-

[1] 1. Mos. 15. 2.

tausenden dasselbe geblieben. Den üppigsten Schmuck zeigte es jedoch in jenem Jahrhundert, da die Ommajaden ihren Chalifensitz hier aufgeschlagen hatten. Nordostwärts senkt sich der rauhe, felsige Rücken des Kasiun zum Thale Halbun ab, dessen Wein die Kaufleute von Damaskus in Ezechiels Zeiten auf dem tyrischen Markt verkauften.[1] Vor dem Eingang des Thales zeichnete sich wie ein dunkler Flecken auf grünem Grunde das kleine Dorf Kabun, in früherer Form Hoba geheißen. Eine uralte Überlieferung heftet sich an dieses Dorf; denn bis nach „Hoba zur Linken (d. i. nördlich) von Damaskus" verfolgte einst Abraham die fliehenden Feinde.[2]

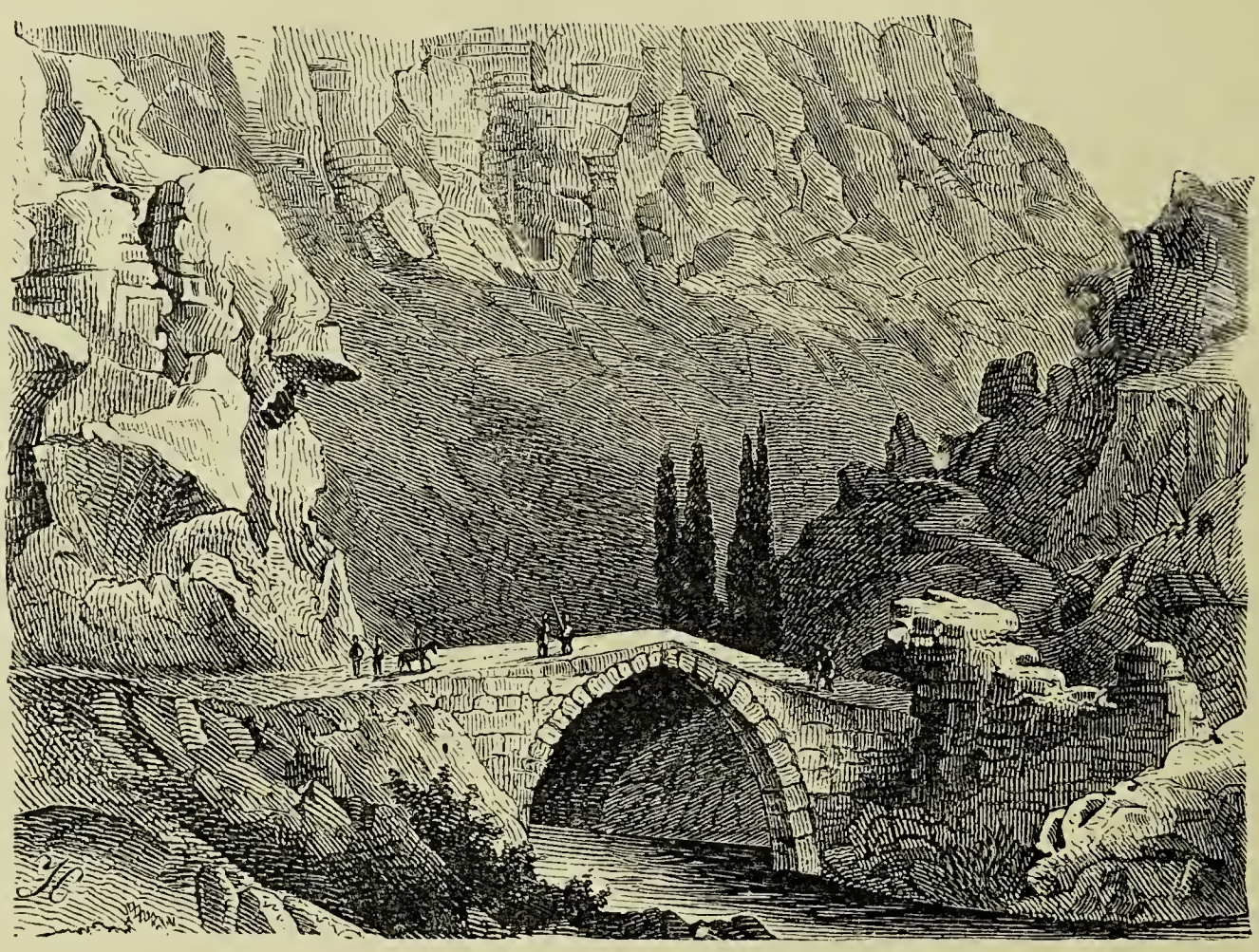
Das Gebirge, über das wir nun hinzogen, war ungemein öde. Aber einzelne Ausblicke in die Tiefe der vielfach gewundenen Schlucht des Flusses Barada zeigten im Rahmen öder Kalkfelsen Bilder reichen dunkeln Grüns. Auf langsam abfallendem Wege wanderten wir zum Fluß hinunter, überschritten beim Dorfe Dummar zunächst den nach Salahijeh führenden Kanal, dann den Fluß selbst und zogen nun geraume Zeit der Beiruter Poststraße entlang fürbaß. Der Himmel war trübe, die Luft rauh, so daß ich mich des lautrauschenden Flusses und seiner mit Pappeln reichgeschmückten Ufer nicht recht freuen konnte. Mir schien, als wäre es möglich, aus der auf dieser Strecke ziemlich breiten Thalsohle noch einen viel reicheren Gottesgarten zu machen, wenn man die Leben spendende Kraft des Alpenstromes besser benützte.

Von der Poststraße lenkten wir in einen alten, ungepflegten Saumweg ein. Derselbe führte über niedrige, sanftgeschwungene Höhenzüge, wo fast gar kein Grün das Auge erquickte. Wenn uns aber die Biegung des Weges einen Blick in die engen Seitenthäler des Barada gestattete, so schimmerten uns einzelne Dörfer im vollen Schmuck blühender Obstbaumhaine aus heimeliger Abgeschiedenheit entgegen. Es war aber wesentlich immer dasselbe Bild.

---

[1] Ez. 27, 18. — [2] 1. Mos. 14, 15.

Doch wie änderten sich die landschaftlichen Züge, als das vom Barada durchströmte Hauptthal zur engen Schlucht sich zusammenschloß! Hier hatten wir eine wilde, romantische Gebirgsgegend vor uns. Rechts und links türmten sich steile und oben malerisch gezackte Felswände empor. Eine schmale Brücke führt über den schäumenden,



Brücke über den Barada.

reißenden Fluß. Schon in römischer Zeit ging durch diesen Engpaß eine Straße, die etwa hundert Fuß über dem neuen Wege in die Felswand eingehauen worden. Klimmt man dort hinauf, so sieht man alsbald zwei noch gut erhaltene, lateinische Inschriften, aus denen wir erfahren, daß man unter dem Kaiserhaus der Antoninen zu wiederholtenmalen die Straße verbesserte. Auf der Höhe oben lag die im neuen Testamente erwähnte Stadt Abilene des Lysanias,[1] während muhammedanischer Aberglaube auf einer Felsspitze gegenüber

[1] Luk. 3, 1.

das Grab des ermordeten Abels zeigt. Es wehte ein kalter, rauher Wind und Schneewolken verhüllten den Himmel, als wir dem linken Ufer des ungestümen Flusses entlang gingen. Bei solchem Wetter kam uns das von Felsen starrende Thal doppelt schauerlich vor. Etwas oberhalb der Brücke bildete der Strom einen kleinen Wasserfall. Die Klippenwände zu beiden Seiten weiteten sich allmälig und nahmen an Höhe und Steilheit ab, so daß der Barada eine halbe Stunde ob der Brücke nicht mehr eine Schlucht, sondern ein breites, von sanften Anhöhen eingeschlossenes Thal durchströmte. Von da wurde auch der Anblick der Landschaft wieder farbiger, freundlicher. Gebüsch, Reben, Saaten und Wiesen belebten dieselbe mehr und mehr, je näher wir Zebedani rückten. Da es heute viel geregnet und geschneit hatte, so waren die kleinen Flüsse, welche vielfach den weiten Thalgrund durchschnitten, hochgeschwellt und die Wege in dem aufgeweichten Erdreich fast ungangbar.

Abends 4 Uhr langten wir in Zebedani an, einem großen von Christen und Moslemin bevölkerten Flecken, der eine ungemein liebliche Lage hat. Westlich und nördlich lehnt er sich an einen Bergabhang, während er von den andern Seiten von weiten, dichten Obstbaumwaldungen umgeben ist. Hunderte von Apfelbäumen standen gerade in herrlichem Blütenschmucke. Zu vielen Zentnern werden Zebedaniäpfel auf den Markt von Damaskus geführt. Ebenso gedeihen hier Wallnüsse, Aprikosen, Zwetschen und andere Obstarten in großem Überflusse. Viele Silberpappeln sind am Rande der Wege gepflanzt, während ich dagegen keine Waldbäume bemerkte. Wir quartierten uns im Chan ein, wo wir noch etwa fünf einheimische Gäste trafen. Sie saßen rauchend um ein Kohlenfeuer, bis eine große Schüssel voll Pilav gebracht wurde. Dieses Gericht wird in feinerer Küche aus Reis erstellt und entspricht ziemlich dem italienischen Risotto; aber das Pilav, das ich meist und so auch diesmal bekam, bestand aus halbgekochtem Weizen, der in Salzwasser gekocht und mit Schaffett

gewürzt war. Da „streckten denn alle fleißig die Hände nach dem lecker bereiteten Mahle.“ Als den ganzen Abend bis in die Nacht hinein unaufhörlich der Regen niederrauschte, freuten wir uns sehr, unter einem schützenden Dach zu sein, obgleich wir nicht gerade eine trauliche Stätte gefunden hatten.

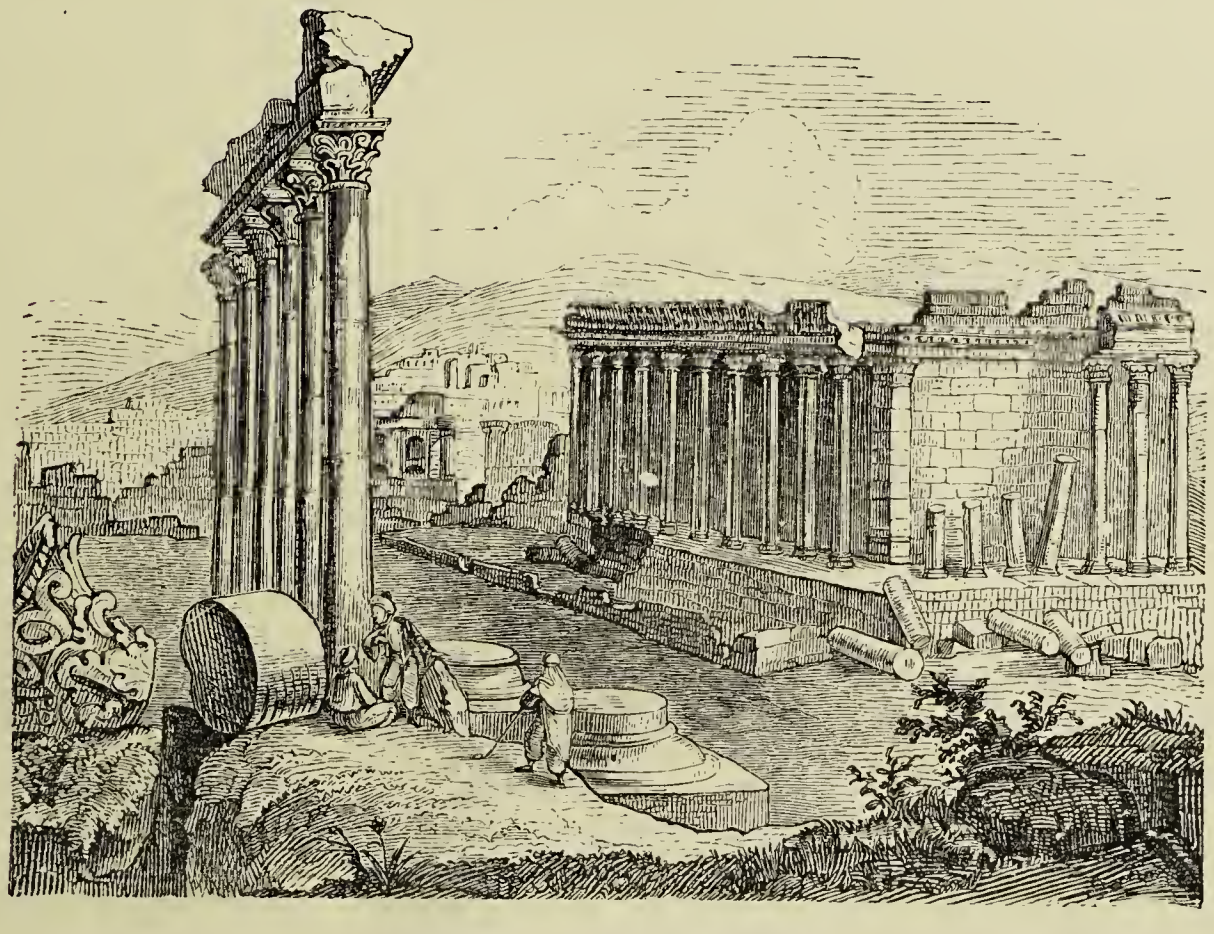
29. April.

Des folgenden Tages galt es, den Paß zu überschreiten, der vom Zebedanithal nach der Ebene Bekaa, dem Coelesyrien der Alten, hinüberführt. In der Morgenfrühe gingen wir zunächst nordwärts dem Bache von Zebedani entlang. Dann wandten wir uns nordwestlich in die Berge hinein und es begann nun ein mühsames Auf- und Niedersteigen. Jetzt einen sanften Bergabhang hinan, über eine Hochebene hin, die aber bald von einem Thale unterbrochen wird. Darauf einem Bergsaume nach, hoch über einer mehr als 300 m tiefen Schlucht, dem Wadi Jafufe, mit fast senkrechten Wänden. Zu unterst im Grunde schlängelt sich ein von grünem Gebüsch umsäumter Bach. Wie öd, verbrannt und menschenleer diese Gebirgswelt, an schauerlicher Wildheit und erhabener Wüsteneinsamkeit dem judäischen Hochland zwischen Jerusalem und Jericho vergleichbar.

Nach einigen Stunden rüstigen Wanderns gewannen wir aber eine herrliche Aussicht, die mich einigermaßen den trostlosen Charakter der nähern Umgebung vergessen ließ. Auf der Höhe des Passes angelangt, hatten wir die weite grüne Ebene Bekaa zu unsern Füßen, und zu gleicher Zeit schauten wir die schneebedeckten Häupter der beiden syrischen Alpenketten. Mittags machten wir bei Chureibeh Halt, einem armseligen Bergdorfe, dessen einziger Reichtum in Ziegen- und Schafherden bestand. Von hier aus erreichten wir bald die Ebene. So angenehm dieselbe durch ihr Grün von den kahlen Bergmassen, die wir überschritten, abstach, so einförmig und langweilig erschien sie

mir an sich, eine weite, fast ganz baumlose Fläche, da und dort ein Häuflein niederer Häuschen zu einem Dorfe vereint.

Doch als wir uns Baalbek näherten und die auf hoher Plattform ruhenden Ruinen des großen Tempels vor unsern Augen emporstiegen, gewann die Landschaft viel malerische Schönheit. Es war vor allem eine herrliche Säulenreihe, die aus weiter Ferne schon einen



Sonnentempel in Baalbek.

imposanten Anblick darbot, ähnlich wie das Parthenon auf der Akropolis für den Schiffer, der um das Vorgebirge Sunium herumgeschifft ist. Der Tempel liegt westlich von dem heutigen Flecken Baalbek, unmittelbar am Fuße des Gebirges. Von der überwältigenden Pracht und Herrlichkeit dieses kolossalen Baues sprechen alle Reisenden nur mit einer Begeisterung. Der mächtige Zauber, den derselbe in ganz einziger Weise ausübt, besteht darin, daß hier die griechische Kunst die Riesenmaße ägyptischer Monumente in ihren Dienst genommen und den übermenschlichen Verhältnissen doch überall den Stempel des

freien, allbewältigenden Geistes aufgedrückt hat. So schlank und zierlich erhebt sich da eine Säulenreihe, so leicht ruht das herrliche korinthische Kapitäl auf dem Schaft. Aber zwei Männer umspannen den letzteren nicht und das erstere hat mehr als zwei Meter im Durchmesser. Mit dem Gesims erreicht die Kolonnade eine Höhe von 23 m. Der größte Teil des Monumentes liegt in Trümmern, unermeßliche Schafte zerschlagener Säulen, riesige Architrave und Deckenstücke, alles auf das schönste gemeißelt. An dem Zerfall haben meist Erdbeben und zum Teil auch die zerstörende Wut der Menschen gearbeitet. Um die Eisenklammern, welche die einzelnen Säulenstücke zusammenhalten, zu gewinnen, hat ein barbarischer Geiz der mutwilligen Verstümmlung noch stehender Säulen sich nicht geschämt. Das ganze Gebäude ruht auf künstlicher Plattform, deren mächtige Unterbauten schon das Staunen des Wanderers erregen. In die westliche Stützungsmauer sind drei Steine eingefügt, von denen jeder mehr als 18 m lang, etwa 4 m breit und dick ist. Selbst die unterirdischen Gewölbe, auf denen der Bau zum Teil ruhte, sind aus riesigen, den Werkstücken an der Haramsmauer zu Jerusalem ähnlichen Quadern erbaut. Durch eines der Gewölbe (es dient heutzutage als Viehstall) drangen wir in das Innere der Ruinen. Die Gesamtanlage besteht aus einem Haupttempel und einem für sich abgetrennten, etwas niedriger stehenden Nebentempel. Sind auch die Säulen des ersteren bis auf jene sechs zertrümmert, welche aus der Ferne schon der Ruine einen so wunderbaren Reiz geben, so haben sich dafür die prächtigen, kunstvoll gegliederten Umfassungsmauern der ungeheuren Vorhöfe besser erhalten. Ihre muschelförmig überwölbten Nischen, ihre Verzierung mit Gesimsen und Pilastern mahnten mich auffallend an den Renaissancestil, den ich vor einigen Monaten in den großen Städten Italiens beobachtet. Weit besser ist der kleine Tempel erhalten. Eine herrliche, verhältnismäßig wenig verstümmelte Säulenreihe läuft rings um das eigentliche Heiligtum herum. Mächtige

Platten, deren Unterseite aufs zierlichste mit Gitterwerk und Reliefbüsten ausgemeißelt ist, überdachen den luftigen Gang. Das große Tempelgebäude mit seinen Höfen hat eine Länge von nahezu 300 m, das kleinere, welches ihm parallel auf der Südseite steht, ist 67,5 m lang und 36 m breit.

Wer hat dieses Riesenmonument geschaffen? Mit Sicherheit kann es niemand sagen; denn erst eine Nachricht aus dem 7. Jahrhundert schreibt es dem Kaiser Antoninus Pius zu. Nur so viel ist gewiß, daß es erst in der römischen Kaiserzeit entstand und zwar wahrscheinlich auf den Grundlagen eines weit älteren, dem syrischen Sonnengott geweihten Heiligtums. So herrlich, so edel gehalten ist der ganze Bau, vielleicht das großartigste Monument aus dem klassischen Altertum, daß sich der staunende Wanderer dessen Gründer unwillkürlich auch als religiös hochgesinnte Menschen vorstellt. Doch thatsächlich diente er dem verworfensten Kultus, in dem die wildeste Zuchtlosigkeit als ein heiliges Werk galt, und die Geschichtsbücher wissen nur von scheußlichen Greueln, die hier vorfielen, zu erzählen. Wie ganz andere Erinnerungen weckt der Tempelplatz in Jerusalem!

Ich hatte von den Ruinen aus eine recht schöne Aussicht, im Westen den Libanon, ostwärts in der Nähe einige mit leichtem Schnee bedeckte Kuppen des Antilibanon,[1] rings um die Plattform dicht bepflanzte und reichlich bewässerte Obstbaumhaine und grüne Felder, unmittelbar an der Grenze des Fleckens Baalbek, der terrassenförmig an der Halde aufsteigt, noch eine kleine, aber sehr zierliche Tempelruine. In einem der Tempelhöfe hatte eine englische Reisegesellschaft ihre Zelte aufgeschlagen. Eine ganze Herde von Pferden und Maulesel graste zwischen den zerfallenen Herrlichkeiten alter Zeit. Wir gingen in den Flecken hinauf und fanden nach einigem Herumirren im Hause eines Christen ein Unterkommen. Vom Dache des Hauses sah

[1] Talaat Musa 2670 m, Dschebel Nebi Baruch 2400 m ü. M.

ich auf den Marktplatz hinunter, wo im Frühling vorigen Jahres die altertümliche Dosehfeier begangen worden war. Nach der Schilderung eines englischen Augenzeugen hatten sich unter dem sinnbetäubenden Jauchzen und Schreien der Menge eine Reihe von Männern möglichst eng nebeneinander auf die Straße gelegt, worauf zwei Nachkommen Muhammeds, durch einen grünen Turban ausgezeichnet, auf Pferden über die Rücken dieser seltsamen Frommen hinritten, merkwürdigerweise ohne daß einer der letztern davon Schaden genommen hätte. Nach der Feier verstummte der Lärm und alles Volk nahm wieder die ruhig ernste Haltung ein, die dem Araber gewöhnlich zukommt. Wie sehr erinnert diese Sitte an jenen grausamen Brauch, demgemäß man gefangene Feinde auch eng aneinander auf den Boden hinlegte, damit Dreschschlitten, deren Kufen unten mit Messern und Sägen versehen waren, zu Ehren des Gottes, der den Sieg gegeben, über die Unglücklichen hinfahren und sie elendiglich zerschneiden und zersägen.[1] Auch eine andere alte Sitte hat sich in dieser Gegend noch erhalten. Im Sommer, wenn die Sonne ihre volle Glut wirken läßt, werden Holz- und Strohhaufen nahe bei einander aufgeschichtet und daraufhin angezündet. Wenn sodann die Flammen hoch auflodern, springen Jünglinge jauchzend durch die Feuer hindurch, wie einst auch in unsern Landen Knaben und Jünglinge am Abend des Johannestages zu thun pflegten. Je kühner das Wagnis, desto lauterer Beifall lohnt die Springer. Einst schickten auch die Israeliten ihre Söhne durchs Feuer; aber die Propheten zürnten der heidnischen Sitte.[2]

---

[1] 2. Sam. 12, 31. — [2] 5. Mos. 18, 10. Ez. 16, 21. 2. Kön. 23, 10. Der Ausdruck „durchs Feuer gehen lassen" bedeutet im Alten Testamente meist einfach verbrennen; aber ursprünglich war, wie der Wortlaut zeigt, der Sinn ein viel milderer. Bei Stellen wie 2. Kön. 16, 3. 21, 6 liegt es nahe, an die mildere Auffassung zu denken.

30. April.

Ein wunderschöner Morgen begrüßte uns, als wir am letzten Tage des April die Reise von Baalbek nach Beirut antraten. Noch gestern so schweres Gewölk und heute das reinste Blau rings über uns. Festgestampft hatte nach israelitischer Anschauung der liebe Gott die Wolken, daß sie geworden wie ein gegossener Spiegel.[1] Wir hatten den Spätregen noch in seiner ganzen Unfreundlichkeit empfinden müssen, aber jetzt wars vorbei mit dem trüben, kalten Wetter. In schnellen Schritten rückte der Sommer heran, die lange regenlose Zeit, fast unerträglich gegen das Ende, herrlich jetzt im Anfang, wo „vom Sonnenglanz und vom Regen die Erde grünte".[2] Der Weg in schräger, südwestlicher Richtung über die Ebene hin bot wenig Abwechslung. Obgleich für ein fruchtbares, reichgesegnetes Land alle Bedingungen da vorhanden sind, Wasser und lockeres Erdreich, so trug der breite Thalgrund doch kein fruchtbares Aussehen, indem der Baumwuchs gänzlich fehlte und auch die übrige Vegetation nur ärmlich vertreten war. Auf großen Steppen trafen wir da und dort weidende Herden, die aus Rindern und Eseln gemischt waren. Von links her winkte, an den Fuß des Gebirges angeschmiegt, das Dorf Bereitan, einst die erzreiche Stadt des Königs Hadadeser, von der Bibel in der Form Berothai und Berotha erwähnt.[3]

Ehe wir den Fuß des Libanon erreichten, mußten wir den Litani, der sanften, stillen Laufes in vielen Windungen die Ebene durchzieht, überschreiten. Von hier an wurde die Gegend freundlicher. Auf den untern Stufen des gewaltigen Gebirges lagerten zahlreiche Dörfer, von üppigem Grün umgeben. Wasserkanäle, von Silberpappeln umsäumt, durchfurchten Gärten und Felder. Besonders lieblich zeigte sich der Flecken Mallakah gelegen. Dort öffnet sich eine malerische Schlucht, in deren Hintergrund ich Zachleh schaute, die einst

[1] Hiob 37, 18. — [2] 2. Sam. 23, 4. — [3] 2. Sam. 8, 8. Ez. 47, 16.

blühende, von der Wut der Druſenrebellen aber im Jahr 1860 furchtbar mitgenommene gewerbreiche Stadt, unter dem Namen Chalcis in der Apoſtelzeit ein Fürſtenſitz. Aus der Schlucht bricht ein bedeutender Strom hervor, gerade jetzt von Schneewaſſer ſtark angeſchwollen, der die vielen baumreichen Gärten des Fleckens tränkt, um einige Stunden weiter ſüdöſtlich mit dem Litani ſich zu vereinen. Wenn die Schneemaſſen unter der Frühlingswärme ſchmelzen und zugleich wolkenbruchartig der „Spätregen" über die ſteilen Gehänge des Gebirges ſich ergießt, dann ſchwellen die Bäche zu Strömen an und bedecken oft weithin das tiefere Thalgelände mit Schutt, daher man in Iſrael ſprichwörtlich zu ſagen pflegte: „die Gewaltthat des Libanon wird dich bedecken".[1] In jüngſter Zeit haben die Franzoſen auf einem freien Vorſprung, hoch über dem Fluſſe, ein ſtattliches Kloſter gebaut. Das Werk war ſeiner Vollendung nahe, als wir hier durchkamen.

Von Mallakah weg hätten wir die neue Kunſtſtraße nach Beirut benutzen können. Wir zogen es aber heut noch vor, in der gleichen Richtung den alten Weg zu gehen, begleitet von vielen Mukaris. Die Gegend blieb fortwährend anmutig und ſehr belebt. Dörfer, Baumgärten, Rebgelände und dann wieder Weideplätze mit großen Rinderherden. Zahlloſe Waſſer rauſchten von der Höhe hernieder und wandten ſich in reißendem Laufe der Ebene zu, in deren Mitte dieſelben da und dort in Sümpfen faulen mußten. Beim Chane oberhalb el-Mekſeh machten wir für den heutigen Tag Halt. Mein guter Abdallah verſuchte heute abend zum letztenmal ſeine Kochkunſt für mich. Zum Feuer ſtund ihm nur Dorngeſtrüpp, deſſen Flamme, wie ſchon die Kinder Iſraels klagten,[2] ſich raſch verzehrt, zur Verfügung; aber unſer geſchickter Koch bedurfte nicht mehr, um ein Huhn zu braten. Wie er dann zu dieſem Braten noch friſches, ungeſäuertes Brot und einen Krug herrlichen Quellwaſſers herbeigeholt hatte,

---

[1] Hab. 2, 17 — [2] Pſ. 58, 10. 118, 12.

setzten wir uns zum Mahle und griffen das Werk mit Freuden an. Hernach sangen Auwad und Abdallah mit kräftigen Nasentönen ihre Lieblingslieder, der schöne Abend voll würziger Bergluft hatte es auch ihnen angethan.

An dem herrlichklaren Abend entfaltete die Landschaft, die hier vor uns ausgebreitet war, ihre ganze eigentümliche Schönheit. Am südöstlichen Horizont erhob sich der riesige Gebirgsstock des Hermon so herrlich, wie ich ihn noch nie gesehen. Alle seine Kuppen waren bis tief herab mit blendend weißer Schneedecke überzogen. Zu unsern Füßen unterhalb des mannigfaltig gegliederten Bergabhangs hatten wir die grüne, von dem Silberstreif des Litani durchzogene Ebene. Gerade südlich neben uns, etwa 60 m tiefer als der Chan, lag das Dörflein el-Mekseh freundlich in einer Einsenkung des Gebirges geborgen. Nördlich ragte hoch über uns der schneebedeckte Grat des Dschebel Keneseh.[1] Westwärts stieg die neue Straße in vielen Windungen zum Bergsattel hinauf.

Während ich nicht müde wurde, in stiller Freude an dem majestätischen Landschaftsbilde mich zu erquicken, senkten sich die Schatten ins Thal und rasch zog sich das goldene Licht des Abends an den schroffen Flühen hinauf. Noch einen letzten Schimmer über dem höchsten Schneefeld und der Tag schlief ein.

Die Herberge gehörte einem Wirt, der die Reisenden mit Milch, Wasser, Raki (Branntwein), Brot, Eiern, Hühnern und Reis bediente. Es fanden sich so zahlreiche Gäste in Chan ein, daß viele derselben in dem Raum für die Pferde, Esel und Maulesel ihr Nachtlager suchen mußten.[2] Eng gebettet schlief ich in dem schmalen andern Raum neben einem Kaufmann aus Damaskus und Abdallah. Ich hatte mich heute mehrmals verwundert, welch außerordentlich schwere Lasten die Maulesel auf sehr steilen Wegen zu tragen vermögen.

---

[1] 2030 m über Meer. — [2] Luk. 2, 7 (vergl. S. 208).

Dies ist um so merkwürdiger, als sie nur ein höchst mageres Futter bekommen, Strohgehäcksel mit etwas Gerste darunter. Andere Speise gibt man ihnen auf der Reise nicht, wie denn auch das Rindvieh im Sommer, wenn alles Gras versengt ist, damit sich begnügen muß. Sorgfältig hebt man deswegen das auf den Dreschtennen klein zertretene oder von dem Dreschschlitten zerschnittene Stroh auf, in welchem sich immer noch einige Körner finden. Dem Löwen stellt es der Prophet als vollendeten Zustand in Aussicht, daß er einst Stroh fressen werde wie das Rindvieh. [1]

1. Mai.

Welch ein herrlicher erster Maientag! Der Himmel strahlend in wolkenlosem Blau, der Dschebel Keneseh und der Hermon leuchtend in all der Pracht ihres frischen Schneegewandes, die Luft so rein und frisch! Blumen drängten tausendfach zwischen den Steinritzen hervor und Bäche groß und klein sangen mit melodischem Rauschen ihr Morgenlied. Im goldenen Sonnenglanz des Frühmorgens ragten die gewaltigen Bergmassen mit unbeschreiblicher Majestät zum Himmel auf. Wie stolz und erhaben, wie riesenfest standen sie da! „Deine Gerechtigkeit, o Gott, steht wie die Berge.“ [2] Wir machten uns mit Sonnenaufgang auf den Weg, um bei Zeiten das etwa acht Stunden entfernte Beirut zu erreichen. Nach einer Stunde schon entzog uns die Wendung der Straße jeden Rückblick auf das Thal Syriens und den Hermon. Als einzige Aussicht blieben uns öde Bergmassen, Thalkessel, Schluchten und Schründe, zuweilen ein Bach, bis das Meer sich unsern Blicken öffnete und Beirut durch eine Lücke des Gebirges gesehen werden konnte. Die Straße führte von da an während geraumer Zeit an der Südseite eines tief eingeschnittenen, gewaltig großen Thales hin, dessen Nordwand kühn bis zu den Schneeregionen emporstieg. Zahlreiche Dörfer lagen in ihm zerstreut, terrassenförmige

[1] Jes. 11, 7. — [2] Ps. 36, 7.

Anlagen rings um sie her. Auf eisenhaltigem Sandstein grünten malerische Pinienwälder neben düsteren Felswänden. Prächtig sproßten Wiesen und Saaten in den tiefern Teilen des Thales. Tut= d. i. Maulbeerbäume zu vielen Tausenden bezeugten, daß wir hier den berühmten Seidenzuchtstätten des Libanon uns näherten. In dieser romantisch schönen, reichgesegneten Gegend hatte der Fanatismus auch schrecklich gewütet. Ganze Dörfer standen verödet, weil ihre Bevölkerung niedergemetzelt oder verjagt worden war. Je mehr wir hinunterstiegen, desto lieblicher wurde die Landschaft, desto schöner der Anblick des Meeres, der Stadt Beirut und ihrer Umgebung. „Es blühte das fernste, tiefste Thal.“ Wohin das Auge schaute, hielt der Frühling seinen Einzug mit sattem Grün und unendlicher Blumenfülle. Hangende Nelken, Erdrauch, zierliche Tamarisken, mancherlei Klee, Labkraut und Kamille, Andorn und Aaronstab, Salbei, Hasenohr, Wollkraut, Frauenhaar, diese zarte Schwester unserer Farrenkräuter, Fuchsschwanz und so viele andere Pflanzen erfreuten durch ihre saftgrünen Blätter oder farbigen Blüten. Bei den Dörfern stufte sich der Abhang stets in sorgfältig unterhaltenen Terrassen ab, bepflanzt mit Weizen, Tabak, Reben, Feigen und Tutbäumen, während an rauschenden Bächen Wallnußbäume ihre dichten Schatten warfen. Die breite, wellige Sandfläche aber, deren Nordwestspitze von Beirut eingenommen wird, schien nur ein großer Wald zu sein, hier aus hellfarbigen Maulbeerbäumen, dort aus schwarzgrünen Pinien gebildet. Über das niedere Gehölz ragten Hunderte von edeln Palmen in die Lüfte, was nicht wenig zum Schmucke des Ganzen beitrug. Die Straße, welche mitten durch diese Baumpflanzungen führte, war von Reitern zu Pferd, Maulesel und Esel, von Fußgängern, von lasttragenden Kamelen, von Karren, Wagen und Kutschen überaus belebt. Den müden, durstigen Wanderer luden eine erstaunliche Menge arabischer Kaffeehäuser zur Erquickung ein. Manche derselben zeigten in ihrer Einrichtung einen Anflug von fränkischem Geschmack

und trugen auch pompöse Namen in abendländischen Sprachen an ihrer Stirne.

Es war Nachmittags zwei Uhr, als wir in Beirut eintrafen, womit meine einsamen Wanderungen ihr, ich gestehe es, sehr ersehntes Ende erreichten. Die volkreiche Stadt zeigte eine bunte Mischung von morgenländischen und abendländischen Elementen, enge Bazargassen, durch die man sich wegen des starken Gedränges mit Mühe durchwand, breitere Straßen mit eleganten Kaufläden, dunkle schmutzige Karawansereien und geschmackvoll eingerichtete Hotels, Barbiere, die ihren Schäfchen die Wolle auf offener Straße abschnitten und fein gesittete Coiffeure, die, wie auf der Firmtafel zu lesen, denselben Dienst den Fürsten geleistet, ein Völker- und Sprachengewirre ohne Ende, zumal auf dem Hafenplatz. Unter lieben Landsleuten ruhte ich aus von den Reisestrapazen und beschränkte mich, so lange ich hier weilte, auf kleine Spaziergänge.

Beirut, Berytos der Alten,[1] hat binnen 25 Jahren einen außerordentlichen Aufschwung erlebt. Die Einwohnerzahl, vor diesem Zeitraum kaum auf 15000 Seelen sich belaufend, erreicht gegenwärtig fast die vierfache Summe.[2] Obwohl es keinen eigentlichen Hafen besitzt und seine Rhede den Schiffen wenig Schutz bietet, so erfreut es sich doch eines ungemein lebhaften Seeverkehrs und steht mit allen bedeutenden Handelsplätzen am Mittelmeer in regelmäßiger Dampfbootverbindung. Durch die neue treffliche Straße hat es sich den Verkehr mit Damaskus für alle Zeiten gesichert, ja es ist dadurch der eigentliche Hafenplatz letzterer Stadt geworden. Wir waren auch auf derselben zahlreichen Frachtfuhren begegnet, die von Beirut herkamen, um europäische Waren auf den Markt von Damaskus zu führen.

[1] Der Name muß wohl als „Pinienstadt" gedeutet werden und würde dann beweisen, daß schon im höchsten Altertum ein Pinienwald in dieser Gegend bestanden hat. — [2] Im Jahr 1889 zählte man 105400 Einwohner, darunter nur 33,000 Moslemin.

Für den Personenverkehr ist durch tägliche Postfahrten gesorgt. An dem Aufschwunge Beiruts nehmen die benachbarten Dörfer auf dem Libanon Teil. Mit Eifer wird die Seidenzucht, der Wein- und Tabaksbau betrieben. In den geschützten Thälern des Libanon reift ein feuriger Wein, der im Altertum schon berühmt war, weiß doch selbst der Prophet Hosea zu berichten, wer einmal Libanonwein getrunken, vergesse ihn nimmer. [1] Wenn man aber an diesem Wein bei sömmerlicher Hitze sich erlaben will, so muß man dem Rate des alten israelitischen Weisen folgen: „Wein allein zu trinken, verträgt sich nicht, ebensowenig Wasser allein; aber Wein mit Wasser vermischt ist lieblich und gewährt angenehmen Genuß." [2]

Wie in Handel und Industrie Beirut immer mächtiger den abendländischen Einfluß spürt, so auch in den geistigen Dingen. Seit mehr als 30 Jahren hat hier die amerikanische Mission mit Eifer und Erfolg gearbeitet nicht nur für religiöse Aufklärung, sondern auch für allgemeine Bildung, indem sie Schulen einrichtete und eine treffliche arabische Druckerei anlegte. In großartiger Weise trat auch die römisch-katholische Kirche in den edeln Wettkampf ein zur Hebung des geistigen Lebens, zur Heilung der Kranken und zur Rettung verlassener Kinder. [3]

Der Drusenaufstand von 1860 wurde auch für die Stadt Beirut ein wichtiges und folgenreiches Ereignis, indem dadurch ihre Bevölkerungszahl sich hob, die christlichen Liebeswerke in ihr sich mehrten und, angetrieben vom Abendland, auch die Eingebornen Freude an einem regeren, geistigen Leben gewannen. Unter den neuen öffentlichen An-

---

[1] Hos. 14, 7. — [2] 2 Makk. 15, 40. — [3] Im Jahr 1889 gab es in Beirut sechs Hospitäler, 66 Knaben- und 36 Mädchenschulen mit 8000 Schülern und 6175 Schülerinnen, darunter 21 muhammedanische Schulen mit 2000 Zöglingen und zwei ebenfalls muhammedanische Mädchenschulen mit 500 Schülerinnen. Wer hätte noch vor wenigen Jahren gedacht, daß die Muhammedaner Mädchenschulen gründen würden! Im gleichen Jahr zählte man in Beirut 13 Druckereien und 12 arabische Zeitungen.

stalten machte mir das Waisenhaus der Kaiserwerter Diakonissen einen besonders wohlthuenden Eindruck. Mitten in Gärten voll reichen Grüns gelegen, einer weiten herrlichen Aussicht genießend, bot es mehr als hundert dem Elend entrissenen Mädchen eine Heimat sonniger Mutterliebe. Als ich die hohen, luftigen Säle des Hauses durchschritt, kamen mir die Kinder mit freudestrahlenden Augen entgegen. Wie beredt sprach dieses stumme Zeugnis für den edeln Sinn der leitenden Schwestern!

Bei Betrachtung der christlichen Bildungs- und Rettungsanstalten, im Verkehr mit gebildeten Schweizern und Deutschen fühlte ich mehr und mehr, daß ich an einem Eingangsthor zum Abendlande stehe. Meiner bisherigen Reisebegleiter, Abdallah und Auwad, bedurfte ich nicht mehr. Ich entließ sie mit dem Zeugnis, daß sie treu und gutmütig sich erwiesen und heiteren Sinnes sich in meine bescheidene und anstrengende Reiseart gefügt haben. Auwad kehrte auf seinem munteren Esel nach Nazareth zurück, während Abdallah eine Schiffsgelegenheit abwartete, um nach Jaffa zu kommen. Möge der morgenländische Christengruß sich an ihnen erfüllen: „Euer Tag sei glücklich und gesegnet.“

Heimkehr.

Den 3. Mai begab ich mich Abends an Bord des östreichischen Dampfers, der nach Smyrna zu fahren die Bestimmung hatte. Das Schiff, von Passagieren übervoll, bot auf seinem Verdeck das Bild einer morgenländischen Stadt im Kleinen. Türkische Offiziere, Eunuchen aus dem Harem des Sultans, nämlich langstielige Neger, ein greiser Pascha, kauerten oder saßen auf dem Vorderplatze, nur durch eine niedere Schranke von tätowierten Negersklavinnen aus Oberägypten

geschieden. Französische, englische, italienische, deutsche, amerikanische Herren und Damen leisteten den hochgestellten Türken Gesellschaft. Auf dem Mittel- und Hinterdeck hatten sich Araber, Griechen, Armenier, Juden und Slowaken gelagert. Die einen sättigten sich an Knoblauch und Ziegenkäse, andere rauchten, andere sangen. Jeder besaß sein eigenes Bett, bestehend in einem Teppich oder einer mit Baumwolle gesteppten Matte. Wo immer ein freies Plätzchen war, sah man solche Betten ausgebreitet, selbst auf dem Radkasten und den Deckeln über der Maschine. Die Rhede wimmelte von größern und kleinern Fahrzeugen. Es herrschte ein geschäftiges Treiben überall. Nur die französischen und englischen Kriegsschiffe, welche bleibend hier stationiert sind, lagen in träger Ruhe da. Nahe dem Strande bespülten die Wellen das Wrack des vor einigen Monaten verunglückten Dampfers Jourdain, einst ein schönes, stolzes Schiff der messageries impériales, jetzt wie ein schmächtiger Blumenstengel geknickt.

Lange noch weilte mein Auge auf dem herrlichen Landschaftsbilde, das ich im Osten vor mir hatte. Vom Meere an zieht sich die Stadt in sanfter Steigung landeinwärts. Da fast keinem Hause ein Garten fehlte, so war die harte, weißliche Farbe der Mauern ungemein freundlich von Grün durchbrochen, was der ganzen Stadt ein sehr anmutiges Gepräge verlieh. Minarete und hohe Kuppeln kündeten die Herrschaft der Rechtgläubigen an, während mehrere zerfallene Türme beim Strande an die Beschießung des Jahres 1841 erinnerten. Hinter der Stadt ragte der Libanon empor mit scharf gekanteten, malerisch abwechselnden Formen. Freilich keine grünen Matten, keine dunkeln Cedernwälder milderten die Kahlheit der aufstrebenden Felswände. Es muß vor Jahrhunderten noch anders gewesen sein, als der vielgereiste Ibn Batutah schrieb, der Libanon sei eines der grünsten Gebirge der Welt. Die höchsten Stufen waren mit Schnee bedeckt. Arabische Dichter rühmen vom Libanon, daß er auf seinen Schultern den Winter, an seinen Seiten den Frühling und an seinem Fuße den Sommer

trage, und den Sängern, wie den Propheten in Israel, galt er als Sinnbild größter irdischer Herrlichkeit. Dann ist, wie Hosea verkündet, das angenehme Jahr des Herrn für die Kinder Jakobs gekommen, wenn ihre Wurzeln ausschlagen wie der Libanon, und ihr Geruch sein wird, wie des Libanon.[1] Der Vollmond stieg hinter dem hohen Gebirg empor, als wir die Anker lichteten. Noch sah ich, wie er sein silbernes Licht über die Stadt und ihre großartige Umgebung ausgoß. Aber allmälig senkten sich die Schatten auf das Land, die Umrisse wurden unbestimmter, das unendliche Weltmeer that sich rings um uns auf und das Schiff zog einsam seinen Pfad in der schweigenden Nacht. In unermeßlicher Feierlichkeit wölbte sich der leuchtende Himmel über der stillen, dunkeln, uferlosen Flut und Gefühle der Andacht, der Wehmut und Freude erfüllten die Seele des Wanderers. Nochmals grüße ich dich, du Land des Morgens, du Heimat der heiligsten Erinnerungen, ich werde dich nicht wiedersehen. Friede sei mit dir, es möge wohl gehen allen denen, die dich lieben!

---

[1] Hos. 14, 5. 6.

Verzeichnis der angeführten Bibelstellen.

1. Buch Moses.

Kapitel	Seite
3, 7	235
12, 6 . . 272.	275
12, 8	257
13, 3	257
13, 18	109
14, 10	243
14, 15	445
15, 2	444
15, 12	131
16, 12	170
17, 3	17
18, 1	114
18, 2	103
18, 6	196
18, 6–8	18
18, 16. 33	323
18, 27	17
19, 3	150
19, 26	190
20, 5	127
21, 14	70
22, 3–5	219
23, 2	109
23, 9. 19	107
24, 65	38
28, 4	14
28, 11	257
29, 3	17
30, 1	314
31, 40	95
31, 54	150
33, 18	275
35, 16. 17	314
35, 19 ff.	218
37, 14	109
37, 17	294
37, 24	17
37, 25	140
38, 18	36
48, 7	218
49, 10	266
49, 20	339
49, 21	420
49, 26	273

2. Buch Moses.

Kapitel	Seite
2, 4. 7	313
3, 5	145
3, 8	161
12, 6. 8. 11	274
12, 7. 13	308
12, 11	137
12, 34	291
13, 21	141
16, 29	54
18, 7	11
21, 7	313
22, 2	345
22, 26. 27	241
22, 27	131
23, 11	132
23, 19	322
25, 22	47
29, 3. 9	150
35, 3 . . 54.	111
40, 38	141

3. Buch Moses.

Kapitel	Seite
3, 9	12
9, 24	17
11, 12	363
13, 45 f.	57
14, 5	66
16, 4	37
19, 28	38
21, 10	17
23, 5	150
23, 6	54
23, 10	177
23, 40 . . 54.	169
25, 4	132
26, 5	310
26, 19	136
26, 26	262
27, 32	199

4. Buch Moses.

Kapitel	Seite
9, 3	150
13, 23	109
13, 24 f.	113
19, 11	388
21, 21	83

Kapitel — Seite

22, 25 111
32, 34 83
34, 6 275

5. Buch Moses.

2, 12 123
6, 8 381
6, 9 270
8, 7—9 . . . 416
11, 10 10
11, 19 54
12, 5 f. 47
16, 18 309
21, 1—9 . . . 165
21, 4 240
21, 19 ff. . . . 9
22, 10 117
23, 11 37
24, 6 97
24, 12 f. . . . 181
24, 13 . . 131. 241
25, 2 309
25, 3 55
25, 4 286
25, 5—10 . . . 380
27, 12 271
27, 12. 13 . . . 275
28, 40 291
29, 11 230
31, 28 . . . 37. 309
32, 11 411
32, 13 18
33, 13—15 . . . 273
33, 17 287
33, 18. 19 . . . 321
34, 1 83
34, 3 179

Buch Josua.

Kapitel — Seite

2, 5 92
2, 6 179
2, 15 433
3, 15 . . 184. 186
4, 20—22 . . . 182
5, 10 182
6, 21 424
7, 2 256
8, 9 257
8, 11 256
8, 12 257
8, 28 256
8, 33 275
9, 17. 18. 26 . . 18
9, 21. 27 . . . 230
10, 10 f. . . . 19
10, 1—14 . . . 21
10, 16 160
10, 33 162
13, 2 134
15, 5 98
15, 7 175
15, 9 169
15, 10 242
15, 34 237
15, 39 137
15, 41 162
15, 58 103
15, 59 213
16, 6 267
17, 7 267
18, 12 256
18, 15 169
18, 26 18
19, 5 316
19, 12 348

Kapitel — Seite

19, 18 304
19, 27 340
19, 35 364
19, 38 386
19, 41 241
20, 7 383
21, 20 162
21, 28 348
21, 29 295
24, 1 . . 272. 275
24, 32 274

Richter.

1, 7 121
1, 10 104
1, 16 179
1, 31 335
4, 6. 12 . . . 352
5, 19 352
5, 19 f. . . . 318
5, 21 317
5, 28 . . . 7. 314
6, 2 232
6, 25 268
6, 26 341
7, 1. 22 . . . 302
9 272
9, 7—15 . . . 282
9, 15 186
9, 21 282
9, 21 ff. . . . 230
12, 4—6 184
13, 20 17
13, 25 241
14, 5 f. . . . 238
15, 4 f. . . . 238
15, 7 175
15, 59 213

Kapitel	Seite
16, 3	146
16, 4	237
16, 21	146
16, 30	146
16, 31	146. 241
18, 7. 9. 10	421
18, 27	422
19, 20	251
20, 1	23
20, 45. 47	257
21, 2	259
21, 13	257
21, 19	267
21, 19. 21	265
21, 20	265

Ruth.

3, 7	150
3, 15	202

1. Buch Samuel.

1, 6	237
1, 7–10	314
1, 9 ff.	265
3, 20	422
5, 10	160
6, 7–14	237
6, 12	237
6, 17	129
7, 1	167
7, 5–9	23
9, 13	341
9, 25	61
10, 2	218
11, 4. 15. 34	251
13, 2. 5	255
13, 5	256
13, 6	115. 232
13, 18	19
13, 20 f.	144
14, 5. 31	255
14, 9–14	254
14, 23	255
16, 11 f.	202
16, 12	280
16, 13	202
16, 18	199
16, 19 f.	202
17, 1–3	129
17, 34 f.	199
17, 35	325
17, 40	94
20, 5. 25	251
21, 1. 6	98
21, 10	129
22, 2	109. 309
22, 2. 5	110
22, 6	251
22, 19	98
23, 15 f.	110
24, 15	124
25	110
26, 11	102
26, 20	124
27, 2	129
27, 8	134
28, 4	302
28, 7–24	351
28, 24	120
29, 1	302
30, 11 f.	144
31, 1	302
31, 9–12	298

2. Buch Samuel.

1, 9	265
1, 20	129
1, 21	298
2, 1–4	110
2, 12 ff.	21
2, 13	22
2, 18	135
3, 26	104
3, 29	107
3, 31–33	109
3, 35	64
4, 5	138. 317
4, 12	109
5, 5	109
5, 6	51
5, 17–25	221
6, 2	166
6, 14	55
8, 1	380
8, 8	453
11, 2	61. 317
11, 9	439. 441
12, 2 f.	81
12, 6	345
12, 20	64
13, 20	313
13, 23. 24	149
13, 28 f.	265
15, 7 ff.	110
15, 13	85
15, 30	85
15, 32	82. 341
16, 7	175
16, 13	175
17, 11	422
17, 17	72
17, 23	315
17, 28 f.	144
18, 18	78
20. 9 f.	21

Kapitel Seite

20, 13 ff. . . . 422
21, 9 f. . . . 252
23, 4 453
23, 13—16 . . . 217
23, 28 265
24, 16. 17 . . . 44
24, 18 44
24, 22 44

1. Buch der Könige.

1, 3 f. . . . 305
1, 9. 25 . . . 73
1, 33. 38 . . . 76
1, 49 73
2, 19. 15. 13 . . 314
3, 4 21
3, 5 ff. . . . 21
5, 5 20
6, 7 88
8, 2 284
9, 11 386
9, 17 19
9, 51 162
10, 27 . . . 10. 15
11, 7 73
12, 1 272
12, 1—16 . . . 275
12, 28. 29 . . . 422
12, 32 f. . . . 259
13, 23. 14 . . . 149
13, 35 341
14, 10 346
14, 25 140
15, 20 422
15, 22 253
16, 24 288
17, 9—16 . . . 402

Kapitel Seite

18, 32 321
19, 19 117
19, 20 11
20, 23. 28 . . . 16
21, 1—15 . . . 301
21, 21 346

2. Buch der Könige.

1, 8 37
2, 19—22 . . . 178
2, 23 256
2, 25 321
3, 25 25
4, 10 305
4, 18 f. . . . 316
4, 25 321
4, 29 105
5, 12 443
6, 25—29 . . . 288
9 301
9, 8 346
9, 17—33 . . . 301
9, 30 38
9, 36 302
10, 12. 14 . . . 297
14, 8—14 . . . 238
15, 29 . . 386. 422
17, 5 288
17, 24—26 . . . 279
18, 14. 17 . . . 137
19, 8 137
19, 23 320
19, 26 13
20, 20 . . . 68. 75
23, 7 106
23, 10 67
23, 29 140
25, 1—4 . . . 91

1. Chronik.

Kapitel Seite

4, 3 314
4, 12 117
6, 72 348
6, 77 352
8, 12 14
11, 6 51
16, 39 21
21, 18 44
21, 29 21
27, 28 15
27, 29 . . . 12. 134

2. Chronik.

1, 3 21
2, 16 6
3, 1 44
5, 13. 14 . . . 47
6. 34 276
8, 5 19
11, 6 213
11, 9 137
14, 9 ff. . . . 122
20, 7 104
20, 26 102
24, 20—22 . . . 77
25, 27 137
26, 10 134
28, 18 15
30, 5 47
30, 24 47
32, 4 72
32, 5 68
32, 30 75
33, 14 76
35, 7 ff. . . . 47

Esra.

Kapitel	Seite
3, 7	6
4, 2 f.	272

Nehemia.

8, 15 f.	54. 169
8, 16	344

Hiob.

1, 18	313
3, 9	151
6, 15. 17	240
6, 18	244
7, 6	284
18, 6	131
21, 18	44
24, 16	133
29, 8	293
30, 1	20
30, 6	123
31, 21	9
37, 18	327. 453
41, 21	286
40, 25. (30)	355
42, 15	312

Pſalmen.

1, 4	44
4, 9	14
4, 19	342
8, 3	387
11, 1	243
16, 6	285
18, 5	244
18, 9	220
19, 1–7	200
22, 13	139
23, 1 f.	277. 295
23, 6	47
24, 7	93
35, 5	44
36, 7	456
42, 2. 5	47
42, 8	415
45, 9	288
48, 3	55. 56
52, 10	45
56, 9	37
58, 10	454
63, 2	136
65, 6	287
65, 11	136. 239
65, 14	95. 239
76, 5	423
80, 14	243
84, 7	263
89, 13	352
92, 13	315
92, 14. 15	45
97, 2–4	220
99, 1	47
102, 12	378
103, 15	176
104, 12	184. 366
104, 13	414
107, 40	157
109, 23	378
118, 12	454
122, 6	84. 248
125, 2	28
127, 3	314
127, 5	9
129, 6	13
137, 5	1
137, 7	441
139, 9	22. 23
145, 13	438

Sprüche.

3, 11 f.	55
7, 6	7
10, 26	21
16, 15	136
19, 13	427
22, 22	9
24, 30 f.	112
25, 11	235
25, 23	232
25, 25	118
26, 18	342
27, 15	427
27, 27	116
30, 33	255
31, 13	106
31, 15. 18	261
31, 24	355
31, 25	355

Prediger.

2, 6	215
3, 5	101
7, 7	260
10, 8	381
12, 2	429

Hohes Lied.

1, 5	325
1, 14	190
2, 1	12
2, 9	135
2, 11 f.	72
2, 17	378
3, 6	140. 141

Kapitel	Seite
3, 11	314
4, 8	418
4, 13 f.	213
4, 16	213
5, 2	181
5, 7	41
6, 1	213
6, 12	305
7, 4	415
7, 5	320
8, 8	313
8, 14	326

Jesaia.

1, 3	151
3, 18	280
3, 24	38
5, 2	200. 104. 113
5, 5	300
5, 26	250
6, 2	392
7, 2	325
7, 24 f.	291
8, 6	53
8, 14	377
8, 23	386
9, 1	386
9, 10	288. 441
10, 18	320
10, 19	324
10, 27	12
10, 28	255
10, 29	251. 254
10, 29—32	96
10, 32	98
11, 7	456
11, 8	382
11, 9	331
13, 2	250
16, 8	112
16, 10	115
17, 5	220
17, 19	167
20, 1	159
20, 4	140
21, 4	151
22, 1	61
23, 7	398
23, 8	398
25, 5	126
27, 10	126
27, 11	245
28, 1	288
30, 17	250
30, 24	286
32, 2	199
32, 20	369
33, 9	320
35, 1 f.	320
36, 2	91
37, 9. 25	140
37, 27	13
40, 7	176
40, 26	196. 258. 333
40, 31	411
41, 15	286. 310.
41, 18	273
42, 3	261
49, 15	314
49, 16	38
52, 7. 8	28
53, 9	256
54, 6	313
54, 11	49
54, 12	52
55, 1	437
55, 13	231
56, 10	41
60, 5. 6. 9	19
60, 6	337
61, 3	420
62, 4	313
62, 10	166
62, 11	56
63, 1—3	115
65, 10	12. 126
66, 13	314

Jeremia.

1, 1	95
2, 13	53
2, 20	268
2, 32	248
3, 6	268
4, 11	175
4, 13	221
4, 23	159
4, 28	176
4, 29	115
4, 30	38
5, 2	380
5, 22	331
6, 1	199
6, 7	53
6, 16	259
6, 26	314
7, 12	266
7, 13	66. 182
7, 18	139
7, 29	262
7, 32	67
7, 33	356
8, 2	356
8, 7	236

Kapitel	Seite
9, 1	367
9, 2	267
9, 12	19
9, 17	64
9, 22	136
10, 20	354
11, 16	291
11, 21	95
12, 6	268
12, 13	291
13, 1	37
13, 16	283
15, 3	74
15, 9	314
15, 18	240
15, 19	418
16, 6	436
16, 7	64
17, 3	98
17, 6	188
17, 8	71
17, 11	166
18, 2	70
20, 16	317
22, 10	54
22, 14	53. 120
22, 10	379
25, 4	182
25, 10	97. 131
25, 30	113
26, 18	51
29, 27	95
33, 10	232
33, 12	95
33, 13	199
36, 22	322
38, 6	17
40, 6	23

Kapitel	Seite
41, 12	22
43, 12	161
46, 18	352
49, 19	184
50, 44	184

Klagelieder.

2, 4. 5. 8. 9	52
2, 15	25
5, 14	9

Ezechiel.

4, 12	149
9, 2	36
13, 13 ff.	133
16, 5	314
19, 11	112
20, 28	267
21, 26	296
24, 7	64
24, 17	17
26, 12	398
26, 14	398
27	398
27, 18	445
27, 32	398
30, 3	174
34, 16	174
34, 18. 19	103
40, 2	24
43, 1 ff.	79
43, 7. 8	86
43, 7–9	79
47, 1–8	45
47, 1	79
47, 8	191
47, 16	453
47, 18	209

Daniel.

Kapitel	Seite
3, 29	133
3, 33	438
4, 9	268
6, 10	276
7, 25	127
12, 3	131
12, 7	127

Hosea.

3, 2	312
4, 15	259
5, 1	352
7, 8	196. 262
10, 5	259
10, 14	367
13, 3	286
14, 5. 6. 7	459. 462

Joel.

1, 17	125
2, 30	382

Amos.

1, 2	320
1, 8	160
3, 12	174
3, 15	288. 441
5, 19	381
6, 5	199
7, 14	10
9, 3	321
9, 13	114

Micha.

1, 6	100. 288
1, 13	137

Kapitel Seite

3, 12 . . . . 28. 51
4, 4 20
5, 2 203
5, 7 10
7, 14 321
7, 17 289

Nahum.

, 4 320

Habakuk.

1, 11 376
2, 9 367
2, 11 425
2, 14 331
2, 17 454

Zephania.

2, 4 160

Haggai.

1, 9 232
2, 19 125
2, 23 36

Zacharia.

3, 10 20
9, 4 397
9, 9 . . 101. 385
9, 11 17
11, 16 174
14, 21 355

Sirach.

8, 4. 5 108
24, 15 179

Kapitel Seite

25, 21 12
27, 2 59
28, 24 300
31, 27. 28 124
31, 32 20
38, 26 f. 149
48, 19 75
50, 5. 18 47
50, 7 48
50, 28 279

1. Makkabäer.

2, 15—25 17
2, 27 17
2, 28 243
4, 29. 61 103
5, 15 334
6, 31 103
7, 39 ff. 19
9, 2 367
9, 39 312
9, 73 255
10, 1. 39 334
10, 71 16
11, 22 334
11, 62 147
13, 25—30 17
14, 5 6
14, 9 9
14, 12 20
15, 40 459

2. Makkabäer.

12, 3 ff. 5

Tobias.

2, 10, 11 260

Matthäus.

Kapitel Seite

2, 18 218
3, 1 185
3, 2 186
3, 4 . . . 37. 185
3, 7 382
3, 12 . . 161. 286
3, 13—17 185
4, 1 180
5, 1—3 371
5, 14 278
5, 21. 27. 33 . . 360
5, 22 67
5, 35 55
6, 2 437
6, 19 133
6, 26 366
6, 30 262
6, 34 261
7, 3 222
7, 6 . . . 41. 209
7, 10 364
7, 13 92
7, 16 10
7, 26. 27 308
8, 16 159
9, 6 138
10, 10 37
10, 16 290
10, 29 367
10, 42 118
11, 7 185
11, 21—23 376
11, 23 374
13, 5—8 16
13, 10 293
13, 30 293

Kapitel	Seite
13, 32	371
13, 43	131
13, 44	92
13, 48	363
16, 13	416
18, 6	146
18, 27. 28	309
21, 2	173
21, 5	101. 385
21, 33	104. 113
22, 13	181
23, 27	9
23, 29. 31	77
24, 18	117
24, 41	97
24, 43	133
25, 1 f.	312
25, 32. 33	174
26, 23	130
26, 36	79
26, 75	65
27, 7	68
27, 22. 23. 25	55
27, 56	366

Markus.

1, 22	371
1, 30	359
1, 32	375
2, 9	138
4, 37	376
6, 3	308. 309
6, 8	37
6, 17	83
6, 31—34	375
6, 46	151
7, 2 f.	111
7, 24	386
8, 10	369
8, 27	416
8, 27—9, 30	418
10, 25	339
10, 46	175
11, 1	175
11, 8	84
11, 12—14. 20. 21	173
11, 15—18	206
13, 1	45
13, 14	244
13, 18	244
13, 34	439
13, 35	261
14, 67	241
15, 20	33
15, 33. 34	176

Lukas.

2, 7	208. 455
2, 9—14	203
2, 16	261
2, 44. 45.	259
3, 1	446
3, 3 f.	185
6, 48	308
7, 5	374
7, 11	351
9, 52 f.	293
9, 62	149
10, 4	105
10, 13—15	376
10, 25—37	280
10, 30	175
11, 38	391
12, 5	67
13, 4	70
13, 21	261
13, 24. 25	93
15, 1	375
15, 8	260
16, 20 f.	40
17, 7. 8	150
19, 1. 29. 37. 88	84
19, 4	179
19, 41 f.	85
21, 37	79
24, 13	169

Johannes.

1, 45	376
2, 1—11	345
2, 5	92
2, 20	44
4, 5	272
4, 6	275. 277
4, 10	66
4, 11	277
4, 20	277
4, 21. 23	277
5, 2 f.	53
5, 4	76
9, 7	70
11, 44	64
11, 47. 53	67
18, 1	79
19, 5	39
19, 17. 20	33
19, 23	36
19, 41	33
21, 7	37

Apostelgeschichte.

2, 12	113
8, 26—39	228

Kapitel — Seite

9, 8 433
9, 25 433
9, 32 15
9, 43 9
10, 9 17
10, 9 ff. . . . 9
12, 13 439
21, 3 f. . . . 399
21, 7 334
23, 23 327
23, 31 f. . . 19. 89
26, 14 12
27, 3 407

Römerbrief.

9, 8 55

1. Korintherbrief.

Kapitel — Seite

2, 4 407
11, 5 38

2. Korintherbrief.

11, 24 55

1. Petrusbrief.

3, 3 38

Hebräerbrief.

11, 37 71
13, 12. 13 . . . 33

Jakobusbrief.

Kapitel — Seite

1, 14 382
2, 23 104
5, 5 392

Offenb. Johannis.

11, 2 127
12, 14 127
13, 5 127
18, 22 97
21, 6 . . . 66. 344
21, 18 52
21, 25 93
22, 2 41
22, 15 269
22, 17 72

DS107 .F989
Wanderungen durch das heilige Land.
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00066 4682